

Abbie Taylor

Denn niemand wird dir glauben



PSYCHOTHRIILLER

GOLDMANN

Abbie Taylor

Denn niemand wird dir glauben

Thriller

Buch

Für Emma Turner wird eines Abends in der Londoner U-Bahn der Alptraum einer jeden Mutter wahr: Beim Einsteigen lässt sie ihren dreizehn Monate alten Sohn Ritchie vorgehen und dreht sich kurz um, um noch die Einkaufstaschen und den zusammengeklappten Kinderwagen in die Bahn zu stellen. Doch da schließen sich die Türen und Emma bleibt getrennt von ihrem Sohn völlig verzweifelt am Bahnsteig zurück. Bevor die Bahn jedoch in den Tunnel einfahren kann, gibt ihr eine Frau in dem Abteil, in dem sich jetzt auch Ritchie befindet, zu verstehen, dass sie an der nächsten Haltestelle auf sie warten wird. Und tatsächlich, als Emma noch immer völlig außer sich an der nächsten Station eintrifft, sitzt ihr Sohn unversehrt auf einer Bank am Gleis, und die hilfsbereite Fremde passt auf ihn auf. Diese stellt sich als Antonia vor und versucht Emma zu beruhigen. Sie macht ihr den Vorschlag, auf den Schreck noch gemeinsam etwas trinken zu gehen. Emma zögert zunächst, doch als Antonia ihr anbietet, von dort ihren Mann anzurufen, damit er Emma und ihren Sohn mit dem Auto abholt und nach Hause fährt, willigt sie schließlich ein. Sie ist erleichtert, dass sie für den Nachhauseweg nicht wieder die U-Bahn nehmen muss, denn der Schock sitzt noch tief. Doch dann passiert das Unfassbare: Als Emma Antonia im Café für einen Moment aus den Augen lässt, ist diese verschwunden – und hat Ritchie mitgenommen. Emma verliert das Bewusstsein, und als sie wieder zu sich kommt, befindet sie sich im Krankenhaus. Sie erzählt der Polizei ihre Geschichte, doch man glaubt ihr nicht, denn keiner will gesehen haben, dass das Kind zu ihr gehörte. Emma ist krank vor Sorge um das Wohl ihres Sohns, und qualvolle Stunden zwischen Bangen und Hoffen beginnen, in denen Emma nichts unversucht lässt, um Ritchie zu finden ...

Kapitel 1

SONNTAG, 17. SEPTEMBER
ERSTER TAG

Am oberen Ende der Treppe saß eine Gruppe von Teenagern mit ausgestreckten Beinen angelehnt an der Wand. Sie blockierten fast den ganzen Durchgang. Die Jungen trugen schwarze Bomberjacken und hatten alle den gleichen Gesichtsausdruck: leer, hart, gelangweilt. Noch bevor Emma sie sah, konnte sie ihre Stimmen von den Kachelwänden widerhallen hören. Die Teenager verstummten, als sie Emma entdeckten.

»Verzeihung«, sagte Emma höflich.

Sehr langsam zogen die Jungen die Knie an. Emma hatte gerade genug Platz, um vorbeizukommen. Sie musste mitten durch die Gruppe hindurchgehen und spürte die Blicke. Die Gang beobachtete schweigend, wie Emma sich auf der Treppe mit Ritchie im Buggy und den Einkaufstüten abmühte.

Sie war froh, als sie den Fuß der Treppe erreicht hatte und um die nächste Ecke biegen konnte. Der U-Bahnsteig war menschenleer und hell erleuchtet. Emma warf einen Blick über die Schulter. Die Jungen waren ihr nicht gefolgt.

»Alles klar, Rich?« Erleichtert hockte sie sich neben den Buggy. Sie war keine besonders ängstliche Person, aber jetzt hoffte sie, dass der Zug bald käme.

Ritchie – kräftig, pausbäckig, dreizehn Monate alt – hatte zu quengeln angefangen. Er bog den Rücken durch und rieb sich mit den kleinen Fäusten die Augen.

»Müde, hm?« Emma schaukelte den Buggy. »Bald sind wir zu Hause.«

Sie war selbst müde. Sie hatten einen langen Tag hinter sich, eine Reise einmal quer durch London, bis zum East End. Emma hatte unbedingt nach draußen gewollt, aber an einen weiteren Fußmarsch zum Hammersmith Broadway oder zur North End Road war jetzt nicht mehr zu denken. Sie waren den ganzen Tag unterwegs gewesen, zwischen den Ständen am Spitalfields Market herumspaziert, hatten ein paar Hosen und Hemden für Ritchie gekauft, sich in ein kleines, belebtes Café gesetzt und Kaffee, Scones und einen Bananensplit bestellt. Dann hatten sie den Bus nach Mile End genommen und einen Spaziergang am Regent's Canal gemacht, um die Schwäne und die Langboote mit den bunt bemalten Blumentöpfen zu beobachten. Aber dann war es kalt geworden und Zeit, nach Hause zu gehen. In der Dämmerung sah der Kanal wie von einer grünen Schleimschicht überzogen aus, und ein verrosteter Einkaufswagen ragte aus dem Wasser. Sie mussten ziemlich lange laufen,

um einen U-Bahnhof zu finden; die Einkaufsstüten fühlten sich doppelt so schwer an und schlugen Emma beim Gehen an die Beine. Sie war erleichtert, als sie vor sich über dem Asphalt endlich das vertraute, blau-rote Kreissymbol der Londoner U-Bahn entdeckte.

»Muh.« Ritchie lehnte sich aus dem Buggy, um mit seinem orangefarbenen Eis am Stiel nach ihr zu schlagen. Klebrige Flüssigkeit tropfte auf seinen Ärmel.

»Ach, verdammt noch mal.« Emma spürte, dass sie Kopfschmerzen bekam.
»Wozu wolltest du es dann haben?«

Unwirsch nahm sie Ritchie das Eis ab und begann, ihm Gesicht und Hände zu säubern. Sie schaute sich nach einem Mülleimer um. Natürlich war nirgends einer zu sehen. Es war Sonntagabend und Viertel vor acht. Anscheinend waren alle anderen heute längst zu Hause. Emma hätte den Stiel einfach auf die Gleise werfen können. Aber dann wickelte sie ihn doch in ein Taschentuch und steckte ihn in ihre Handtasche. Die Mineralwasserwerbung an der gegenüberliegenden Tunnelwand zeigte eine Landschaft. Bäume, Wasser, Ruhe und Frieden.

Ritchie fing wieder zu heulen an und zerrte an seinen Gurten.

»Na schön.« Was konnte es schon schaden, ihn herauszulassen?

Als Emma sich hinkniete, um den Gurt zu öffnen, drang ein schwaches, schrammendes Geräusch aus den Tiefen des Tunnels. Die U-Bahn.

Emma hatte schon immer gefunden, dass der Lärm einer sich nähernden U-Bahn etwas Bedrohliches hatte. Weil man sie hören, aber nicht sehen konnte; weil die Gleise erzitterten, wie um irgendein monströses Ding anzukündigen, das gleich aus der Finsternis herausschießen würde. Schnell hob sie Ritchie aus dem Buggy und stellte ihn auf den Bahnsteig. Auch er hatte den Krach gehört und sich umgedreht, um in den Tunnel zu starren, während der Luftzug mit dem blonden Flaum auf seinem Kopf spielte. Emma hielt Ritchie am Laufgeschirr fest und bückte sich, um mit der freien Hand den Buggy zusammenzuklappen. Das Geräusch wurde lauter. Ritchie drückte sich an ihr Bein und klammerte sich mit beiden Händen an ihrer Jeans fest. Obwohl sie so abgelenkt war, konnte sie sich hinterher genau an dieses Bild von ihm erinnern: das runde, kleine Gesicht, die aufgerissenen Augen, die zu einem O geformten Lippen, während er in den Tunnel starrte und auf das Monster wartete, das herauskommen würde.

»Da!«, rief Ritchie begeistert, als die Scheinwerfer im Tunnel aufblitzten. Er ließ Emmas Jeans los, um darauf zu deuten. Die schmutzigen, weiß-blauen Wagons ratterten in den U-Bahnhof. Das Kreischen und Quietschen der Bremsen prallte von den Kachelwänden ab; die U-Bahn wurde langsamer und blieb schließlich stehen. Das Röhren des Motors brach abrupt ab, so wie ein ausgeschalteter Ventilator.

Stille.

Eine Sekunde später sprangen die Türen mit einem Rums auf.

»Los geht's«, sagte Emma.

Das musste sie Ritchie nicht zweimal sagen. Emma steuerte ihn zur Tür eines leeren Waggons. Sie hielt sein Laufgeschirr fest gepackt und zog es ein bisschen in die Höhe, um ihm beim Einsteigen zu helfen. Ritchie kletterte auf Händen und Füßen hinein; seine Windel schaute oben aus der Cargohose heraus. Sobald er es über die Schwelle geschafft hatte, stand er wieder auf, zufrieden mit sich selbst.

»Muh«, sagte er und winkte sie mit seiner pummeligen Hand herein.

Während der folgenden Wochen erinnerte Emma sich meistens an dieses Bild von ihm. Wie er da auf der Schwelle stand mit dem breiten Grinsen, dem zerzausten Haar und dem blauen Fleecepullover mit dem lächelnden Elefanten vorne drauf. Nichts an ihm war anders als sonst, nichts, was Emma nicht schon tausendmal zuvor gesehen hatte. Kein Flüstern in ihrem Kopf, das ihr geraten hätte, ihn an sich zu reißen und nie wieder loszulassen. Er winkte immer noch, während sie den Buggy neben ihm abstellte und sich umdrehte, um nach den Einkaufstüten zu greifen. Als sie sich bückte, hatte Emma das Gefühl, an einer Hand einen leichten Seitwärtsruck zu spüren. An der Hand, die Ritchies Laufgeschirr hielt. Es war nur eine Kleinigkeit, aber es war ihr gleich seltsam vorgekommen; Emma erinnerte sich, sofort die Stirn gerunzelt zu haben. Noch bevor sie sich aufrichten und nachsehen konnte, wusste sie, dass etwas nicht stimmte.

Rrrrums.

Sie wirbelte herum. Einen Moment lang konnte sie nicht glauben, was sie sah. Ihre Gedanken liefen im Zickzack. *Was fehlt in diesem Bild?* Sie hielt Ritchies Laufgeschirr immer noch in der Hand, aber die Waggontür war zugefallen.

Vor ihrer Nase zugefallen, und Ritchie stand auf der anderen Seite.

»Himmel!«

Emma ließ die Tüten fallen, sprang an die Tür und versuchte, die Finger in den Spalt zu zwängen. Durch das Fenster konnte sie Ritchies Scheitel erkennen.

»Warte«, rief sie, »ich komme!«

O Gott, wie öffnete man gleich die Tür? Eine Sekunde lang verschwamm alles. Dann fand Emma den »Tür auf«-Knopf und drückte darauf. Nichts passierte. Sie drückte erneut darauf, fester diesmal. Immer noch nichts. Sie begann, mit den Fäusten gegen die Tür zu hämmern.

»Hilfe!« Eilig sah sie sich auf dem Bahnsteig um. »Mein Kind ist da drin.«

Ihre Stimme schwoll kurz an, schrill und kraftlos, und verhallte dann wieder. Der Bahnsteig war menschenleer. Nichts als düstere Betonwände, Metallbänke an den Wänden, die schweigenden Tunnel zu beiden Seiten.

»Mist.« Emmas Herz klopfte. Sie fühlte sich plötzlich hellwach, auf dem Sprung. Sie schaute sich wieder um, und diesmal entdeckte sie an der Wand einen roten Kasten mit Glasabdeckung. Der Feuermelder. Instinktiv machte sie einen Schritt darauf zu. Dann hielt sie inne. Um an den Kasten zu kommen, würde sie Ritchies Laufgeschirr loslassen müssen. Sie schwankte, unfähig loszulassen und den Kontakt zu ihrem Sohn auch nur für eine Sekunde zu unterbrechen.

»Hilfe!«, rief sie wieder, lauter diesmal. »Helfen Sie mir!«

Sicher müsste irgendwer sie hören. Sie befand sich in einem öffentlichen Raum, verdammt noch mal. Sie war mitten in London.

Dann fiel ihr etwas auf. Der Zug hatte sich nicht bewegt. Die Türen schienen seit Ewigkeiten geschlossen, aber die U-Bahn stand immer noch da.

»Sie wissen, dass wir hier sind.« Erleichtert sackte Emma zusammen. Natürlich. Der Zug konnte nicht abfahren, solange das Laufgeschirr in der Tür klemmte. Der Fahrer hatte sie im Spiegel oder auf dem Monitor oder sonst wo entdeckt. In einer Minute würde jemand auftauchen, um ihr zu helfen. Sie blieb stehen, wartete, wusste nicht, was sie tun sollte. »Alles in Ordnung«, beruhigte sie sich. »Alles in Ordnung.«

Sie schaute wieder hinein, um nach Ritchie zu sehen. Dann erschrak sie. *Was war das?* Diese Bewegung ganz hinten, am anderen Ende des Waggons?

Irgendjemand war da drin. Da drin bei Ritchie.

Emma riss den Kopf hoch und spürte, wie Angst sie durchschoss. War der Waggon wirklich leer gewesen? Sie hielt angestrengt nach einem Fremden Ausschau, aber eine Haltestange blockierte die Sicht. Dann bewegte sich die Person wieder, und Emma erkannte eine Frau.

Die Frau beugte sich in den Mittelgang und spähte vorsichtig durch die Fensterscheibe. Sie wirkte älter als Emma, etwa so alt wie ihre Mum vielleicht, blond und ordentlich frisiert. Sie wirkte vernünftig. Sie wirkte besorgt.

Sie wirkte normal.

Emma atmete wieder.

»Mein Kind!«, rief sie und versuchte zu lächeln. Sie zeigte auf Ritchie. »Mein Kind ist da drin.«

Die Frau machte ein entsetztes Gesicht und schlug sich die Hand vor den Mund. Die Geste bedeutete: »Was soll ich tun?«

»Machen Sie die Tür auf.« Emma gestikulierte mit der freien Hand. »Suchen Sie den Alarmknopf und drücken Sie drauf.«

Die Frau nickte, trat einen Schritt zurück und fing an, über und neben der Tür zu suchen.

Was für ein Tag. In einem Anflug von Schwäche lehnte Emma die Stirn an die Fensterscheibe und starrte zu Ritchie hinunter. Er saß auf dem Boden, hatte ihr den Rücken zugekehrt und zog am Reißverschluss seines Fleecepullovers. Sie konnte nicht mehr als seinen Scheitel sehen. In was für eine blöde Lage waren sie bloß geraten! Es war so anstrengend, eine Mutter zu sein. Man durfte sich nicht entspannen, man durfte nicht den Blick abwenden, nicht eine Sekunde lang. Wahrscheinlich würden die blonde Dame und sie lachen, wenn die Tür erst offen und Emma eingestiegen wäre und Ritchie auf ihrem Schoß säße.

»Das war aber ziemlich knapp«, würde die Dame sagen und vielleicht denken, dass Emma sich ein wenig leichtsinnig verhalten hatte. Aber sie würde kein Aufhebens machen deswegen.

»Ich weiß. Man wünscht sich Augen im Hinterkopf.« Und Emma würde lächeln, Ritchie an sich drücken und sich abwenden. Dann wären sie wieder zu zweit. Dann wäre alles wieder so wie immer.

Sie konnte Ritchies Gewicht schon auf ihren Knien spüren, den Apfelduft des Shampoos in seinen Haaren riechen. In ihrem Kopf war alles wieder in Ordnung. Deswegen brauchte sie einen Moment, um zu begreifen, dass die Waggontüren sich immer noch nicht geöffnet hatten.

Emma hob stirnrunzelnd den Kopf.

Im selben Moment ließ die U-Bahn ein lautes Zischen hören.

Emma verlor jede Selbstbeherrschung.

»Hilfe!« Sie hämmerte wie wild gegen das Fensterglas. »Bitte! Die Bahn fährt los!«

Die Dame trat ans Fenster und sagte etwas. Ihre Lippen machten: »Äh. Op. Äh. Op.«

»Was?«

»Äh. Op.«

Die Frau gestikulierte entschlossen, deutete auf Emma und dann zur Seite, nach vorn, Richtung Tunnel.

»Was?« Emma starrte sie verwirrt an. Sie versuchte, der Frau mit heftigem Kopfschütteln zu signalisieren, dass sie nichts verstanden hatte.

Ein zweites lautes Zischen.

Und dann ein Ruck.

O Gott.

Die Bahn bewegte sich.

»Nein!« Emma hielt Ritchies Laufgeschirr fest gepackt und stieß einen hohen, schrillen Angstschrei aus. »Bitte! Anhalten!«

Die Bahn fuhr an. Emma setzte sich in Bewegung. Ehe sie sich versah, trottete sie nebenher.

»Anhalten! Stopp! Anhalten!«

Einen Augenblick später begann sie zu laufen. Alles ging so schnell. In der einen Sekunde bewegte der Zug sich überhaupt nicht, in der nächsten raste er schon auf den Tunnel zu. Emma rannte so schnell sie konnte, um mit dem Laufgeschirr mitzuhalten. Ihre Ohren füllten sich mit Lärm. Vor ihr leuchteten die Warnhinweise: Gefahr! Stopp! Die Schilder kamen ihr entgegengesaut, aber Emma konnte nicht anhalten. Sie wusste nicht, ob sich ihre Hand im Laufgeschirr verfangen hatte oder ob sie es nur besonders fest hielt; aber sie wusste, sie würde nicht loslassen. Die Absperrung kam immer näher. O Gott. O Gott. O Gott.

Irgendetwas riss ihren Arm zurück und brachte sie so abrupt zum Stehen, dass sie sich um die eigene Achse drehte. Mit einem heißen Brennen rutschte die Halteschleife des Geschirrs über ihre Hand, und sie spürte einen stechenden Schmerz an den Fingern, als die Schleife kurz hängenblieb und ihr dann entglitt. Emma strauchelte, wirbelte herum, stürzte hart auf die Knie. Mit einem Donnern verschwand die U-Bahn im Tunnel, ein hohles Dröhnen, das über Emma hinwegwogte, ein animalisches Geheul aus Schmerzen und Wut.

Und dann nichts mehr.
Stille.

Ritchie, dachte Emma durch den Nebel aus Benommenheit und Entsetzen hindurch. Sie hockte auf Händen und Knien am Ende des Bahnsteigs, ihr Kopf stieß fast an die Absperrung, hinter der ein Wald aus Warnschildern stand. *Ritchie ist weg. Ich habe ihn nicht mehr. Er ist weg.*

Ihr wurde schlecht. Sie würde ohnmächtig werden. In ihrem Mund und in den Händen breitete sich ein Taubheitsgefühl aus.

Was hatte die Frau gesagt?

Äh. Op.

Nächster. Stopp.

Emma ignorierte die Schmerzen in Händen und Knien und rappelte sich auf. Seltsamerweise lag hinter ihr ein Mann auf dem Boden. Emma blieb nicht stehen, um sich Gedanken über ihn zu machen. Sie rannte über den Bahnsteig und hielt panisch nach der Anzeigetafel Aussschau, von der man ablesen konnte, in welchen Abständen die Züge verkehrten.

Im nächsten Moment war der Mann wieder bei ihr. Er lief rückwärts, um ihr ins Gesicht zu sehen.

»Hey«, rief er, »was haben Sie sich dabei eigentlich gedacht? Warum haben Sie nicht losgelassen?«

Emma ignorierte ihn. Die Anzeigetafel, o Gott, wo war die Anzeigetafel?

»Haben Sie nicht gehört?« Der Mann versperrte ihr den Weg und zwang sie stehen zu bleiben.

»Bitte ...« Emma versuchte, sich an ihm vorbeizudrängeln.

»Sie hätten sterben können!« Der Mann beugte sich vor, er war größer als sie. Sein Gesicht verschwamm. »Wenn ich Sie nicht zurückgehalten hätte, wären Sie unter die Räder gekommen. Alles wegen dieser verdammten ... was war es überhaupt? Eine Designerhandtasche?«

»Das war keine Handtasche«, kreischte Emma, »das war mein Kind!«

»Was?«

»Mein Kind!« Emma schrie ihm ins Gesicht.

»Meinkindmeinkindmeinkind!«

Ihre Stimme wurde brüchig. Sie schlug sich die Hände vor den Mund.

»Verdammte Scheiße.« Der Mann erbleichte.

Emma stieß ein langgezogenes, klagendes Schluchzen aus und schob sich an ihm vorbei, auf die Tafel zu. Vor ihren Augen tanzten Punkte, dazwischen konnte sie die Anzeige erkennen. Nächster Zug: eine Minute. Ihr eigener Atem piffte ihr in den Ohren. Eine Minute. Eine Minute.

»Verdammte Scheiße.« Der Mann stand wieder neben ihr. »Ich werde den Notknopf drücken.«

»Nein!« Emma fuhr herum. »Tun Sie das nicht!«

»Was?«

»Ich muss zur nächsten Station.« Emma hatte Mühe, deutlich zu sprechen und sich ihm verständlich zu machen. »Im Zug war eine Frau. Sie wird da mit Ritchie aussteigen.«

»Eine Frau? Sind Sie sicher?«

Emma konnte die Anspannung um ihre Augen spüren. Sie sah die Lippen der Frau vor sich, die die Worte formte: *Äh. Op. Nächster Stopp*. Das hatte sie gemeint. Oder nicht?

Ein Rattern auf den Gleisen. Der Luftzug blies ihr die Haare ins Gesicht. Sie fuhr herum und starrte in den Tunnel.

»Warum hat sie nicht den Alarmknopf gedrückt?«, fragte der Mann.

Emma biss sich auf die Lippe. O Gott, U-Bahn, komm doch endlich. Bitte. Bitte. Komm schon.

Der Mann sagte: »Hören Sie mal, ich glaube wirklich ...«

»Nein, jetzt hören *Sie* mal.« Emma stürzte sich wütend auf ihn. »Ich weiß, dass Sie helfen wollen, aber drücken Sie bitte *keine* Alarmknöpfe. Damit würden Sie

die Züge anhalten, aber ich will zur nächsten Station, zu Ritchie. Also bitte ... gehen Sie einfach weg, und lassen Sie mich in Ruhe!«

Inzwischen war die U-Bahn eingefahren. Emma war drinnen, kaum dass sich die Türen geöffnet hatten. Sie marschierte durch den Mittelgang bis ans Ende des Waggons, so als käme sie Ritchie dadurch näher.

Der Mann rief zum letzten Mal.

»Hey!« Er winkte mit irgendeinem Gegenstand. »Ist das Ihre ...«

Und dann schlossen sich die Türen.

Emma stand schwankend am Fenster des U-Bahn-Waggons, ihre Nase berührte fast die Scheibe. Der dunkle Tunnel verwandelte das Fenster in einen Spiegel. Sie sah ihr bleiches Gesicht, einen hellen Fleck, der vom Glas in die Länge gezogen und verzerrt wurde. Da saßen noch andere Passagiere im Wagen, aber Emma nahm niemanden wahr.

»Komm schon, komm schon«, flüsterte sie. Sie litt Höllenqualen, das Verlangen, Ritchie zurückzubekommen, brannte wie ein körperlicher Schmerz; Emma hatte das panische Gefühl, nicht genug Sauerstoff zu kriegen. Sie stellte sich vor, wie sie ihn an der nächsten Haltestelle umarmen und ihr Gesicht in seine samtige Halsbeuge drücken würde.

Die Stimme dieses Mannes.

Warum hat sie nicht den Alarmknopf gedrückt?

Irgendetwas sog von innen an Emmas Lunge. Sie versuchte zu atmen, aber es ging nicht.

Was, wenn sie die nächste Haltestelle erreichte und Ritchie nicht da war?

Nein. Nein. Das durfte sie nicht einmal denken. Natürlich würde er da sein. Die Frau hatte nett ausgesehen. Was sollte sie tun, außer mit ihm auszusteigen? Es war nur logisch. Sie hatte gesagt: Nächster Stopp. Sie hatte es gesagt. Emma stellte sich wieder vor, wie sie mit Ritchie zusammen war, dachte an seinen kleinen, warmen Körper, seinen Geruch. Ihre Augen kribbelten. Sie war ihm eine lausige Mutter gewesen. Nicht nur heute, sondern jeden Tag, seit seiner Geburt. Er hatte etwas Besseres verdient als sie. Sie schlug sich eine Hand vor den Mund, um den Schmerz zu lindern, die Tränen zurückzuhalten, die Schuldgefühle. Sie würde es wiedergutmachen. Ganz bestimmt. In der nächsten Minute schon. In weniger als einer Minute. Wie lange würde die U-Bahn noch brauchen? Wann wäre der Tunnel zu Ende? Wie lange noch, bis sie im Fenster nicht länger ihr eigenes Gesicht sah, sondern den Bahnsteig, auf dem Ritchie stand?

Und wenn er nicht da war?

Der Tunnel verschwand. Die Außenwelt tauchte auf, ein dunkelblauer Himmel, Ziegelwände, zusammenlaufende Gleise. Dann waren sie im U-Bahnhof; Lichter,

Bahnsteige und Plakatwerbung. *Ra-ta-ta*. Der Zug wurde langsamer; Emma suchte mit ihrem Blick den Bahnsteig ab, ihre Lunge war wie verschnürt, wie von der schweren Last zusammengequetscht. Auf einer Bank saß eine Frau mit einem Kleinkind, und es war ihre Frau, es war ihr Kind, es war Ritchie. O Gott, o Gott, o Gott. Emma war kurz davor umzukippen. Sie schaffte es, aufrecht stehen zu bleiben, bis der Zug hielt und die Türen aufsprangen; dann rannte sie los und stürzte auf die Bank zu. Ritchie saß froh und munter auf dem Schoß der Frau und kaute an seinem Ärmel herum. Die Frau sah sie lächelnd an. Als Emma die Bank erreicht hatte, stand die Frau auf und hielt Ritchie wie ein Präsent in die Höhe. Emma packte ihn und küsste ihn ab, seine Wangen, seine Stirn, seine Ohren; sie drückte sich seinen flaumigen Kopf an den Hals. Sie presste ihn an sich, bis sie beide keine Luft mehr bekamen, und immer wieder rief sie schluchzend seinen Namen, das Gesicht an seine kleine, seidenweiche Wange gedrückt.

Kapitel 2

»Nggh.« Ritchie heulte auf, drückte den Rücken durch und schob Emma mit den Fäusten von sich. Sie erdrückte ihn. Sein Atem roch nach Zwieback und Orangeneis. Emmas Arme waren zu schwach, um ihn zu halten. Sie musste sich hinsetzen. Ihr Blickfeld verdunkelte sich an den Rändern.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte die Frau. Ihre Stimme schien von weit her zu kommen. »Soll ich ihn nehmen?«

Im nächsten Moment spürte Emma, wie Ritchie aus ihrem Arm gehoben wurde. Sie spürte die Sitzbank in den Kniebeugen und ließ sich niedersinken. In ihren Ohren toste ein Brandungsgeräusch. Sie schloss die Augen und beugte sich vor.

Nach einer Weile ebte das Tosen ab. Der Bahnsteig und alles ringsum wirkte wieder ganz normal.

Emma setzte sich auf.

»Vielen Dank«, sagte sie und brach in Tränen aus.

Sie wusste nicht, wie lange sie geweint hatte. Wahrscheinlich nicht länger als ein paar Sekunden, aber als sie aufblickte, starrte Ritchie, der immer noch auf dem Schoß der Frau saß, sie mit offenem Mund an. Ein langer Speichelfaden hing an seiner Unterlippe, nur wenige Zentimeter über dem teuer aussehenden Jackenärmel der Frau. Das brachte Emma wieder zu sich.

»Es tut mir leid.« Sie drückte sich die Handballen an die Augen. »Wir sind zu zweit, der Kleine und ich. Es ist manchmal nicht einfach. Es tut mir leid. Es tut mir leid.« Sie schüttelte den Kopf. »Sie wollen das gar nicht hören. Sie müssen mich für eine schreckliche Mutter halten.«

»Unsinn«, murmelte die Frau. »Sie müssen sich furchtbar erschreckt haben.«

Und sie hatte Recht. Emma sehnte sich danach, Ritchie zu knuddeln, aber ihre Hände zitterten, und ihr Gesicht war nass von Tränen und Rotz. Außerdem hatte sie Blut an der Lippe. Sie musste sich gebissen haben. Emma schaute sich nach irgendetwas um, womit sie sich den Mund abwischen konnte, und bemerkte, dass dieser U-Bahnhof viel belebter war als der vorherige. Wo befanden sie sich? Sie warf einen Blick auf das Schild über der Bank. Whitechapel. Eine zweite U-Bahn hielt am Bahnsteig. Zwei Mädchen erhoben sich und gingen auf die Türen zu.

»Taschentuch?« Während sie Ritchie im Arm hielt, wühlte die Frau mit der freien Hand in ihrer Handtasche. Sie sah aus wie jemand, der stets ein sauberes Taschentuch griffbereit hielt. Vernünftig, organisiert, wie eine Schulleiterin Anfang vierzig,

und ihr stufig geschnittenes, blondes Haar bedeckte knapp die Ohren. Tweedhose. Kurze, beige-farbene Jacke mit Fellbesatz an Kragen und Ärmelbündchen.

»Bitte sehr«, sagte die Frau.

»Danke.« Emma nahm das Taschentuch und trocknete sich Augen und Gesicht. Die Frau warf ihr einen irgendwie mitfühlenden Blick zu. Aus der Nähe betrachtet schimmerten winzige, spinnenartige Äderchen auf ihren Wangen. Sie hatte trotz der Perlenohrringe und der akkuraten Frisur ein Reiterinnengesicht, ein Gärtnerinnengesicht. Während ihrer Kindheit in Bath hatte Emma unzählige solcher Frauen gesehen. An Weihnachten traf man sie überall; zum Mittagessen suchten sie, einen Haufen Einkaufstüten im Schlepptau, mit ihren Töchtern die gemütlichen Teestuben auf. Während der Schulferien hatte Emma sie bedient.

»Lassen Sie mich ihn nehmen.« Emma trocknete sich die Augen und streckte die Arme nach Ritchie aus. Er schüttelte sofort den Kopf, ließ sich in den Arm der Frau zurücksinken und steckte sich die Finger in den Mund.

»Was ist los?« Emma war verstört. »Warum willst du nicht zu mir?«

Die Frau lachte leise. »Wahrscheinlich hat er sich erschreckt, als Sie ihn so fest gedrückt haben.«

»Vielleicht habe ich ihm weh getan«, meinte Emma besorgt. Es war untypisch für Ritchie, sich derart manipulieren zu lassen. Normalerweise ließ er niemanden außer Emma an sich heran.

»Das ist der Schreck. Außerdem weiß er gar nicht, dass er um ein Haar verloren gegangen wäre, stimmt's?« Die Frau schüttelte Ritchie sanft und beugte sich zur Seite, um ihm ins Gesicht zu sehen. Er schaute zu ihr hoch und nuckelte weiter an seiner Faust. »Du hast deiner Mummy Sorgen gemacht, nicht wahr, du kleiner Frechdachs?« Sie sah wieder zu Emma hinüber. »Ist er nicht süß? So schönes blondes Haar. Dabei sind Sie so dunkel. Wie heißt er?«

»Richard. Ritchie.«

»Ritchie. Wie niedlich. Nach seinem Vater?«

»Nein.« Emma blickte zur Seite.

Die Frau hakte nicht weiter nach. »Möchten Sie ein frisches Schnupftuch?«, fragte sie. Sie hatte wirklich *Schnupftuch* gesagt. »Nein, geben Sie mir das alte zurück. Hier unten gibt es keine Mülleimer.«

Die Frau nahm Emma das durchweichte Taschentuch ab und steckte es in die Handtasche.

»Übrigens«, sagte sie und streckte die Hand aus. »Ich hei ße Antonia.«

»Emma. Emma Turner.« Emma schüttelte Antonias Hand.

»Wo wohnen Sie, Emma? Hier in der Nähe?«

»Nein«, antwortete Emma. »Ich wohne in Fulham. Na ja, eigentlich Hammer-smith, um genau zu sein.«

»Tja, dann haben Sie es noch recht weit bis nach Hause. Soll ich Sie ein Stück begleiten? In diesem Zustand sollten Sie nicht allein unterwegs sein.«

»Es geht schon. Ehrlich.« Das stimmte fast. Emma zitterte immer noch, aber sie war dabei, sich zu erholen. Sie wollte jetzt allein sein, sich sammeln und dann mit Ritchie nach Hause fahren. Dann fiel ihr etwas ein. »Oh. Meine Tasche. Ich habe sie in der anderen Station liegen gelassen.«

»Du liebe Güte«, sagte Antonia. »Da haben Sie sich aber in eine Lage gebracht ...«

»Ist schon okay.« Emma stand auf. Sie würde sich etwas einfallen lassen. Was kümmerte sie schon eine verlorene Tasche? Noch wenige Minuten zuvor hatte sie gedacht, sie habe ihren Sohn verloren. »Ritchie und ich werden zurückfahren und fragen. Vielleicht hat irgendjemand sie abgegeben.«

»Nun ja«, erklärte Antonia, »ich denke, dass Ihre Chancen, die Tasche wiederzufinden, inzwischen sehr gering sein dürften. Vielleicht sollte ich lieber warten, nur für den Fall, dass Sie Geld für den Nachhauseweg brauchen?«

»O nein.« Emma erschrak. Auf keinen Fall hatte sie wie jemand klingen wollen, der um Geld bettelt.

»Ich bestehe darauf. Ich werde dafür sorgen, dass Sie sicher nach Hause kommen. Der Schreck muss Ihnen noch in den Knochen sitzen.« Antonia legte eine Hand auf Emmas Arm. »Kommen Sie wenigstens auf eine Tasse Kaffee mit. Ich lade Sie ein.«

»Das wäre wirklich zu viel verlangt. Sie haben schon genug getan.« Emma spürte, dass ihre innere Abwehr sich regte. Ihr war klar, dass sie fürchterlich aussehen musste mit dem verheulten Gesicht und dem zerzausten Haar. Ihr Jacken-ärmel war beim Sturz auf den Bahnsteig eingerissen, und an einem ihrer Turn-schuhe löste sich vorn die Sohle. Antonia machte einen netten Eindruck, aber Emma wollte nichts als ihre Ruhe. Sie wollte sich einfach nur beruhigen, vielleicht noch ein kleines bisschen weinen, falls ihr danach war. Inzwischen fiel es ihr ohnehin schwer, mit Fremden zu sprechen, ganz zu schweigen mit einer Fremden wie Antonia, die zweifellos sehr taktvoll war, sich aber dennoch fragen musste, wie man nur so blöd sein konnte, ein kleines Kind allein in eine U-Bahn einsteigen zu lassen.

»Nur ein Kaffee.« Antonia beobachtete sie. »Hören Sie, mir kommt da eine Idee. Ich habe eine Freundin besucht und wollte mich gerade mit meinem Mann in der Stadt treffen. Ich könnte ihn anrufen, damit er uns hier mit dem Auto abholt. Erlauben Sie uns, Sie nach Hause zu bringen.«

Emma wollte ablehnen. Wirklich, das wollte sie, aber sie fühlte sich ziemlich erschöpft und war völlig überrumpelt davon, dass jemand nett zu ihr sein wollte. Ihre Schultern wurden schwer, so als hätte man eine Decke darübergelegt.

»Okay«, sagte sie. Ihre Augen wurden feucht. »Vielen Dank.«

Während sie sich noch einmal schnäuzte, stand Antonia mit Ritchie im Arm auf.

»Dann werde ich den kleinen Mann mal verstauen«, sagte sie.

»Er wird sich nicht ...«, fing Emma an, aber Antonia hatte Ritchie schon in den Buggy gesetzt. Er wehrte sich kein bisschen. Sein Kopf kippte zur Seite, seine Augenlider waren schwer. Antonia schnallte ihn an. Jeder Handgriff schien zu sitzen.

»Bitte sehr.« Sie tätschelte Ritchies Kopf. »Du musst schlafen, nicht? Armer kleiner Mann.«

Emma wollte den Buggy übernehmen, aber Antonia hielt die Griffe fest umklammert. Mit schnellen Schritten schob sie Ritchie auf die Treppe zu. Emma blieb nichts anderes übrig, als mit leeren Händen zu folgen. Der Bahnsteig war zu beiden Seiten offen; ein kalter Luftzug ließ sie erschauern. Emmas Knie brannten unter der Jeans. Es war seltsam, nichts zu tragen zu haben, keinen Ritchie, keine Tasche. Sie fühlte sich verletztlich. Hilflos. Lieber hätte sie Rich getragen, ihn aus dem Buggy geholt und auf den Arm genommen, aber es wäre unhöflich gewesen, ihn aufzuwecken, wo Antonia doch so nett gewesen war. Emma begnügte sich damit, ihn beim Gehen zu betrachten. Mein Gott. Mein Gott.

Sie half Antonia, den Buggy die Stufen hochzutragen. Am Drehkreuz wandte Antonia sich zu ihr um und fragte: »Sie haben kein Ticket, stimmt's? Sie müssen dem Wachpersonal melden, dass Sie Ihre Handtasche verloren haben. Die sollen Sie durchlassen.«

Emma zögerte.

»Na los!« Antonia lächelte ihr aufmunternd zu. »Machen Sie sich um Ritchie und mich keine Sorgen. Wir werden am Eingang auf Sie warten.«

Emma war in Eile und erzählte dem gutgelaunten Wachmann in der orangefarbenen Jacke deswegen nichts von Ritchie und dass er im Zug eingesperrt gewesen war. Sie sagte nur, sie habe ihre Handtasche an der letzten Station verloren, Stepney Green; hatte sie vielleicht irgendjemand abgegeben? Der Wachmann ging in einen Nebenraum, um zu telefonieren. Emma spähte über die Drehkreuze hinweg zum Stationsausgang. Draußen war es jetzt dunkel. Anscheinend hatte es angefangen zu regnen. Auf dem Kopfsteinpflaster spiegelten sich die Lichter. Ein paar Leute standen im Eingang, um sich vor dem Regen zu schützen oder sich an dem kleinen Zeitungskiosk anzustellen. Immer mehr Leute schoben sich durch die Drehkreuze; ein Mann mit Wollmütze, eine Frau mit Kopftuch und einem kleinen Mädchen an der Hand. Dann waren sie vorbei, und Emma hörte nur

noch ihre Schritte auf dem nassen Boden. Sie warf wieder einen Blick zum Ausgang – und erstarrte. Ruckartig machte sie einen halben Schritt auf die Schranken zu. *Wo war Antonia?*

Im selben Moment entdeckte sie sie, gleich neben dem Kiosk. Antonia kniete neben Ritchies Buggy und zog den Reißverschluss seines Fleecepullovers hoch. Deswegen musste sie sie beim ersten Mal übersehen haben. Emma atmete zitternd aus. Das bewies nur, wie durcheinander sie war. Ritchie schlief. Emma betrachtete ihn sehnsüchtig. Sein Kopf war ihm auf die Brust gefallen. Sein dünnes Haar war glatt in die Stirn gekämmt. Während er atmete, hob und senkte sich der blaue, lächelnde Elefant auf seiner Brust. Im selben Moment schaute Antonia auf und begegnete Emmas Blick. Sie winkte kurz.

Der Wachmann kam zurück.

»Keine Tasche, tut mir leid«, sagte er. »Es gibt eine Telefonnummer für Fund-sachen, falls Sie ...«

»Ist schon gut.« Emma konnte es nicht erwarten, wieder bei Ritchie zu sein. Sie deutete auf die Drehkreuze. »Ist es in Ordnung, wenn ich einfach durchgehe? Das Ticket war in meiner Tasche.«

Der Wachmann hatte gute Laune. Er tippte sich an die Mütze und öffnete die Schranke für sie. Sobald Emma durch war, lief sie auf Ritchie zu. Sie wollte die Arme nach den Griffen des Buggys ausstrecken, aber Antonia drückte ihr eine Zwanzigpfundnote in die Hand.

»Sie müssen es annehmen«, beharrte Antonia, als Emma zu protestieren begann. »Das Café da drüben hat geöffnet, schauen Sie.« Sie zeigte in eine Nebenstraße, an deren Ende ein Schild mit der Aufschrift »Mr Bap's« in einem erleuchteten Fenster hing.

»Wir warten dort auf meinen Mann«, erklärte Antonia. »Sie bezahlen den Kaf-fee. Vielleicht möchte Ritchie auch etwas? Ich weiß ja nicht, was er gerne isst.«

»Ich ... na gut, okay«, gab Emma nach. Antonia hatte Recht. Bald würde Ritchie Hunger bekommen. Sie würde ihm etwas zu essen kaufen. Aber wenn sie am Tisch saßen, würde sie ihn wecken und auf den Schoß nehmen, um ihn wieder ganz für sich zu haben.

Wie sich herausstellte, war das Mr Bap's eher ein Schnellimbiss als ein Café. Im Gegensatz zur feuchten Luft drau ßen stank es hier drinnen nach Essig und Pommes. Im vorderen Ladenteil standen braune Tische und Bänke aus Plastik. Die meisten Tische hätten dringend einer Reinigung bedurft. Im hinteren Teil befand sich ein Tresen mit riesigen Saucen- und Senfflaschen. Der einzige Gast, ein älterer, bärtiger Mann, hatte den Reißverschluss seiner beigefarbenen Jacke bis zum

Hals zugezogen, saß an einem Tisch an der Wand und starrte in den Pappbecher in seiner Hand.

»Nicht besonders einladend, was?« Antonia rümpfte die Nase. »Immerhin ist es warm. Außerdem bleiben wir nicht lange.«

Sie schob den Buggy an einen Tisch am Fenster. Ritchie schlief immer noch. Emma ging zum Tresen, um das Essen zu bestellen.

»Zwei Kaffee, bitte«, sagte sie schnell zu dem schlecht rasierten Mann hinter dem Tresen. »Und einen von diesen Schokomuffins. Und eine Tüte Milch.«

»Kaffee groß oder klein?«

»Irgendeinen. Ist egal.«

Emma schaute sich ungeduldig um, während der Mann in einem großen, stählernen Kühlschrank herumkramte. Die Wand neben dem Tresen war mit einer roten, jetzt nachgedunkelten und auf der Wandfarbe eingetrockneten Substanz beschmiert. Ketchup, hoffte Emma. Sie schauderte. Was für ein trostloser Ort. Drüben am Fenster hielt sich Antonia ein Handy ans Ohr. Sie sprach leise, vermutlich, um Ritchie nicht zu wecken. Beim Sprechen hielt sie sich eine Hand vor den Mund.

»Noch was?«, fragte der Mann.

»Oh.« Emma betrachtete das Tablett. »Nein, danke. Das ist alles.«

Anscheinend kam der Mann nicht mit der Kasse zurecht. Die Schublade sprang immer wieder im falschen Moment auf. Dann schnalzte der Mann wütend mit der Zunge und schmiss sie wieder zu. Emma wünschte sich, er würde ihr einfach das Wechselgeld geben. Ritchie hatte sich im Schlaf bewegt. Inzwischen lag sein Kopf zurückgelehnt am Kissen, und sein Mund stand offen, so dass die beiden kleinen Schneidezähne zu sehen waren. Antonia telefonierte immer noch. Sie drehte Emma den Rücken zu, hatte aber den Kopf gedreht und die Hand sinken lassen. Emma konnte erkennen, wie sie beim Sprechen die Lippen bewegte.

»Berg und Wrack«, sagte sie. Wenigstens glaubte sie, das von ihren Lippen ablesen zu können.

Aus heiterem Himmel hatte Emma plötzlich ein glasklares Bild vor Augen. Von ihrer Mutter, wie sie in ihrem Reihenhaus in Bath vor dem Fernseher saß. Emma hockte in einer Ecke am Tisch und machte Hausaufgaben. Die Vorhänge waren geschlossen, die Flammen im Gasofen züngelten. Emmas Mum kauerte wie immer in dem rot-braun geblühten Sessel neben dem Ofen. Auf dem Tischchen daneben die halbleere Teekanne. Der starre, beinahe traurige Gesichtsausdruck der Mutter, die sich auf das Fernsehprogramm konzentrierte.

Emma runzelte die Stirn. Wie oft hatte sie ihre Mutter früher beim Fernsehen beobachtet? Und warum musste sie jetzt plötzlich daran denken? Sie schaute wieder zu Ritchie hinüber und schüttelte den Kopf.

Endlich hatte der Mann die Schublade unter seine Kontrolle gebracht. Er reichte Emma das Wechselgeld. Emma trug Kaffee, Milch und Muffin zum Fenstertisch. Antonia redete immer noch ins Handy. Emma ließ das Tablett auf den Tisch gleiten.

»Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat«, sagte sie.

Antonia schreckte hoch und fuhr herum. Dann hob sie einen Finger und lächelte.

»Ich muss jetzt Schluss machen«, sagte sie ins Telefon. »Bis bald.«

Sie half Emma, das Tablett zu leeren.

»Das war mein Mann«, erklärte sie. »Er ist unterwegs.«

Emma ließ sich dankbar auf die Sitzbank fallen und zog Ritchies Buggy zu sich ran.

»Der kleine Mann ist völlig k.o.«, meinte Antonia lächelnd.

»Bald wird er wieder wach.« Emma öffnete die Folienverpackung des Schokomuffins. »Zeit fürs Abendessen.«

»Er sieht nicht so als, als würde er jetzt etwas essen wollen, finden Sie nicht?«

»Jetzt nicht, aber gleich«, gab Emma in ungewollt scharfem Ton zurück.

Antonia gab keine Antwort. Sie griff nach einem Kaffeebecher und schenkte sich Milch aus einem kleinen, auf dem Tisch stehenden Edelstahlkännchen ein. Emma bereute ihren Tonfall sofort. Was in aller Welt war nur in sie gefahren? Antonia wollte nur nett sein.

In höflicherem Ton fragte sie nach: »Haben Sie Kinder?«

Antonia zögerte, sie hielt das Milchkännchen einen Augenblick in der Luft, bevor sie antwortete.

»Ja«, sagte sie. »Wir haben einen kleinen Sohn.«

Dann fuhr sie in ihrer Bewegung fort. Emma war überrascht. Sie hätte gedacht, dass Antonias Kinder, falls sie welche hatte, erwachsen waren, oder zumindest im Teenageralter. Für die Mutter eines Kleinkindes wirkte Antonia viel zu gepflegt. Vielleicht hatte sie ein Kindermädchen. Aber noch bevor Emma fragen konnte, stellte Antonia das Milchkännchen hin und nickte in Ritchies Richtung.

»Sie haben gesagt, es gäbe nur Sie beide ... daraus schlie ße ich, dass der Kleine ohne Vater aufwächst?«

»Ja«, sagte Emma. »Wir haben uns vor der Geburt getrennt.«

»Aber Ihre Familie unterstützt Sie?«

»Ich habe keine Familie. Meine Eltern sind gestorben.«

»Ich verstehe«, sagte Antonia. »Ganz allein auf der Welt.«

Emma rührte in ihrem Kaffee.

»Ich nehme an, dass das Geld knapp ist«, sagte Antonia mit einem Blick auf Emmas ausgebeulten Wollpullover und die verwaschene Jeans. »Wie in aller Welt kommen Sie über die Runden?«

»Wir schaffen das.«

»Aber das Umfeld ist nicht gerade ideal für ein Kind, oder? Kein Geld, keine familiäre Unterstützung. Kommt mir irgendwie ungerecht vor, dem Kleinen gegenüber.«

Emma fühlte sich unwohl. Sie hatte wirklich keine Lust, das Gespräch weiterzuführen. Sie machte sich daran, Ritchies Haltegurte zu öffnen. Sofort machte er sich steif und verzog das Gesicht. Emma wusste, dass sie ihn gewaltsam aus dem Schlaf holte und er deswegen quengeln würde, aber sie wollte ihn unbedingt aufwecken und wieder für sich haben.

»Schsch«, beruhigte sie ihn, während er an den Gurten zerrte.

»Immer noch müde«, kommentierte Antonia. »Vielleicht sollten Sie ihn schlafen lassen.«

»Rich, guck mal.« Emma drehte sich mit einem Ruck zum Tisch um. »Möchtest du ein Stück davon?« Sie hielt ihre Hände ruhig, während sie ein Stück Muffin abbrach.

Als sie sich wieder dem Buggy zuwandte, hatte Antonia Ritchie bereits herausgeholt und sich auf den Schoß gesetzt. Emma war sprachlos.

»Sie sollten ihm nicht so viel Süßes geben«, sagte Antonia. Ritchie saß auf ihrem Knie und rieb sich die Augen. »Nicht wahr, kleiner Mann, das soll sie nicht!«

Emmas Herz raste. Sie dachte: Ich werde die Mitfahrgelegenheit nicht annehmen. Wir werden einfach gehen.

»Oh, sehen Sie«, sagte Antonia. »Ihre Lippe hat wieder zu bluten angefangen.«

Emma legte sich eine Hand an den Mund. Ihre Unterlippe war feucht. Als sie die Finger zurückzog, waren sie an den Spitzen rot.

»Oje.« Antonias Gesicht war voller Sorgenfalten. »Und ich habe leider keine Papiertaschentücher mehr übrig.«

Emma sprang auf, um sich eine Papierserviette vom Tresen zu holen, konnte aber keine entdecken. Der Mann hinter dem Tresen war verschwunden, wahrscheinlich durch den mit bunten Plastikstreifen verhängten Durchgang neben dem Kühlschrank.

»Hallo?«, rief Emma durch die Plastikstreifen. »Hallo?«

Dann hörte sie Antonias Stimme: »Vielleicht werden Sie dahinten fündig.«

Emma drehte sich um. Antonia deutete auf eine Lücke zwischen Wand und Tresen. Dahinter führte ein schmaler Flur bis an eine braune Tür mit der Aufschrift »Toiletten«.

Emma drehte sich wortlos um und marschierte hinein. Sie würde ein paar Papiertücher holen, sich den Mund abwischen, Ritchie nehmen und gehen. Als sie das Ende des Flurs erreicht hatte, warf sie einen Blick zurück. Sie konnte bis in den vorderen Teil des Ladens hineinsehen, wo Ritchie auf Antonias Schoß saß und sich immer noch die Augen rieb. Als er Emma entdeckte, hellte sein Gesicht sich auf. Er lächelte herzerweichend und riss die Ärmchen hoch.

»Muh«, sagte er.

Am liebsten wäre sie zurückgegangen, um ihn auf den Arm zu nehmen. Sie verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen. Ihr Gesicht und ihre Hände waren blutverschmiert. Falls die Toiletten nur annähernd so aussahen wie der Rest des Ladens, konnte sie sich nur zu gut vorstellen, was sie erwartete. Sie wollte Ritchie nicht mit hineinnehmen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ. Irgendetwas an Antonia kam ihr seltsam vor, und Emma gefiel ihre hochtrabende Art nicht, aber sie hatte schon zuvor gut allein auf Ritchie aufgepasst. Er hatte es gut bei ihr. Es dauerte ja nur ein paar Sekunden.

Emma lächelte ihn an.

»Ich komme sofort«, sagte sie.

Dann öffnete sie die Tür und ging hinein.

Sobald sie die Luft roch, war sie froh, Ritchie draußen gelassen zu haben. Die Toilette war ein einziger fensterloser Raum mit einem winzigen Waschbecken. Der Ventilator in der Wand darüber war mit irgendeinem grauen Material verstopft. Das hier schien wirklich ein furchtbarer Ort zu sein. Emma brannte darauf, Ritchie so schnell wie möglich von hier wegzubringen, selbst wenn das bedeutete, dass er noch länger auf sein Abendessen warten musste. Sie betrachtete sich im Spiegel über dem Waschbecken. Er war wellig und verzogen, und ihr Gesicht wirkte breiter als normal, trotzdem konnte Emma genug erkennen. Ihre Lippe war geschwollen und blutete an einer Stelle. Wange und Kinn waren voller Blut. Sie sah schrecklich aus.

Auf dem Spülkasten hinter der Toilette lag eine riesige Rolle Klopapier. Emma streckte die Hand danach aus, wobei sie es vermied, in die Toilettenschüssel zu blicken. Sie entrollte ein paar Blätter und riss sie ab. Wahrscheinlich waren sie nicht sauber, aber das kümmerte Emma nicht. Sie feuchtete das Papier unter dem tropfenden Wasserhahn an und säuberte Wange und Kinn. Fertig. Sie warf das Papier in den Eimer unter dem Waschbecken, riss ein zweites Stück ab, legte es sich an die Lippe und drückte ein paar Sekunden fest darauf, um die Blutung zu

stoppen. Doch als sie das Papiertuch abnahm, klebte es an der Schnittwunde fest und riss sie wieder auf, so dass sie von Neuem zu bluten begann. Emma seufzte vor Ungeduld. Sie verbrauchte zwei weitere Blatt Papier, bis die Wunde endlich nicht mehr blutete. Noch einmal schnell am Kinn gerubbelt und die Finger gewaschen, und sie war fertig. Sie machte sich nicht die Mühe, nach einer Gelegenheit zum Händabtrocknen zu suchen.

Nachdem Emma die Toilette verlassen hatte, musste sie erst einmal nach Luft schnappen. Sie überblickte den Flur und den vorderen Teil des Ladens mit den meisten Tischen. Sie sah die Frontscheibe mit der abblättrenden Beschriftung »Mr Bap's« spiegelverkehrt. Aber genau an der Stelle, an der Emma Ritchie mit seinem verschlafenen Gesicht und Antonia mit der blonden Strähnchenfrisur erwartet hätte, entdeckte Emma – nichts. Ritchies Buggy war verschwunden, der Tisch am Fenster war leer.

Emma machte sich nicht gleich Sorgen. Sie mussten hier irgendwo sein. Sie konnte sie nur gerade nicht sehen. Emma kam in den Raum zurück und schaute sich um. Die Tischplatten glänzten im Neonlicht gelblich und verklebt. Der alte, bärtige Mann saß mit geschlossenen Augen da. Der Mann hinter dem Tresen war nach wie vor nirgends zu entdecken.

Unschlüssig blieb Emma in der Mitte des Raums stehen. Was ging da vor sich? Was passierte hier, das sie nicht verstand? Dann begriff sie. Sie waren nach draußen gegangen! Antonias Mann war gekommen. Sie hatten Ritchie angezogen und wieder in den Buggy gesetzt. Sie waren alle draußen auf der Straße und warteten auf sie.

Emma ging zur Tür und riss sie auf. Sie trat hinaus und schaute zuerst in die eine, dann in die andere Richtung. Autos und Busse auf der Hauptstraße. Ein paar noch geöffnete Läden, deren Lichter sich auf dem Pflaster spiegelten. Aus einem drang stampfende Musik, ein fremdartiger, asiatischer Rhythmus. Eine Gruppe von Männern, einige trugen Bärte und runde, bunte Kopfbedeckungen. Keine Spur von einer Frau mit pelzbesetzter Jacke und einem Buggy.

Ein paar Schritte weiter mündete die Straße in eine weitere Nebenstraße. Emma lief bis zur Kreuzung und ließ ihren Blick schweifen. Geländer trennten den Bürgersteig von der Fahrbahn ab, drei Busse parkten hintereinander. Wohnblocks, ein Pub.

Keine Frau mit Buggy.

Emma versuchte, nicht in Panik zu geraten, und rannte zum Café zurück. Es war lächerlich. Sie *mussten* einfach hier sein! Antonia musste sich mit Ritchie an irgendeinen anderen Tisch gesetzt haben, in irgendeinen Teil des Lokals, den Emma übersehen hatte. Aber Antonia hätte vorher Bescheid sagen müssen, wirklich. Das

brachte das Fass endgültig zum Überlaufen. Wenn sie Ritchie jetzt gleich fand, würde sie ihn einfach nehmen und gehen.

Aber noch während sie das Café inspizierte, wusste sie, was sie schon beim ersten Eintreten gewusst hatte: dass es sich um einen einzigen Raum handelte, dessen Fenster und Eingang auf die Straße hinausführten. Es gab keine Treppe und keine Nischen. Keine Tische, die sie nicht schon gesehen hätte. Absolut keine Nebenräume.

Emma stürzte in den Flur, der zur Toilette führte. Sie stieß die Tür auf, nur für den Fall, dass es hier einen zweiten Toilettenraum gab, den sie übersehen hatte. Aber da war nur der eine, stinkende Raum.

Mit zitternden Händen lief sie zum Tresen.

»Entschuldigung!«, rief sie mit sich überschlagender Stimme, »Entschuldigung!«

Die bunten Plastikstreifen bewegten sich. Der schlecht rasierte Mann streckte den Kopf heraus.

»Haben Sie sie gesehen?«, fragte Emma.

»Wen?«

»Meinen Sohn.« Emma schaute an ihm vorbei, hinter die bunten Streifen. »Sind sie da drin? Sind sie in die Küche gegangen?«

Der Mann starrte sie an. Emma hob die Klappe im Tresen an, rannte zum Durchgang und riss die Plastikstreifen auseinander. Dahinter lag eine mit Töpfen und gestapelten Tellern zugestellte Stahlküche, in der es nach Abfall stank. Kein Ritchie. Keine Antonia.

»Was tun Sie da?« Der Mann stand hinter ihr.

Emma drehte sich um.

»Da war eine Frau.« Sie bemühte sich verzweifelt, ruhig zu bleiben. »Am Fenster, mit meinem Sohn. Hat sie ihn mitgenommen? Wo sind sie hingegangen?«

»Ich habe nichts ...«

»Hat sie ihn allein gelassen?« Emma schrie jetzt. »Hat sie ihn mitgenommen, oder jemand anderes? Sie müssen doch irgendwas gesehen haben. Sind Sie blind?«

Der Mann machte ein verstörtes Gesicht und trat einen Schritt zurück.

»Ich habe niemanden gesehen«, antwortete er. »Ich weiß nicht, wohin gehen.«

Emma zwängte sich an ihm vorbei in den Laden zurück. Der alte Mann an der Wand spähte zu ihr herüber. Seine Augen waren bläulich getrübt.

»Haben Sie sie gesehen?«, sagte Emma flehend.

Der Mann griff wortlos nach seinem Becher. Er war älter, als sie gedacht hatte, und machte einen zittrigen, zerstreuten Eindruck. Sie konnte nicht sagen, ob er sie überhaupt verstand.

»Rufen Sie die Polizei!«, schrie sie den Mann am Tresen an. »Jemand hat mein Kind mitgenommen.«

Die beiden Männer starrten sie mit offenem Mund an.

»Rufen Sie die Polizei!«, kreischte Emma, bevor sie auf die Straße rannte.

Immer noch keine Spur. Sie konnte nicht einmal loslaufen, denn sie wusste nicht in welche Richtung. Die Straße verschwamm; Emma wurde schwindelig und übel.

»Ritchie!«, rief sie. »Ritchie!«

Emmas Stimme krächzte vor Angst. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und schaute umher. Weit und breit nur Leute mit warmen Mänteln, Schals und Mützen, aber niemand mit einem Kleinkind. Ritchie schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Emma wollte sich übergeben. Sie versuchte, die Straße zu überqueren und die Insel in der Mitte zu erreichen, um einen besseren Blick auf den Bürgersteig rechts und links vom Café zu erlangen, aber überall versperrten Geländer ihren Weg.

»Ritchie!«, schrie sie. Und dann: »Hilfe! Helfen Sie mir! Jemand hat mein Kind entführt!«

Ein Mann mit Baseballkappe und Sportjacke kam ihr entgegen.

»Bitte.« Emma versuchte, ihn anzuhalten. »Bitte! Ich brauche Hilfe.«

Der Mann drehte ab und ging schnell weiter.

»Helfen Sie mir! Bitte!« Die Angst raubte Emma den Atem. Sie musste alle Kraft aufwenden, um auf den Beinen zu bleiben. Ihre Knie fühlten sich weich an. Sie konnte nicht richtig denken. Was sollte sie tun? Irgendjemand musste ihr helfen.

Eine dicke, mit schweren Einkaufstüten beladene Frau mittleren Alters verlangsamte ihren Schritt, um Emma zu mustern. »Was ist los?«, fragte sie.

Emma warf sich ihr fast an den Hals.

»Bitte! Oh, bitte! Jemand hat mein Kind mitgenommen.«

»Wer hat Ihr Kind mitgenommen?«

»Die Frau. Haben Sie sie gesehen? Eine Frau mit einem kleinen Jungen? Ist sie Ihnen auf dem Weg begegnet?«

»Ich glaube nicht.« Die Frau zögerte. Ringsum blieben weitere Passanten stehen. Die Leute unterhielten sich, zumeist in einer fremden Sprache, und Emma konnte nicht verstehen, was sie sagten. Sie schnappte ein paar Sätze auf:

»Wer hat ein Kind mitgenommen?«

»Das dünne Mädchen mit der kaputten Jacke.«

»Hat sie da Blut im Gesicht?«

»Mein Kind wurde *entführt*.« Emma konnte es nicht fassen. Sie packte die dicke Frau am Kragen ihres Pullovers.

»Rufen Sie die Polizei!«, schrie sie die Frau an. »Warum steht ihr hier rum? Was, zum Teufel, ist los mit euch?«

Die Frau wich zurück, den Mund verzerrt. *In was habe ich mich hier bloß reinziehen lassen?* Irgendjemand fuhr Emma in scharfem Ton an: »Hey, hey, lass gut sein.«

Emma ließ die Frau los. Sie sprintete in die andere Richtung; sie glaubte der Frau, die bestimmt gesagt hätte, wenn ihr Ritchie auf dem Weg hierher aufgefallen wäre. Emmas Atem ging flach und pfeifend. O Gott, nur nicht ohnmächtig werden. O bitte, jetzt bloß nicht ohnmächtig werden, denn sie musste ihn finden, bevor er sich zu weit entfernt hatte. Emma versuchte, in alle Richtungen zugleich zu schauen, in die erleuchteten Schaufenster, in die dunklen Ecken und Seitenstraßen, immer auf der Suche nach Ritchies wuscheligem kleinem Kopf und dem blauen Fleecepullover, der im Halbdunkel irgendwo zwischen all den Farben auftauchen musste. War Antonias Mann gekommen, hatten sich die beiden mit Ritchie davongemacht? Hatte Antonia überhaupt einen Mann? Oder einen Sohn? Oder war sie einfach nur eine Verrückte, die ... o Gott.

Vielleicht befand sich Ritchie gar nicht mehr bei Antonia. Vielleicht war Antonia der Sache überdrüssig geworden und hatte ihn allein im Café zurückgelassen, und eine andere Person hatte ihn entdeckt und mitgenommen.

Die Straßen verschwammen. Der Bürgersteig bewegte sich wie bei einer Stroboskopbeleuchtung. Im nächsten Moment drängte sich Emma an Fremden vorbei, die sie zur Seite stieß. Sie rannte über die Straße, bog willkürlich in Nebenstraßen ab, wusste nicht, in welche Richtung sie lief, ob sie immer wieder dieselben Plätze absuchte oder andere, denn alles sah gleich aus. Hatte sie Ritchie verpasst, war sie an ihm vorbeigehastet? Lief sie im Kreis und kam kein Stück voran, während er sich immer weiter entfernte?

Sie schrie seinen Namen, immer und immer wieder.

»Ritchie! Ritchie! Ritchie!«

Dann sackte sie schluchzend auf der Straße zusammen. Autos hupten. Durch die zuckenden Lichter hindurch hörte sie fremde Stimmen.

»Schau mal. Mit der stimmt was nicht.«

»Drogen vielleicht?«

Emmas Kopf war voller Lärm. Zu viel Farbe und Bewegung. Sie wurde damit nicht fertig; alles kam viel zu schnell. Sie konnte nicht mehr denken. Es gab zu viel zu denken. Zu viel. Emma fiel vornüber auf die Hände. Der Straßenbelag kam ihr entgegen.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte eine Frau.

»Irgendjemand muss einen Krankenwagen rufen.«

Alles drehte sich, verschwamm und verschwand dann ganz.

Kapitel 3

Das bläuliche Licht war stark gedimmt. Angenehm für die Augen. Hinter dem gemusterten Vorhang gedämpfte Stimmen und Schritte, aber hier drinnen lag Emma allein in einer kleinen Oase der Stille. Sie befand sich in einem Bett, ihre Knie schmerzten und fühlten sich steif an. Sie hatte einen schrecklichen Traum gehabt, in dem Ritchie gestorben war. Nein, sie hatte ihn in der U-Bahn verloren. Sie konnte sich nicht mehr erinnern. Jetzt war sowieso wieder alles gut. Sie war aufgewacht. Es war vorbei.

Am Fußende des Betts war eine junge Frau mit blauem Kittel damit beschäftigt, sich Notizen in einer Akte zu machen. Emma schaute benommen zu. Sie fühlte sich auf seltsame Weise schläfrig, behaglich und beschützt; ein Wohlbefinden, wie sie es seit langer Zeit nicht gekannt hatte. Die junge Frau blätterte eine Seite um, überprüfte etwas, blätterte zurück und schrieb weiter. Sie bewegte ihre Finger auf grazile Art. Es war beruhigend. Hypnotisierend. Eines Nachts, sie hatte als Kind im Haus ihrer Oma übernachtet, war Emma aufgewacht und hatte ihre Mutter entdeckt, wie sie am Schreibtisch saß und alte Briefe las. Die Lampe war gedimmt, nur ein gelber Lichtfleck beleuchtete das Papier. Emma hatte lange Zeit dagelegen, dem Rascheln des Briefpapiers gelauscht und die Finger der Mutter beim Umblättern der Seiten beobachtet.

Nach einer Weile murmelte sie in Richtung der blau gekleideten Frau: »Wo bin ich?«

Die Frau hob überrascht den Kopf. »Oh. Sie sind wach.«

Sie legte den Aktenordner beiseite und ging zu Emma.

»Sie sind im Krankenhaus, Emma. Im Royal London, dem Unfallkrankenhaus. Können Sie sich erinnern, wie der Krankenwagen Sie hergebracht hat?«

Krankenwagen? Emma runzelte die Stirn. Dann traf es sie wie ein Schlag. Sie setzte sich auf und sah sich in der stillen, blauen Kabine um.

»Wo ist Ritchie?«, fragte sie. »Wo ist mein kleiner Junge?«

»Entschuldigen Sie mich.« Die Krankenschwester tauchte unter dem Vorhang durch und redete mit jemandem draußen. Hinter dem Vorhang tauchte ein Schatten auf, der Stoff wölbte sich und wurde beiseitegezogen. Ein kahlrasierter Mann trat ein. Er trug ein weißes, kurzärmeliges Hemd und eine schwere schwarze Weste. In seiner Brusttasche steckte ein Funkgerät.

Ein Polizist. Emmas Magen rebellierte.

»Ritchie«, sagte sie, »was ist mit Ritchie?«

Der Polizist schwieg. Emma fing an, unkontrolliert zu schluchzen. »Ritchie!«, schrie sie, »Ritchie! Wo bist du?« Sie hatte also nicht geträumt. Ritchie war weg. Aber was stimmte nicht mit ihr? Warum konnte sie sich an nichts erinnern?

»Finden Sie ihn«, bettelte sie den Polizisten an, »bitte! Sie müssen ihn finden!«

»Wir versuchen es«, beruhigte sie der Beamte. »Leider wissen wir nicht genau, was passiert ist. Während der vergangenen zwei Stunden waren Sie nicht ansprechbar. Ich glaube, Sie wurden ...«, er warf der Krankenschwester einen flüchtigen Blick zu, »sedierte.«

Die Krankenschwester verteidigte sich: »Sie hat geschrien, als die Sanitäter sie reinbrachten. Sie hat um sich geschlagen und wollte wieder auf die Straße rennen. Sie war eine Gefahr für sich selbst. Wir hatten ja keine Ahnung.«

Es war, als redeten sie über jemand anderen. Emma konnte sich vage daran erinnern, eine Gruppe von Passanten angebrüllt zu haben, aber das alles kam ihr unwirklich vor. Sie fühlte sich wie unter Wasser, wie in einem Traum, und sie konnte kaum glauben, was die Krankenschwester gesagt hatte. Aber ihr blieb keine Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Sie musste aufwachen, die Wattebäusche loswerden, in die ihr Gehirn eingepackt war.

Der Polizist zog ein Notizbuch hervor.

»Würde es helfen«, fragte er, »wenn ich Ihnen vorlese, was Sie den Sanitätern vor Ort erzählt haben? Um klarzustellen, was wir bislang wissen?«

»Bitte«, bettelte Emma, »bitte, tun Sie das.«

Der Polizist blätterte in seinem Notizbuch, bis er die richtige Stelle fand.

»Sie heißen«, sagte er, »Emma Turner, und Sie sind fünfundzwanzig Jahre alt?«

»Ja.«

»Und Ihr Sohn Richard – Ritchie – ist ein Jahr?«

»Ja. Seit letztem Monat.«

»Gut. Also. Sie haben diese Frau kennengelernt, Antonia.«

»Ja.«

»Und Sie haben im Café gesessen und sich mit ihr unterhalten, und dann sind Sie zur Toilette gegangen, und als Sie wieder rauskamen, waren die Frau und das Kind verschwunden?«

»Ja. Ja.« Die Watte lichtete sich. Sie war wieder dort, im Café, und Ritchie streckte lächelnd seine Arme nach ihr aus und sagte: »Muh.« Es war so real, dass Emma fast einen Schrei ausstieß. Sie hob die Hand, um ihn zu berühren.

»Nun, wenn wir eins klarstellen könnten ...«, der Polizist tippte auf sein Notizbuch, »... denn an dieser Stelle wird es ein bisschen verwirrend.«

Er räusperte sich und musterte Emma. »Wessen Kind hat die Frau mitgenommen?«

Emma schnappte vor Überraschung nach Luft. »Meins.«

»Sind Sie sich da sicher? Wissen Sie ganz genau, dass dieses Kind nicht zu der anderen Frau gehörte?«

»Natürlich weiß ich das genau.« Verwirrt und hilflos wandte Emma sich an die Krankenschwester. Warum sagte er so etwas? »Es gibt Zeugen. Fragen Sie die.«

»Das haben wir bereits, Ms Turner. Die Aussagen unterscheiden sich von den Ihren. Die Zeugen im Mr Bap's, mit denen wir gesprochen haben, hatten insgesamt den Eindruck, dass jene Dame mit dem Kind ins Café kam und dass *Sie* sich den beiden genähert haben.«

»Nein.« Emma setzte sich mühsam auf. »Das ist falsch. Wir hatten uns schon vorher kennengelernt. In der U-Bahn.«

»Ja, das stimmt. Sie haben die Frau und das Kind schon früher angesprochen, an der Haltestelle Whitechapel. Ein U-Bahn-Mitarbeiter kann das bezeugen, der Wachmann an den Drehkreuzen ...«

»Wie bitte?«

»Sie sind zu ihm gegangen, um den Verlust Ihrer Handtasche zu melden. Als Sie mit ihm sprachen, waren Sie allein – kein Kind, kein Buggy ...«

»Nein!«

»Dann haben Sie die Haltestelle verlassen und sich einer Frau genähert, die mit ihrem Kind davorstand. Anscheinend haben Sie sie um Geld gebeten, und sie hat Ihnen etwas gegeben. Bitte, Ms Turner. Ich fasse hier lediglich die Zeugenaussagen zusammen. Sie hat Ihnen Geld gegeben, dann ist sie in das Café gegangen. Man hat beobachtet, dass Sie ihr ein paar Minuten später gefolgt sind und sie ein zweites Mal angesprochen haben. An dieser Stelle kam es womöglich zu einem Streit. Sie sind zur Toilette gegangen, und die Dame hat das Café zusammen mit ihrem Kind verlassen.«

Er schaute auf.

»Ist es so gewesen?«

»Nein!«, schrie Emma. »So ist es *nicht* gewesen! Ritchie ist *mein* Sohn.«

»Schon gut, Ms Turner. Beruhigen Sie sich. Ich bin hier, um mir Ihre Version der Geschichte anzuhören.«

Emmas Atem ging stoßweise und unkontrolliert. Sie fühlte sich wie bei einem Asthmaanfall. Ihr Mund füllte sich mit Speichel. Sie konnte nicht schlucken. Die Spucke tropfte heraus, aufs Kissen. Die Krankenschwester stellte ihr eine Schüssel hin.

»Langsam atmen«, sagte sie und massierte Emmas Schulter.

Emma spuckte in die Schüssel, im Mund einen Geschmack nach Galle und Plastik. Sie zwang sich, ruhig zu atmen. Jetzt fiel ihr alles wieder ein, die Watteschicht, die ihren Verstand eingehüllt hatte, wurde von einem Tränenschwall aufgelöst.

»Hören Sie«, schrie Emma. Sie musste alles berichten, bevor die Erinnerung wieder verschwand. »So ist es gewesen.«

Die Geschichte platzte aus ihr heraus. Sie fing mit Ritchie an, der in die U-Bahn gekrabbelt war, kurz bevor die Türen sich schlossen, das kleine, breite Gesicht strahlend vor Stolz. Als sie bei der Stelle angekommen war, wo sie ausgestreckt auf der Straße lag, fremde Gesichter über sich und den Klang der Autohupen in den Ohren, konnte sie nur noch schluchzen. Der Polizist schrieb nickend mit. Als sie fertig war, schwieg er. Er klopfte mit seinem Stift auf das Notizbuch.

»Er ist mein Sohn.« Emmas Stimme zitterte. »Das ist die Wahrheit.«

»Aber selbst«, sagte der Polizist, »wenn Ihre Geschichte stimmt, sind Sie zur Toilette gegangen und haben Ihr Kind mit einer wildfremden Frau allein gelassen.«

Die Krankenschwester drückte Emmas Hand.

Der Polizist fuhr fort: »Sie sagen, Ihr Kind sei im Zug eingesperrt gewesen, weil die Türen sich geschlossen hatten. Kann das irgendjemand bezeugen?«

»Nein.« Dann fiel es Emma wieder ein. »Doch. Ein Mann. Er hat mich kurz vor dem Tunnel gestoppt.«

»Hat dieser Mann Ihnen seinen Namen genannt?«

»Nein.«

Der Polizist schwieg.

»Wozu sollte ich Sie anlügen?«

»Ms Turner, ich behaupte gar nicht, dass Sie lügen. Aber warum haben Sie den Vorfall nicht gemeldet? Oder den Alarmknopf gedrückt, um Hilfe zu rufen? Oder es dem Wachmann gegenüber erwähnt, mit dem Sie geredet haben? Seiner Aussage zufolge haben Sie lediglich Ihre Handtasche als verloren gemeldet.«

»Ich habe ein Kind«, rief Emma. »Warum sonst wäre ich hier? Warum würde ich Ihnen erzählen, dass er gekidnappt wurde, statt mich um ihn zu kümmern?«

Inzwischen kniete Emma auf dem Bett, das Gesicht dem Polizisten zugewandt. Er reagierte nicht, hielt ruhig das Notizbuch in der Hand und starrte auf einen Punkt zwischen Emmas Augen.

»Besteht für Sie irgendeine Möglichkeit«, fragte er, »zu beweisen, dass Sie ein Kind haben?«

»Wie meinen Sie das?«

»Mit wem leben Sie zusammen? Wer kennt Ritchie?«

»Ich lebe allein.«

»Es muss irgendeinen Menschen geben, der Sie beide kennt. Familie? Freunde?«

Emmas Gedanken überschlugen sich.

»Vielleicht jemand von der Mütterberatung? Ein Kinderarzt?«

»Meine Hausärztin, Dr. Stanford. Stadtteil Hammersmith. Die kennt Ritchie.«

»Wir werden sofort Kontakt zu ihr aufnehmen. Wissen Sie die Adresse?«

»Walker Square. Im Gesundheitszentrum. Aber was ist mit Ritchie? Was werden Sie tun?«

»Wir können erste Schritte einleiten, sobald wir mit Dr. Stanford gesprochen haben. Wir bemühen uns, so schnell wie möglich zu arbeiten.«

»Aber ...«

»Ich komme so schnell wie möglich zurück.« Der Polizist war schon halb durch den Vorhang. »Sobald ich Ihre Angaben überprüft habe.«

Er schob den Stoff beiseite und ging.

»Suchen Sie ihn!«, rief Emma ihm hinterher. »Finden Sie mein Kind. Sie müssen mir glauben!« Sie ließ sich in die Kissen sinken und schluchzte vor Enttäuschung. Die Watte war wieder da. Emma versuchte, sich zu wehren. Sie musste wach bleiben. Sie musste sie dazu bringen, nach Ritchie zu suchen. O Gott, seit wann war er verschwunden? Mit jeder Minute entfernte er sich weiter von ihr. Sie setzte sich wieder auf, ihr Herz hämmerte in Todesangst. Wo war er? Wo? Wo? Was hatte diese Frau mit ihm vor? Was, wenn Emma ihn nie mehr wiedersah? Bei dem Gedanken wurde ihr speiübel. Es war der reinste Albtraum. Es konnte nicht real sein. Sie würde jeden Moment zu Hause aufwachen, Ritchie in seinem Kinderbettchen neben sich. Außer dass Emma wusste, dass es nicht so sein würde. Sie fühlte sich wie eine Versagerin. Was Ritchie anging, hatte sie versagt. Immer schon hatte sie gewusst, dass es so kommen würde, und nun war es endlich passiert.

Ein Mann in einem rosa Hemd stand neben ihrem Bett und redete auf sie ein. Emma starrte ihn verwirrt an. Seine Stimme driftete durch ihre Gedanken.

»Emma, hören Sie mir zu?«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt«, antwortete sie verzweifelt. »Ich habe alles gesagt, was ich weiß. Warum sind Sie nicht unterwegs, um ihn zu suchen?«

»Hören Sie mir zu, Emma. Nur noch ein paar Fragen. Ist Ritchie Ihr einziges Kind?«

»Ja. Ja, das ist er.«

»Wie kommt es, dass Sie so isoliert leben? Keine Familie, niemand, den Sie anrufen können. Sie sind eine junge, attraktive Frau. Wo ist Ritchies Vater?«

»Wir haben keinen Kontakt mehr.«

»Was ist mit Ihrer Familie? Ihren Eltern?«

»Sie sind tot.«

»Das tut mir leid.« Er machte sich Notizen. »Standen Sie ihnen nahe?«

»Nein. Ja. Meiner Mutter.« Tränen in Emmas Augen. Sie wischte sie energisch weg.

»Gibt es in Ihrer Vorgeschichte irgendwelche psychischen Erkrankungen?

»Wie bitte?«

»Depressionen beispielsweise. Befinden Sie sich deswegen in ärztlicher Behandlung?«

»Warum fragen Sie mich das?« Emma starrte den Mann an. »Sind Sie ein Psychiater?«

»Ich bin Dr. Canning aus der psych...«

»Glauben Sie, ich wäre psychisch krank? Ist es das? Sie glauben, ich hätte mir alles nur ausgedacht?«

»Selbstverständlich nicht.«

»Ach so.« Verdammt, sie hatte genug. Sie zerrte an den Laken, um ihre Beine zu befreien, dann kletterte sie aus dem Bett. »Ich gehe.«

»Emma. Bitte.« Der Mann mit dem rosafarbenen Hemd setzte sich und hob die Hände. »Sie sind momentan sehr aufgeregt. Lassen Sie uns nachdenken. Wie wollen Sie nach Hause kommen?«

»Wo sind meine Schuhe?«

»Wenn Sie gegen unseren medizinischen Rat gehen, werden Sie unterschreiben müssen, dass ...«

»Gut. Was immer Sie wollen. Mein Kind wurde entführt, und keiner krümmt auch nur einen Finger. Ich werde Ritchie selber suchen müssen.«

Emma murmelte vor sich hin, während sie sich bückte und nach ihren Turnschuhen suchte. Diese bescheuerten Ärzte. Bescheuerte Polizei. Sie fühlte sich seltsam. Schwindelig. Sie hatte kein Gefühl in den Füßen. Sie wusste nur eins, sie musste von hier weg und Ritchie suchen. In dieser Stadt konnte man sich nur auf sich selbst verlassen.

Die Vorhänge wurden wieder beiseitegeschoben. Es war der kahlrasierte Polizist.

»Wir haben mit Dr. Stanford gesprochen«, sagte er.

Emma starrte ihn an und klammerte sich mit beiden Händen am Bettgitter fest. Hinter seinem Rücken ein gleißendes Licht. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen.

Der Polizist sagte: »Dr. Stanford hat bestätigt, dass Sie einen Sohn haben. Sie kennt ihn sehr gut und hat ihn oft gesehen. Aus diesem Grund werden wir umfangreiche Ermittlungen einleiten, was das Verschwinden Ihres Kindes betrifft.«

Kapitel 4

Emmas erste Erinnerung an Ritchie. Ja, so etwas vergisst man nicht. Er war ganz lila und lag auf ihrem Bett wie ein kleines, in eine Häkeldecke gewickeltes Weichtier.

Sie fühlte sich, als hätte die Hebamme ein fremdes Baby nur kurz auf ihrem Bett abgelegt.

»Wollen Sie ihn nicht stillen?«, hatte die forsche Hebamme in der dunkelblauen Uniform gefragt, während sie neben dem Bett stand und die Blutdruckmanschette zusammenrollte.

»Nein.«

»Oh. Aber Sie wissen schon, dass es das Beste für das Immunsystem Ihres Kindes ist?«

»Meine Mutter hat mich auch nicht gestillt.« Emma hob das Kinn. »Und mir geht's gut.«

Die entsetzlichen Qualen der Entbindung lagen hinter ihr. Sie fühlte sich schwach und schwer, wie von einem Gewicht in die Kissen gedrückt. Aus einem Infusionsbeutel, der an einer Stange neben dem Bett hing, tropfte Blut. Das Baby greinte zuerst und plärrte dann, während es sich die Fäuste in den zahnlosen Mund steckte. Es lag auf ihrem Bett, hungrig und hilflos, und die Last der Verantwortung überwältigte sie.

Die Hebamme schürzte die Lippen.

»In dem Fall sollten Sie ihm das Fläschchen geben. Wir wollen doch nicht, dass sein Blutzuckerspiegel abfällt.«

»Kommt die Sozialarbeiterin, bevor ich entlassen werde?«, fragte Emma leicht verschüchtert, nun, da sie den ersten Kampf gewonnen hatte. »Wegen des Mutterchaftsgeldes ...«

»Oh, die wird kommen.« Die Hebamme warf ihre Instrumente zurück in den Korb. »Da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

Sie verließ das Zimmer mit viel Geklapper.

Unfreundliche Kuh, dachte Emma.

Sobald sie allein war, nahm sie das schreiende Baby in den Arm – nicht zu fest, um es nicht zu verletzen. Sie griff nach dem Fläschchen auf dem Nachttisch und schaute wieder auf das Kind. Und jetzt? Sollte sie ihm den Sauger zwischen die Lippen schieben? Woher sollte er wissen, was damit anzufangen war?

Während sie noch überlegte, streifte der Sauger den kleinen Babymund. Der Kleine schnappte sofort zu und nuckelte daran. Er zog so fest, dass Emma das Fläschchen erschreckt noch fester packte, aus Angst, das ganze Ding könnte im Baby verschwinden. Aber nach wenigen Sekunden entspannte sie sich. Das Fläschchen würde nicht verschwinden; das Baby schien genau zu wissen, was es tat. Sie brauchte die Flasche nur mit einer Hand abzustützen, den Rest schaffte das Kind ganz allein.

Emma beobachtete es beim Trinken misstrauisch. Sie war überrascht über seine Geistesgegenwart. Sie hatte gedacht, dass Babys während der ersten Tage nichts sehen können, aber da lag er, die mandelförmigen Augen weit aufgerissen, um sie in aller Seelenruhe anzusehen. Er hatte ein merkwürdiges kleines Gesicht, breit und zerknautscht, wie ein Spielzeugfootball. Sein faltiger Hals ragte oben aus dem Babystrampler heraus. Im Zimmer war es still außer dem Geräusch des beständigen Saugens am Fläschchen und dem Gemurmel aus einem leise gestellten Radio. Das kleine Babygesicht schien grenzenloses Verständnis auszudrücken.

»Ich möchte mich entschuldigen«, schien es zu sagen. »Ich muss das trinken, aber ich werde es so schnell wie möglich hinter mich bringen, damit du dich wieder mit dir beschäftigen kannst.« Und dann ein kleines Blinzeln: »Weißt du, ich bin auf deiner Seite.«

Ganz langsam ließ die Angst in Emmas Eingeweiden nach.

Der Radio-DJ kündigte das nächste Lied an: »Und jetzt kommt ein Song von Keane.«

Die ersten Takte von »Somewhere Only We Know« füllten das Zimmer. Emmas Kehle schnürte sich zu. Sie ließ den Kopf aufs Kissen fallen. Sie befand sich wieder in Hampshire, mit Oliver. Das Lied war auf dem Hinweg im Autoradio gelaufen. Sie gingen am Flussufer spazieren. »Warte ab, bis du es siehst«, hatte er gesagt, »es ist wie in einem Zauberwald. Kaum jemand kennt den Platz.«

Sie waren unter alten Steinbrücken hindurchgelaufen, hatten auf dem Weg in das grüne, neblige Licht eine nach der anderen unterquert. Schwere Äste ragten über das Wasser. Sie waren kilometerweit gelaufen und hatten außer Mücken niemanden getroffen. Oliver strich sich das aschblonde Haar aus der Stirn. Sein Mund näherte sich dem ihren.

Emmas Arme waren müde. Sie ließ locker, und das Baby rutschte an ihren Körper. Sie senkte den Kopf und spürte immer noch den Schmerz in ihrer Kehle, während die feinen Babyhaare ihre Lippen kitzelten.

Sie wollte ihn nicht Oliver nennen. Nicht nach allem, was passiert war. Aber sie könnte ... wie hießen noch mal die Musiker der Band Keane? Hieß einer nicht Richard? Den Namen hatte sie immer schon gemocht.

»Möchtest du Richard heißen?«, fragte sie das Baby.

Es reagierte nicht. Seine Augenlider waren zugefallen, sein Mund mit dem Sauger erschlaft.

»Also gut. Dann machen wir es so.«

Eine Sorge weniger. Die schräg stehende Sonne warf ihre Strahlen auf das Bett. Emma fühlte sich müde und friedlich, so als würde sie gleich einschlafen.

MONTAG, 18. SEPTEMBER ZWEITER TAG

»Die ersten vierundzwanzig Stunden sind entscheidend«, sagte Lindsay, die Zivilbeamtin von der Opferdienststelle. »Wir müssen die Informationen so schnell wie möglich zusammentragen. Einige unserer Fragen werden Ihnen vielleicht sehr persönlich oder aufdringlich erscheinen, aber sie gehören zur Routine, also fühlen Sie sich bitte nicht gekränkt.«

Neun Stunden waren seit Ritchies Entführung vergangen. Lindsay war schlank und hochgewachsen, gepflegt und konzentriert. Neben ihr fühlte Emma sich sehr klein und mager, und sie fror. Die meiste Zeit war sie wie betäubt, nur hin und wieder stieg die Panik in ihr auf und löschte alles andere aus. Wo war Ritchie? Was passierte mit ihm?

Fast stündlich überkam Emma Schüttelfrost, dann begannen sämtliche ihrer verkrampften Muskeln zu zittern, bis es schmerzte.

»Glauben Sie, dass er noch lebt?«, flüsterte Emma.

»Ganz sicher«, sagte Lindsay. Sie legte einen Arm um Emmas Schultern. »Ein so süßer Junge wie er? Niemand würde ihm wehtun. Ich bin mir sicher, dass er gut behandelt wird.«

Lindsay musste ein paar Jahre älter als Emma sein, wirkte jedoch viel jünger. Ihre Haut war glatt und straff. Ihr Haar, so lang und dunkel wie das von Emma, war dick und glänzte. Lindsay hatte ein fröhliches Gesicht, das selbst in entspanntem Zustand noch lächelte.

Sie war zu Emma ins Krankenhaus gekommen, nachdem die Polizei sich bereit erklärt hatte, nach Ritchie zu fahnden.

»Ich werde mich um Sie kümmern, während wir Ritchie suchen«, erklärte Lindsay. »Betrachten Sie mich als das Verbindungsglied zwischen Ihnen und der Polizei. Falls Sie mit irgendwem sprechen möchten, rufen Sie einfach mich an. Damit Sie immer auf dem Laufenden sind, werde ich Sie regelmäßig anrufen und besuchen, bis wir Ritchie gefunden haben.«

Lindsay und ein paar andere Beamte hatten Emma vom Krankenhaus abgeholt und zu ihrer Wohnung in Hammersmith gebracht. Emmas Schlüssel und ihre Magnetkarte befanden sich immer noch in ihrer Handtasche irgendwo im Londoner East End, aber die Polizei hatte von der Hausverwaltung Ersatzschlüssel beschaffen können. Benommen stand Emma unter dem beleuchteten Schutzdach des Hochhauses und zog die neue Magnetkarte durch den Kartenleser am Eingang. Die meisten Fenster im Wohnblock waren dunkel. Die neue Karte funktionierte. Die schwere Metalltür öffnete sich mit einem dumpfen Doppelklick.

Sobald Emma die Tür zu ihrer Wohnung im fünften Stock aufgeschlossen hatte, schlug ihr der Geruch von Toast und Babybrei entgegen. In der Küche stapelte sich das Frühstücksgeschirr in der Spüle. Da stand Ritchies Plastikschüssel mit der Abbildung von Bob dem Baumeister auf der Innenseite. Bob wurde teilweise von angetrocknetem Haferbrei verdeckt. Ritchies Spielzeug lag so in der Wohnung verstreut, wie er es hatte liegen lassen. Das rote Bobbycar, auf dem er sich neuerdings – und ohne Rücksicht auf die Möbel – durch die Wohnung schob. Die Lokomotive, die »Alles einsteigen!« plärrte, wenn man auf den Schornstein drückte. Ein Stück Zwieback, von winzigen Zähnen in Muschelform geknabbert, das zwischen heruntergefallenen Krümeln unter dem Küchentisch lag. Der Kuschelfrosch namens Gribbit. Jeder Gegenstand machte Emma das Herz schwer und schwerer, bis der Schmerz fast unerträglich wurde.

Nachdem die Polizisten sich von Emma die Erlaubnis dazu eingeholt hatten, stellten sie die Wohnung auf den Kopf. Sie suchten überall: im engen, gelb gestrichenen Schlafzimmer, wo Ritchies Bettchen und Emmas schmales Bett standen. Im Bad mit der olivgrünen Badewanne und dem Gummischlauch zum Duschen, der über den Armaturen hing. Ritchies gelbe Kinderwanne stand unter dem Waschbecken, dahinter lag umgekippt seine tropffreie Trinkflasche. Emma hatte das Ding eine Woche lang gesucht.

Die Polizisten durchwühlten die Schränke und untersuchten die Schmutzwäsche. Sie krochen auf Händen und Knien herum, um den Fußboden zu überprüfen, das fleckige Linoleum in der Küche, den kratzigen Teppich in Schlafund Wohnzimmer.

»Wonach suchen die?«, fragte Emma wiederholt. »Ritchie wurde nicht von hier entführt. Warum machen sie das nicht im Café?«

»Reine Routine«, tröstete Lindsay sie.

Die Polizisten suchten in Ritchies Kinderbett nach Haaren und nahmen seine Zahnbürste mit, außerdem seine Kuscheldecke und einige Kleidungsstücke.

»Wegen des Geruchs«, erklärte Lindsay, »und für DNA-Analysen. Hilft uns bei der Suche.«

»Haben Sie Bekleidung, die dem ähnelt, was er bei seinem Verschwinden anhatte?«, fragte einer der Beamten.

Emma konnte ihnen genau die gleiche Hose mitgeben, die Ritchie getragen hatte; sie hatte sie im Zweierpack bei Primark gekauft. Der Beamte versah die Hose mit einem Etikett und steckte sie ein. Emma beschrieb den Fleecepullover, den Ritchie trug.

»Gibt es irgendwelche Fotos von ihm?«

Als Emma nachsah, stellte sie erschrocken fest, wie wenige Bilder sie von sich und Ritchie besaß. Ihr war nie in den Sinn gekommen, ihn öfter zu fotografieren. Das letzte Foto von Ritchie kam ihr plötzlich ganz traurig vor. Ritchie allein, ritlings auf dem roten Bobbycar, im Hintergrund nichts als die kahle, gelbe Wand; er lächelte schüchtern in die Kamera – Olivers träges Schlafzimmerlächeln. Sie hatte das Foto an Ritchies Geburtstag aufgenommen, im August. Ritchie trug kurze Jeans und ein blaues T-Shirt mit dem Aufdruck »Surfer Dude«.

Der Beamte musste eine Weile daran zerren, bis Emma es losließ.

»Haben Sie einen zweiten Abzug?«, fragte er.

»Nein.«

»Tut mir leid.« Seine Stimme klang freundlich. Er sah selbst wie ein Vater aus, zerzaust und zerknittert, so als wäre jemand auf ihm herumgeklettert. »Wir müssen es leider mitnehmen. Schreiben Sie Namen und Adresse auf die Rückseite. Wir werden uns bemühen, es Ihnen wieder zurückzugeben.«

»Was soll ich tun?«, fragte Emma Lindsay. »Ich habe das Gefühl, ich sollte irgendwas machen. Nach ihm suchen. Nicht bloß hier rumsitzen.«

»Sie sollten in der Nähe des Telefons bleiben«, erwiderte Lindsay. »Falls irgendjemand anruft. Sie wissen schon, wegen einem Lösegeld oder Ähnlichem.«

»Lösegeld?« Das war wohl ein Witz.

»Man kann nie wissen«, meinte Lindsay.

»Aber die haben keine Ahnung, wo ich wohne. Die kennen meine Telefonnummer nicht.«

Lindsay wiederholte: »Man kann nie wissen.«

Sie kochte starken, süßen Tee und versuchte, Emma zum Trinken zu bewegen.

»Ich kann nicht.« Emma hielt sich den Tee kurz an die Lippen und kippte ihn dann in die Spüle. »Ich kriege nichts runter.«

»Sie sollten etwas trinken, Emma. Irgendetwas mit Zucker drin. Sie sind weiß wie die Wand. Sie tun Ritchie keinen Gefallen, wenn Sie jetzt krank werden.«

Aber Emma zitterte am ganzen Körper, und ihre Kehle weigerte sich zu schlucken.

»Gibt es niemanden, den wir anrufen können?«, fragte Lindsay. »Irgendwer, der herkommt und über Nacht bleibt? Was ist mit Victim Support, der Opferberatung? Das ist eine wohltätige Organisation, die Menschen in Ihrer Lage hilft. Wir könnten dort anrufen; die schicken jemanden her, der Ihnen jetzt zur Seite steht.«

»Ich brauche keine Gesellschaft.« Emma schüttelte den Kopf. »Ich will nur, dass Sie Ritchie finden.«

Ein großer Mann mit dunklen Haaren und Schnurrbart baute sich vor Emma auf.

»Detective Inspector Ian Hill«, sagte er und streckte die Hand aus. »Chefermittler in diesem Fall.«

Detective Inspector Hill sah genauso aus, wie Emma sich einen richtigen Chefermittler vorgestellt hatte: groß, breitschultrig und mit beigefarbenem, zugeknöpftem Trenchcoat. Sie ergriff mit beiden Händen seine Hand und hielt sie fest umklammert, so als wollte sie verhindern, dass er wieder verschwand.

»Versprechen Sie es mir«, flehte Emma. »Versprechen Sie mir, dass Sie ihn finden. Versprechen Sie mir, dass Sie ihn zurückbringen.«

Detective Hill sagte: »Wir werden unser Bestes tun, Ms Turner.« Er zog, sehr sanft, seine Hand zurück. »Aber zuvor«, fuhr er fort, »würde ich Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

Alles war so banal. So gewöhnlich. Sie hätten genauso gut über einen Fahrrad-diebstahl sprechen können. Die allgemeine Gelassenheit verwirrte Emma so sehr, dass sie zunächst sitzen blieb und alle Fragen von Detective Hill ruhig und gefasst beantwortete. Dann fragte er: »Können Sie uns sagen, wann genau Sie das Verschwinden Ihres Sohnes bemerkt haben?« Das war der Moment, in dem die Wirklichkeit Emma einholte. Sie dachte: Das bin *ich*, das passiert *mir*. *Mein Sohn wird vermisst*. Ihre Kehle schnürte sich zu. Das alles passierte nicht wirklich. Sie konnte unmöglich hier sein. Emma kämpfte gegen den Impuls an, aufzuspringen und aus dem Zimmer zu rennen. Sie mussten die Befragung unterbrechen, damit Lindsay Emma wieder auf den Stuhl drücken konnte.

Detective Inspector Hill wollte alles über Ritchie wissen. Er holte sich Emmas Erlaubnis ein, Ritchies Krankenakte bei der Hausärztin einsehen zu dürfen.

»Sind Sie ganz sicher, die Frau aus der U-Bahn nie zuvor gesehen zu haben?«, fragte er. »Waren in letzter Zeit irgendwelche fremden Leute hier? Wurden Sie oder Ritchie auf der Straße angesprochen? Wurden Sie auf Ihren Ausflügen möglicherweise verfolgt?«

Emma hatte sich genug erholt, um alle Fragen entschieden zu verneinen. Niemand war ihr gefolgt. Niemand hatte sie besucht. Nie zuvor hatte sie Antonia gesehen.

»Hat Ritchies Vater Kontakt zu seinem Kind?«, fragte Detective Hill.

»Nein.«

»War das seine oder Ihre Entscheidung?«

»Seine.«

»Wäre es möglich, dass er versucht hat, Ritchie zu entführen?«

»Nein.« Emma schüttelte den Kopf. Wenn sie nur *glauben* könnte, Oliver stecke dahinter ... dann würde sie wenigstens wissen, dass es Ritchie gut ging. »Ich weiß, dass er so etwas nicht tun würde. Er ist nicht der Typ dafür.«

Detective Hill warf ihr einen Blick zu, der besagte: »Vielen Dank, aber wer der Typ dafür ist, entscheide immer noch ich.« Aus irgendeinem Grund schien es, als wäre ihm Emma nicht besonders sympathisch. Er schrieb etwas in sein Notizbuch und sagte dann: »Wir werden trotzdem mit ihm reden müssen.«

Zu einem früheren Zeitpunkt wäre es Emma peinlich gewesen, hätte Oliver erfahren, dass sie es nicht geschafft hatte, auf das Kind aufzupassen. Ihr gemeinsames Kind. Jetzt war es ihr egal. Es hatte weniger als vierundzwanzig Stunden gedauert, um sämtliche Erinnerungen an Oliver auszulöschen – ganz so, als hätte er nie existiert. Sie gab Inspector Hill die Telefonnummer von Olivers Schwester in Birmingham. Oliver war kein Familienmensch, aber vermutlich würde Sasha wissen, wo er gerade steckte.

Die Befragung ging weiter.

»Haben Sie einen Freund? Irgendjemand, mit dem Sie sich in letzter Zeit getroffen haben?«

»Ich war seit Oliver mit niemandem zusammen.«

»Wen kennen Sie sonst noch in London?«

Emma überlegte.

»Meine Exmitbewohnerin Joanne. Aber wir verstehen uns nicht mehr so gut.«

»Was ist mit Ihren Nachbarn, hier im Haus?«

»Ehrlich gesagt kenne ich keinen davon.«

Hinter Lindsays Rücken tauschten zwei Polizisten vielsagende Blicke. Emma bemerkte es und sagte giftig: »Warum hören Sie nicht auf, mir Fragen zu meinen Bekannten zu stellen? Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Ritchie von einer Fremden mitgenommen wurde. Ich habe sie noch nie gesehen.«

»Tut mir leid, Emma.« Lindsay berührte ihren Arm. »Ich weiß, diese Fragen müssen Sie sehr verstören. Aber im Augenblick können wir nichts ausschließen.«

»Was tun Sie, um Ritchie zu finden?« Emma riss ihren Arm zurück. »Ich meine, abgesehen davon, mir Fragen zu stellen. Was tun Sie eigentlich, um ihn zu finden?«

Geduldig sagte Lindsay: »Wir tun eine ganze Menge, Emma. Vorhin haben wir mit einigen der Augenzeugen gesprochen, im U-Bahnhof und auf der Straße

vor dem Mr Bap's, und wir werden unser Bestes tun, weitere zu finden und zu befragen. Ihr Tisch im Café war noch nicht abgeräumt, deswegen konnten wir Ihren und Antonias Kaffeebecher sicherstellen. Vielleicht hat Antonia an ihrem Becher DNA-Spuren hinterlassen. Außerdem überprüfen wir zurzeit, ob es auf der Straße vor dem Café Überwachungskameras gibt. Falls ja, bekommen wir vielleicht Bilder davon, wer Ritchie mitgenommen hat und in welche Richtung die Person gegangen ist. In den U-Bahnhöfen hängen sowieso Überwachungskameras, und wir haben bereits beantragt, die Bänder einsehen zu dürfen. Außerdem haben wir Ritchies Personenbeschreibung an alle Zeitungen weitergegeben. Sie haben die Spätausgaben sicher schon gesehen.«

Hatte sie. Eine kurze Meldung auf Seite fünf: »Mutmaßliche Kindesentführung«. Warum hatten sie es nicht auf der Titelseite gebracht? Oder im Fernsehen? Alle wirkten so unbeteiligt. So desinteressiert. Im Kino unternahmen sie alles Mögliche, um vermisste Kinder aufzuspüren, oder? Emma fing an zu stammeln, sie wusste nicht, was sie noch hätte fragen sollen.

»Wie wäre es mit Hunden?«, fragte sie. »Oder mit Hubschraubern?«

»Im Moment tun wir alles, was angemessen ist«, antwortete Lindsay.

Emma wollte widersprechen, aber sie atmete schon wieder zu schnell, so wie im Krankenhaus. Sie legte sich die Hände auf den Mund und versuchte, sich zu beruhigen. Die Polizisten tauschten weitere Blicke.

»Ich habe wirklich einen Sohn«, sagte Emma schluchzend.

»Ich weiß«, erwiderte Lindsay sanft, »ich weiß.«

Sie musste raus. All diese Fremden in ihrer Wohnung, die nach Ritchie fragten, ohne ihn zu kennen. Für die war er nicht mehr als ein weiterer Fall. Emma fühlte sich wie ein Goldfisch, der in seinem Glas panisch Kreise zieht, ein Gefangener, der gegen Wände stößt, während diese gut ausgebildeten Leute sie in aller Seelenruhe in Augenschein nahmen und sich Notizen machten.

Ihr Schlafzimmer war der einzige Rückzugsort. Sie nahm Gribbit aus Ritchies Bettchen, drückte ihn an sich, kroch unter die Decke und blieb erschöpft liegen, ohne die rasenden Gedanken abstellen zu können.

Was machen die mit meinem Kind? Das war das Allerschlimmste. Diese schreckliche Frage krallte sich wie ein Ballen Stacheldraht in Emmas Magen fest. Lindsay hatte gesagt, sie sei sicher, dass Ritchie gut behandelt werde – aber das musste sie wohl sagen, oder? Die Wahrheit war, dass niemand wusste, wer ihn mitgenommen hatte und wie es ihm ging. Emma stellte sich einen betäubten Ritchie vor, der in irgendeinem Lieferwagen, Schuppen oder sonst wo lag und wartete. Worauf? Oder vielleicht saß er zitternd in einer Ecke und aß irgendwelche Sachen vom Boden und weinte, weil niemand seine Windeln gewechselt hatte und

er wund und verdreckt war. Emma stellte sich die Tränen vor, die über seine Wangen kullerten, und wie er unglücklich und mit hohem Stimmchen hickste. Um ihre Angst einzudämmen, konzentrierte sie sich ganz auf ihn und versuchte, ihm eine Umarmung zu schicken. Das Bett verschwand, und dann war da nur noch Ritchie, der in einem abgedunkelten Zimmer allein im Kinderbett saß. Er schaute sich verwundert um, das Gesicht voller Tränen. Emma spürte eine große Zärtlichkeit und Freude. Ihre Arme umfingen Ritchies kleinen, pummeligen Körper, und er quiekte vor Glück und kuschelte sich an sie. Sie tröstete ihn, spürte, wie er zitterte, während er sich an ihr festklammerte und darauf wartete, auf den Arm genommen und nach Hause gebracht zu werden. Das Gefühl war so stark, dass sie aufwachte und im Bett hochschreckte. Sie hielt nicht Ritchie im Arm, sondern Gribbit, dessen riesige, aufgestickte Augen leer waren. Emma weinte vor Schmerz. Was machten sie mit ihm? Was hatte diese perverse Person, die sich da über ihn beugte, mit ihm vor?

Emma wand sich vor Qualen. Sie hielt es nicht länger aus. Warum? Warum waren sie und ihr Kind mit Antonia ins Café gegangen? Mit einer völlig fremden Frau? Emma war so naiv gewesen, sie hatte sich so verzweifelt jemanden zum Reden gewünscht. Wie hatte sie bloß auf die Toilette gehen und ihr Baby bei einer Frau lassen können, die sie nicht kannte? Was für eine Mutter war sie eigentlich? Wie war es geschehen, dass Ritchie im Zug eingesperrt wurde? Warum hatte sie nicht besser auf ihn aufgepasst? Wieder und wieder sah sie vor ihrem geistigen Auge, wie Ritchie in der geöffneten U-Bahn-Tür stand: das seltsame Zerren am Haltegeschirr, diese Vorahnung, dass etwas nicht stimmte. Aber ihre Hand war nur ein paar Zentimeter von der Tüte entfernt gewesen, und so hatte sie danach gegriffen und den Bruchteil einer Sekunde länger gebraucht, bevor sie sich wieder Ritchie zuwandte. Diesen Moment würde sie nie wieder einholen können.

Falls sie überhaupt geschlafen hatte, konnte sie sich nicht daran erinnern. Die Stunden verstrichen, während sie in der Dunkelheit lag, das Stacheldrahtknäuel im Magen. Um sechs Uhr morgens war ihr klar, dass es nichts brachte, noch länger liegen zu bleiben; also stand sie auf. Das Telefon hatte kein einziges Mal geklingelt. Emma hob den Hörer, um zu prüfen, ob es überhaupt ein Freizeichen gab. Gab es. Lindsay hatte eine Nachricht mit einem dicken, schwarzen Edding geschrieben und ans Telefon geklebt: »Hier sicherheitshalber noch einmal meine Nummer. Ich komme morgen wieder vorbei. Oder früher, falls es Neuigkeiten gibt.«

Emma trug immer noch die Jeans und den Pullover vom Vorabend. Sie verließ das Schlafzimmer und vermied es dabei, zu Ritchies Bettchen am Fenster hinüberzusehen. Sie machte sich eine Tasse Tee und setzte sich an den runden Wohnzimmertisch, ohne zu trinken. Die Vorhänge zum Balkon standen offen.

Durch die Fensterscheibe konnte Emma den schwarzen Wohnblock gegenüber erkennen. Die Heizungsanlage lief noch nicht, und die Kälte machte die Leere und Einsamkeit in der Wohnung noch schlimmer.

Eine ganze Nacht. Er war schon eine ganze Nacht verschwunden. Emma hatte gedacht, sie wüsste, was Seelenqualen seien, aber nun wurde ihr klar, dass das ein Irrtum war. Sie hatte nichts, rein gar nichts Vergleichbares erlebt. Gribbit saß auf ihrem Schoß, und Emma streichelte ihn pausenlos. Ihre Finger strichen über die kleinen Beulen an seinem Bauch, wo die Füllung verklumpt war.

Sie wusste nicht, wie lange sie so dagesessen hatte, als das Schrillen der Türklingel die Stille zerriss. Emma schreckte hoch. Lindsay hatte für heute zwar ihren Besuch angekündigt, aber so früh? Warum sollte sie gerade jetzt kommen, es sei denn, sie brachte irgendwelche Neuigkeiten? O Gott! Emma sprang auf, stieß Gribbit von ihrem Schoß und stürzte an die Gegensprechanlage.

Aber es meldete sich nur Dr. Stanford, die Hausärztin. Emma drückte auf den Türöffner. Als Dr. Stanford ein paar Minuten später aus dem Aufzug trat, wurde sie von einer ziemlich jungen Frau mit krausem Haar und grünem Pullover begleitet.

»Emma, wie geht es Ihnen?« Dr. Stanford schwebte in das winzige Wohnzimmer ein. Sie war groß und schlank wie ein Windhund und trug das aschfarbene Haar in einem Knoten. Sie hatte die übliche Arbeitskleidung an: ein makelloses graues Kostüm und eine Seidenbluse mit Schluppe. »Es ist wirklich furchtbar. Sie müssen mit den Nerven am Ende sein. Sie kennen doch Alison Regis, nicht?« Sie deutete auf die Frau in Grün. »Von der Mütterberatung?«

»Nein«, antwortete Emma teilnahmslos. Nach Ritchies Geburt war sie von einigen Gesundheitsberaterinnen aufgesucht worden, aber es schien jedes Mal eine andere gewesen zu sein.

»Ich war im Mutterschutz«, erklärte Alison Regis. »Heute ist mein erster Arbeitstag.«

»Ich war auch nicht da«, sagte Dr. Stanford. »Die ganze letzte Woche nicht. Ich habe eine Konferenz in San Diego besucht.«

»San Diego?« Alisons Miene hellte sich auf. »Da war ich in meinen Flitterwochen.«

Schweigen. Dr. Stanford räusperte sich.

Sie wandte sich an Emma: »Die Polizei ist in meine Praxis gekommen. Die Ermittler wollten Ritchies Krankenakte einsehen. Sie hatten die Einwilligungserklärung dabei, die Sie unterschrieben haben.«

»Ist schon in Ordnung.«

»Die Beamten haben mich gebeten, einen Hausbesuch bei Ihnen zu machen«, erklärte Dr. Stanford. »Was ich ohnehin getan hätte. Nach Ihrem letzten Besuch bei mir, Sie erinnern sich vielleicht noch, hatte ich Alice dringend um einen Rückruf gebeten. Leider wusste ich damals nicht, dass sie sich noch im Mutterschutz befand.«

Aus irgendeinem Grund wirkte Dr. Stanford sehr nervös. Ihre knöchernen Hände zitterten, als sie sich eine lose Haarsträhne zurückschob. Normalerweise war sie immer ruhig, konzentriert und sachlich. Emma hatte sie mit Ritchie wegen verschiedener Krankheiten aufgesucht; die Ärztin hatte Ritchies Impfungen übernommen und ihm wegen einer Mittelohrentzündung zweimal Antibiotika verschrieben. Emma war besorgt, die Entzündung könnte vielleicht nicht ganz ausgeheilt sein, aber Dr. Stanford hatte sie in ihrer forschenden Art rasch abgefertigt.

Bei Patiententerminen im Zehnminutentakt blieb kaum Zeit für Gespräche. Emmas letzter Besuch in der Praxis lag erst zwei Wochen zurück, und Dr. Stanford war so wie immer gewesen.

»Sie sehen erschöpft aus, Emma«, sagte Dr. Stanford. »Haben Sie überhaupt geschlafen?«

Emmas Augen brannten vor Müdigkeit und vom Weinen. Ihr Kiefer schmerzte. Im Krankenhaus hatte man ihr Valium mitgegeben, und Emma hatte eine Tablette geschluckt, was ihr aber nicht half. Sie wollte nichts lieber als schlafen und die panischen Gedanken an Ritchie loswerden, die Angst um ihn, die Ohnmacht und Hilflosigkeit darüber, dass sie nichts tun konnte. Lindsay hatte ihr geraten, in der Nähe des Telefons zu bleiben. Emma konnte sich nicht vorstellen, wie Antonia an ihre Nummer gelangt sein sollte, aber wenn auch nur die geringste Chance bestand, von ihr angerufen zu werden, wollte sie nicht zu benommen sein, um ans Telefon zu gehen.

»Sie sollten wirklich versuchen zu schlafen«, meinte Dr. Stanford.

»Das werde ich auch«, sagte Emma. »Aber fürs Erste muss ich wach bleiben.« Und dann, um fünf Uhr nachmittags, klingelte das Telefon.

Lindsay und Detective Inspector Hill hielten sich in der Wohnung auf. Lindsay war schon am Vormittag gekommen. Sie hatte unentwegt Tee gekocht und kurz bei Sainsbury's Suppe besorgt, die Emma aber nicht anrührte. Detective Hill tauchte am Nachmittag auf – um, wie er sagte, Emmas Aussage offiziell aufzunehmen. Lindsay erklärte ihr den Vorgang.

»Erzählen Sie uns alles, was Sie uns gestern mitgeteilt haben, noch einmal, genau so, wie es Ihnen in den Sinn kommt«, sagte sie. »Dazu noch das, was Ihnen in der Zwischenzeit womöglich wieder eingefallen ist. Machen Sie sich keine Gedanken darüber, ob Sie wirr klingen oder die Reihenfolge stimmt. Wir wer-

den Sie aufnehmen, um später die Aussage zu protokollieren. Dann werden wir Sie auffordern, alles noch einmal durchzulesen, und wenn Sie damit einverstanden sind, bitten wir Sie, die Aussage zu unterschreiben.«

Emma sprach in den Kassettenrekorder und wiederholte alles, was sie am Vorabend schon erzählt hatte. Sie konnte sich an nichts Neues erinnern. Als sie fertig war, ging Lindsay in die Küche, um Teewasser aufzusetzen. Emma verschwand im Bad. Sie war gerade dabei, den Gürtel ihrer Jeans zu öffnen, als sie das leise *Brrr-Brrr* aus dem Wohnzimmer hörte. Sie erstarrte. Aus dem schwach von oben beleuchteten Spiegel über dem Waschbecken starrte sie eine bleichgesichtige Vogelscheuche aus schwarz umrandeten, tiefen Augenhöhlen an. Emma lauschte, sie war ganz still und wagte kaum zu atmen.

Das Klingeln wurde unterbrochen. Lindsay sprach, schwieg, sprach wieder.

Und dann – o mein Gott! – hörte Emma schnelle Schritte und ein Hämmern an der Badezimmertür.

»Emma!« Lindsay klang aufgeregt. »Schnell, schnell!«

Emma ließ den Gürtel los und stolperte zur Tür.

»Ein Mann ist dran«, zischte Lindsay. »Wollte seinen Namen nicht nennen. Erwarten Sie einen Anruf?«

Emma schüttelte den Kopf. Niemand kam ihr in den Sinn. Vielleicht Oliver, der anrief, um ihr zu sagen, dass er es erfahren hatte? Emma nahm den Hörer. Sie hatte kein Gefühl mehr in den Fingern; sie musste die andere Hand zu Hilfe nehmen, damit er nicht herunterfiel.

»Hallo?«

Eine Männerstimme fragte: »Spreche ich mit Emma Turner?«

Das war nicht Oliver.

Emmas Körper versteifte sich. Lindsay riss die Augen so weit auf, dass Emma weiße Sprenkel um die Pupillen erkennen konnte.

»Ja«, sagte Emma.

»Oh, hallo. Hier ist Rafe Townsend.«

Emma hatte den Namen nie gehört.

»Wer?«

»Wir sind uns gestern begegnet. In der U-Bahn-Station, wissen Sie noch?«

Emmas Knie knickten ein. Lindsay packte sie beim Arm. Emma hielt sich am Tisch fest, um nicht umzukippen.

»Hallo?«, sagte die Stimme. »Hallo? Sind Sie noch dran?«

»Ja«, sagte Emma kühl, »ja, ich bin dran.«

»Sie haben Ihre Tasche vergessen, als Sie in die U-Bahn gestiegen sind«, erklärte der Mann. »Ich habe Ihre Telefonnummer drin gefunden. Es macht Ihnen

hoffentlich nichts aus, dass ich anrufe? Ich wollte mich nur vergewissern, dass Sie Ihr Kind wiederbekommen haben.«

Kapitel 5

Emma konnte nicht antworten. Sie brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, was der Mann gesagt hatte. Die Gefühle überwältigten sie. Erleichterung, weil der Mann am Telefon nicht der Kidnapper war. Enttäuschung, aus demselben Grund. Es war zu viel. Sie trat einen Schritt zurück und ließ das Telefon zu Boden fallen.

Lindsay und Detective Hill bestürmten sie. Wer war dieser Mann? Wo hatte sie ihn kennengelernt? Wie viel von dem, was passiert war, hatte er gesehen?

»Er wollte mir in der U-Bahn-Station helfen.« Emma zitterte. »Er hat mich festgehalten, damit ich nicht auf die Gleise falle.«

Detective Hill hob den Telefonhörer vom Teppichboden auf.

»Hallo?«, fragte er mit tiefer Stimme.

Offenbar war der Mann am anderen Ende noch dran, denn Detective Hill lauschte eine Weile und redete dann. Emma war viel zu aufgeregt, um mehr von dem Gespräch mitzubekommen als ein gelegentliches »Ja« und »Ich verstehe«.

Nachdem Detective Hill aufgelegt hatte, sagte er zu Lindsay: »Mr Townsend wollte die Handtasche heute Abend hier abgeben, nach der Arbeit. Ich habe ihn gebeten, sie lieber auf die Wache zu bringen.«

Lindsay nickte. Emmas Gehirn kam wieder in Gang. Wie viel hatte dieser Rafe mitgekriegt? Hatte er Antonia gesehen? War ihm irgendetwas aufgefallen, anhand dessen man sie identifizieren konnte?

»Ich habe meine Meinung geändert«, warf Emma ein. »Kann er die Tasche herbringen? Ich möchte mit ihm reden, ihn persönlich treffen.«

»Vielleicht ist es besser, wenn wir die Sache in die Hand nehmen«, meinte Lindsay. »Auf der Polizeiwache können wir gleich seine Zeugenaussage zu Protokoll nehmen.«

»Ich möchte hören, was er sagt.« Emma ließ nicht locker. »Er war da. Er hat Ritchie gesehen. Fragen Sie ihn! Er hat alles beobachtet, er wird es Ihnen bestätigen.«

Lindsay zögerte. Sie warf einen Blick zu Detective Hill, der die Achseln zuckte.

»Ist mir egal«, sagte er. »Ich kann die Aussage auch hier aufnehmen.«

»Sind Sie sich ganz sicher?«, fragte Lindsay. »Meinen Sie, Sie sind in der Lage, diese Person hier zu empfangen?«

»Ganz sicher. Ich will ihn sehen. Ich will hören, was er zu sagen hat.«

Lindsay rief Mr Townsend zurück. Sie vereinbarten, dass er in zwanzig Minuten vorbeikommen sollte.

Während sie auf Rafe Townsends Ankunft warteten, schob Emma die Schiebetür zum Balkon auf und trat nach draußen, um frische Luft zu schnappen. Sie lief hin und her, ging immer wieder die drei Schritte, die man brauchte, um von einem Balkonende zum anderen zu kommen. Die Balkone vom Hochhaus gegenüber quollen über von Gegenständen: Kleiderständer, Kinderwagen, gehisste Fahnen.

Der Wohnblock wies Hunderte von Fenstern auf, manche davon mit Folie oder Packpapier verdunkelt, wie Zahnlücken in einem großen Mund.

Stell dir vor, dachte Emma immer wieder, stell dir vor, dieser Rafe Townsend hat Antonia gesehen. Vielleicht sogar erkannt.

»O ja«, würde er den Polizisten vielleicht sagen, »wir pendeln zu denselben Zeiten, diese Frau und ich. Ich sehe sie fast täglich. Sie steigt jeden Abend an der Haltestelle Tower Hill aus.«

Und dann dachte sie noch etwas. *Jetzt müssen sie mir glauben.* Aus irgendeinem Grund wurde sie das Gefühl nicht los, dass die Ermittler ihr misstrauten. So als bezweifelten sie Emmas Glaubwürdigkeit. Sie sagten, dass sie sich um die Bilder der Überwachungskamera bemühten, die Ritchie vielleicht in der U-Bahn gefilmt hatte. Aber sie hatten das Band bis jetzt nicht auftreiben können. »Hat irgendwer sonst beobachtet, was passiert ist?«, hatte Detective Hill immer wieder gefragt. »Hat Sie überhaupt irgendjemand mit Ritchie gesehen?« Er machte Emma ganz verrückt. Tja, nun gab es einen Zeugen. Sie würden mit der sinnlosen Fragerei aufhören und endlich richtig nach Ritchie suchen müssen.

Die Türklingel summt. Emma hielt inne und ging dann zur Schiebetür. Aus der Wohnung drangen Stimmen.

»Schön, dass Sie gekommen sind ...«

»Schreckliche Sache. Ich kann es gar nicht glauben.«

Emma ging schnell hinein. Detective Hill stand mitten im Wohnzimmer und unterhielt sich mit einem dunkelhaarigen Mann in einem roten T-Shirt. Rafe Townsend, wie Emma vermutete. Sie musterte ihn eindringlich und versuchte einzuschätzen, was für eine Art Zeuge er sein würde. Ob er einen wachen Eindruck machte. Ihr erster Gedanke war, dass er sehr jung aussah. Sie hatte einen wesentlich älteren Mann in Erinnerung, aber dieser Zeuge war in ihrem Alter, dazu schlank und gebräunt. Er war nicht ganz so hochgewachsen wie Detective Hill, aber immer noch ziemlich groß. Er hatte einen schwarzen Leinenrucksack mit ausgefransten Ecken dabei, seine Jeans und das T-Shirt wirkten verwaschen. Unter den Achseln des T-Shirts breiteten sich Schweißflecken aus.

»Sie kommen mir bekannt vor«, sagte Lindsay verwundert. »Waren Sie nicht im Polizeidienst?«

»Nur für kurze Zeit«, erklärte Rafe Townsend. »Ich habe meinen Abschluss in Hendon gemacht, bin aber nach dem ersten Probejahr ausgeschieden.«

»Ach wirklich?« Detective Hill hob eine Augenbraue. »Warum?«

»Persönliche Gründe«, antwortete Rafe höflich. Sein Akzent klang nach London, sehr bodenständig.

Unterkühltes Schweigen breitete sich im Raum aus.

Detective Hill fragte: »Und was tun Sie jetzt?«

»Ich arbeite in einer Gartenbaufirma. Löcher graben, Mauern einreißen, solche Sachen.«

Na los, dachte Emma. *Fragen Sie ihn endlich, was er gesehen hat.*

Detective Hill strich sich langsam über den Schnurrbart. Er musterte Rafe genauso eindringlich, wie Emma es getan hatte.

»Sie haben erfahren, was passiert ist?«, fragte er nach einer Weile.

»Ja.« Zum ersten Mal schaute Rafe in Emmas Richtung. »Es tut mir leid.«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn wir Ihnen ein paar Fragen zu Ihren gestrigen Beobachtungen stellen?«

»Nein. Ich bin froh, wenn ich irgendwie behilflich sein kann.«

Lindsays Blick fiel auf Emma. Vor Rafes Eintreffen hatte sie Emma gebeten, im anderen Zimmer zu warten, solange Rafe seine Aussage machte.

»Normalerweise geben Zeugen ihre Aussage nicht öffentlich ab«, hatte Lindsay erklärt. »Aber wenn Sie möchten, können Sie hinterher mit ihm sprechen.«

Emma trat wieder auf den Balkon hinaus und zog die Glastür zu, so dass die Stimmen im Wohnzimmer zu einem unverständlichen Gemurmel wurden. Eine Weile lehnte sie sich mit beiden Armen auf die Brüstung und ließ sich den Wind ins Gesicht blasen, bis ihre Wangen taub wurden. Im Dämmerlicht verschwamm der Parkplatz unten vor dem Haus. Sie hatte gar nicht bemerkt, dass die Unterhaltung drinnen beendet war, bis sich die Tür hinter ihr wieder öffnete.

»Mr Townsend würde gern mit Ihnen sprechen«, sagte Lindsay.

Emma drehte sich um. Die Tür schob sich noch weiter auf. Ein Schlurfen, und Rafe Townsend stand samt Rucksack neben ihr auf dem Balkon.

»Ich habe Ihnen Ihre Tasche gebracht«, erklärte Rafe.

Seine Augen waren hellwach. Aus der Nähe betrachtet wirkte seine Haut nicht mehr gebräunt, sondern oliv, so als hätte er spanisches oder italienisches Blut.

»Was haben Sie ihnen erzählt?« Emma stand ihm direkt gegenüber. »Was haben Sie gesagt?«

Rafe antwortete: »Na ja, zuerst wollten sie wissen, was ich in der Haltestelle Stepney Green wollte. Ich habe gesagt, dass ich in einem Garten in der Nähe von Epping Forest gearbeitet habe und mein Boss mich bis zur U-Bahn mitgenommen hat. Als ich auf den Bahnsteig kam, habe ich gesehen, wie Sie dem Zug nachgerannt sind. Ich dachte, Sie wollten sich umbringen, deswegen bin ich hinterher, um Sie festzuhalten.«

»Haben Sie sie gesehen? Haben Sie Antonia gesehen?«

»Die Frau in der U-Bahn? Nein. Tut mir leid.«

Emma ließ die Schultern hängen. Was hatte sie auch erwartet? Und selbst wenn er Antonia gesehen hätte – er hätte der Polizei nicht mehr erzählen können als sie selbst.

Mehr zu sich selbst als zu Rafe sagte Emma: »Na ja, wenigstens haben Sie Ritchie gesehen. Ein paar von den Polizisten reden mit mir, als glaubten sie, ich hätte ihn bloß erfunden.«

Rafe scharrte mit den Füßen auf dem Betonboden.

»Wissen Sie«, sagte er, »genau genommen habe ich Ihr Kind gar nicht gesehen.«

Emma starrte ihn an. »Müssen Sie aber. Sie waren doch dort!«

»Ja, also, es war so, wie ich es den Ermittlern erzählt habe ... Ich habe gesehen, wie Sie irgendein Band festgehalten haben, das aus der U-Bahn-Tür hing. Dass Ihr Sohn im Zug war, habe ich erst hinterher erfahren, weil Sie es mir gesagt haben.«

»Aber Sie ...«

Alles wegen einer verdammt Designerhandtasche. Natürlich. Jetzt fiel es Emma wieder ein. Er hatte Ritchie für eine Handtasche gehalten. Der Mann war blind. Er konnte ihr kein bisschen weiterhelfen. Sie wandte sich ab. Emma hatte das Gefühl, gleich zu ersticken. Sie wollte nichts mehr hören.

»Tut mir leid.« Rafe klang kleinlaut. »Wirklich.«

Emma brachte keine Antwort heraus.

»Wie geht es Ihnen?«

Was dachte er wohl, wie es ihr ging, zum Teufel noch mal?

»Ich fühle mich wie der größte Versager der ganzen Welt.« Rafe boxte mit der Faust in den Rucksack. »Ich hätte Sie nicht allein lassen dürfen. Ich hätte den Alarmknopf drücken müssen.«

»Wieso? Ich habe Sie gebeten, es nicht zu tun«, sagte Emma tonlos.

»Ich hätte nicht auf Sie hören dürfen. Sie waren nicht in der Lage, das zu entscheiden. Sie wussten gar nicht, was Sie taten.«

Emma zupfte an dem Rost auf der Balkonbrüstung. Neben ihr trat Rafe von einem Bein aufs andere. Einer dieser rastlosen Typen, die immer etwas zu tun brauchen. Sie hatte nicht vor, es ihm leicht zu machen.

»Tja«, sagte er schließlich, »dann werde ich mal gehen. Damit Sie Ihre Ruhe haben.«

Er verschwand aus Emmas Blickfeld. Wieder das schlurfende Geräusch, als er versuchte, sich samt Rucksack durch die Tür zu zwängen. Plötzlich fuhr Emma herum, einem Impuls folgend.

»Warten Sie.«

»Ja?« Rafe drehte sich um. Im dämmrigen Licht hatten seine Augen eine seltsame Farbe, ein helles Braun, das fast golden wirkte.

Er hatte versucht, ihr zu helfen, das konnte sie nicht abstreiten. Es hatte zwar nicht funktioniert, aber er hatte sich wenigstens bemüht. Das war weit mehr, als jeder andere bis jetzt getan hatte.

»Sie waren doch bei der Polizei«, sagte sie. »Würden Sie es merken, wenn die mir nicht die ganze Wahrheit sagen? Gibt es irgendeinen Grund für die Polizei, nicht wirklich nach ihm zu suchen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Irgendwas stimmt nicht.« Nun, da sie es ausgesprochen hatte, war sich Emma ganz sicher. »Ich weiß auch nicht, warum, aber die scheinen mir nicht zu glauben. Die Zeitungen sind genauso wenig an der Sache interessiert. Ritchie stand heute Morgen nicht in den Schlagzeilen, aber als kleiner Junge, der entführt wurde, *sollte* er das. Unbedingt sogar. Es ist, als glaubten die, ich hätte mir alles bloß ausgedacht. Wozu in aller Welt sollte ich das tun? Wenn Ritchie nicht entführt wurde, was, zum Teufel, denken die, was ich ...«

Emma hatte laut gesprochen, nun aber verstummte sie krächzend. Sie konnte den Satz nicht zu Ende sprechen.

Rafe sagte: »Ich bin mir sicher, für ein vermisstes Kind setzen sie alle Hebel in Bewegung.«

»Warum haben sie ihn dann noch nicht gefunden?«, rief Emma. »Warum sitzen sie die ganze Zeit *hier* in der Wohnung rum, anstatt draußen nach ihm zu suchen?«

Rafe wirkte bekümmert.

»Manchmal braucht man eine heiße Spur. Ich vermute, dass Sie ihnen alles schon hundertmal erzählt haben? Und Sie haben wirklich nichts vergessen, kein winziges Detail, an dem man die Person, die Ihr Kind mitgenommen hat, erkennen könnte?«

»Meinen Sie nicht, das hätte ich denen längst gesagt? Ich gehe es in Gedanken wieder und wieder durch, ich kann an nichts anderes mehr denken.«

»Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß.«

Emma wandte sich ab. Es war zwecklos. Zwecklos. Er nützte ihr gar nichts.

»Vielleicht sollte ich einen Privatdetektiv engagieren«, sagte sie mehr zu sich als zu Rafe.

»Ich weiß nicht«, sagte Rafe unsicher. Dann fragte er: »Was ist los? Was ist mit Ihnen?«

Emma klammerte sich am Balkongeländer fest und starrte nach unten. Auf die Straßen, Autos und Mülltonnen, die fünf Stockwerke tiefer aufgereiht standen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Rafe.

»Da war etwas«, sagte Emma.

Was war es bloß gewesen? Sie konzentrierte sich, versuchte, sich an die letzten Sekunden zu erinnern. Sie hatten sich über die Polizei unterhalten, und dann – was? Warum hatte sie an Antonia denken müssen, plötzlich und unvermittelt? Emma bemühte sich, das Bild noch einmal heraufzubeschwören, aber es entschwand.

»Nein.« Enttäuscht schüttelte sie den Kopf. »Nein. Es ist weg.«

»Es wird wiederkommen«, versicherte ihr Rafe. »Wenn Sie so weit sind und es wirklich drauf ankommt, wird es wiederkommen.«

Danach hatten sie sich nicht mehr viel zu sagen. Nachdem Rafe gegangen war, verschlimmerte sich der Schmerz in Emmas Kiefer und strahlte auf den ganzen Kopf aus. Lindsay sprach Emma auf ihre Blässe und auf die geschwollenen Augen an und konnte sie überreden, zwei Schmerztabletten zu nehmen. Emma ging ins Schlafzimmer und legte sich vollständig bekleidet aufs Bett. Sie klammerte sich an Gribbit fest und wunderte sich immer noch, warum sie so plötzlich an Antonia hatte denken müssen. Irgendetwas hatte die blitzartige Erinnerung ausgelöst, aber was? Und da war noch etwas. Das Bild ihrer Mutter, die in ihrem Haus in Bath vor dem Fernseher saß. Warum musste Emma immer wieder daran denken? Gribbits Fell roch nach saurer Milch. Denk nach, dachte Emma. Denk nach! Ihr war, als hätte ihr Gedächtnis etwas Wichtiges wiedererkannt und vor Schreck sofort beiseitegeschoben. Aber so sehr sie sich auch bemühte, die Erinnerung kam nicht zurück.

Ein Klopfen an der Tür.

»Emma?« Lindsays dunkler Schopf schaute herein. »Geht es Ihnen besser? DI Hill würde gern mit Ihnen sprechen, bevor er geht.«

Irgendetwas an Lindsays Stimme ließ Emma hellhörig werden. Sie setzte sich auf.

»Was ist los? Ist was passiert?«

»Nein, nein.« Lindsay mied Emmas Blick. »Nichts ist passiert. Nur noch ein paar Fragen. Wenn Sie bitte kurz ins Wohnzimmer kommen könnten?«

Emma zerrte ungeschickt an der Bettdecke, um ihre Beine zu befreien, erhob sich und folgte Lindsay in den Flur.

»Bitte.« Lindsay hielt die Tür zum Wohnzimmer auf. »Kommen Sie, setzen Sie sich.«

Lindsay begleitete Emma bis zum Sofa und drückte sie sanft hinunter. Lindsay nahm neben ihr Platz. Detective Inspector Hill zwängte sich zwischen die Armlehnen des Sessels gegenüber. Er wirkte riesig, wie er so dasaß. Ritchie, der von Männern immer ganz fasziniert war, hätte ihn ehrfürchtig bestaunt. Diesen Riesen, der den kleinen Ritchie unbemerkt in seiner Manteltasche verschwinden lassen konnte.

Lindsay berührte Emmas Hand.

»Versuchen Sie, es nicht persönlich zu nehmen«, sagte sie. »Die folgende Frage müssen wir in dieser Situation immer stellen.«

»Welche Frage?«

Detective Hill räusperte sich, dann sagte er: »Ich wollte den Punkt eigentlich schon früher ansprechen, aber dann wurden wir von Mr Townsend unterbrochen. Ich habe mich heute Morgen sehr ausführlich mit Ihrer Hausärztin unterhalten. Als wir Ritchies Krankenakte eingesehen haben.«

»Meine Hausärztin?« Emma war verwirrt. Was hatte Dr. Stanford damit zu tun?

Detective Hill beugte sich vor und faltete seine riesigen Hände.

»Ms Turner«, fuhr er fort, »es tut mir leid, aber ich muss Ihnen diese Frage stellen. Wäre es eventuell denkbar, dass Sie Ihrem Sohn etwas angetan haben?«

Emma starrte ihn an.

»Ich verstehe nicht«, antwortete sie. Ihre Wangen wurden heiß. »Ritchie wurde entführt. Das wissen Sie doch. Warum fragen Sie mich so etwas?«

»Dr. Stanford hat uns einiges erzählt«, entgegnete Detective Hill. »Sie hat zunächst gezögert, aber angesichts der Tatsache, dass Sie uns erlaubt haben, die Akte einzusehen, blieb ihr keine Wahl. Sie hält es für möglich, dass Sie uns nicht die ganze Wahrheit gesagt haben.« Er hielt inne. »In der Tat machte sie sich nach Ihrem letzten Besuch in der Praxis Sorgen, Sie könnten Ritchie etwas angetan haben.«

Angetan. Das »A« war wie ein Schlag ins Gesicht.

Sie könnten Ritchie etwas angetan haben.

»Emma?« Detective Hills Augen wirkten kalt. Sie durchlaserten sie, eisblau. »Erinnern Sie sich an Ihren letzten Besuch bei Dr. Stanford, vor elf Tagen?«

»Meinen letzten ...«

Emma spürte ein Ziehen im Unterleib. Schlagartig saß sie wieder in der Praxis. Das keuchende Husten aus dem Wartezimmer. Das Prasseln der Regentropfen an der Fensterscheibe. Der Gestank nach alten Socken und Desinfektionsmittel.

Dr. Stanfords Gesichtsausdruck. Wie sie schockiert und kerzengerade hinter ihrem Schreibtisch gesessen hatte.

Emma krümmte sich und stützte die Ellbogen auf die Knie. Sie schlug die Hände vors Gesicht.

»Erinnern Sie sich?«, fragte Detective Hill. »Erinnern Sie sich, was Sie an dem Tag zu Dr. Stanford gesagt haben?«

Leise sagte Emma: »Ja. Ja, ich erinnere mich.«

Jetzt wusste sie wenigstens Bescheid. Deswegen hatte man sie nicht ernst genommen. Vom Balkon kam ein Schrei, es klang nach einer Möwe. *O Ritchie! Ritchie! Was habe ich getan?*

Lindsay versuchte, ihre Hand zu nehmen. Ihr Gesicht war eine Maske, sie hegte professionelles Interesse, aber Emma konnte förmlich sehen, was sie dachte: »Und wir haben sogar noch Mitleid mit Ihnen gehabt. Was für eine Mutter sind Sie bloß?«

Emma bedeckte weiterhin ihr Gesicht. Sie konnte Lindsay nicht ansehen und drehte sich weg.

Kapitel 6

Ritchie hatte von Anfang an Olivers Lächeln gehabt, und jedes Mal, wenn Emma es sah, setzte ihr Herz einen Schlag aus. Ritchie war ein ernstes Kind, man musste ihm jedes Lächeln entlocken, und meist kam es zum Vorschein, wenn er sich etwas in den Mund gesteckt hatte, etwa seine kleine Faust, ein Spielzeug oder einen Zwieback. Irgendwann würde dieses Lächeln eine Frau betören, und Emma wusste nicht, ob sie diese Frau beneiden oder bemitleiden sollte.

Denn es war natürlich jenes Lächeln gewesen, das sie eines Abends wie angewurzelt hatte stehen bleiben lassen, mitten im Blue Grape in Clapham, drei Drinks in den Händen. Der Mann mit diesem Lächeln hatte nicht einmal in ihre Richtung geschaut, trotzdem verschlug es ihr für einen Moment den Atem.

»Wer ist der Typ, mit dem Barry sich unterhält?«, flüsterte Emma, sobald sie wieder an ihrem Tisch war und Claire und Joanne die Gläser mit Wodka-Cranberry zuschob.

Joanne drehte sich auf ihrem Barhocker herum.

»Ach der«, sagte sie. »Oliver Metcalfe. Arbeitet in Barrys Firma.«

»Er hat eine Freundin, falls du deswegen fragst«, ergänzte Claire Burns. »Ich habe ihn mit einer Asiatin gesehen, die hatte Haare bis zum Po.«

»Oh.« Emma war enttäuscht. Die Guten waren immer vergeben.

Trotzdem konnte sie es sich nicht verkneifen, während des Abends immer wieder zu Oliver Metcalfe hinüberzuschielen. Was war das nur? Sie hatte sich seit Ewigkeiten nicht mehr so zu jemandem hingezogen gefühlt. Sie beobachtete ihn über Joannes und Claires Schultern, während er lachte und mit seinen Freunden plauderte. Er war groß, einen halben Kopf größer als alle anderen im Raum, und stand am Fenster. Das Licht der Straßenlaterne schimmerte auf seinem Haar. Es war dunkelblond und so lang, dass es ihm in die Augen fiel. Er hatte sich unter die Anzugträger gemischt, aber während die anderen unter dem Jackett Hemd und Krawatte trugen, hatte er sich für ein gelbes T-Shirt mit einem Bild von Homer Simpson entschieden. Er hatte ausgesprochen schäbige Turnschuhe an. An jedem anderen Mann – an Barry, Joannes Freund, zum Beispiel, dessen rosafarbenes Oberhemd über dem Bauch spannte – hätten die Klamotten lächerlich ausgesehen, aber Oliver standen sie gut. Emma vermutete, dass er ein ausgeprägtes Gespür für Kleidung besaß. Alles saß genau richtig.

Zwei Cocktails später hatte Emma sich entschieden. Sie knallte ihr Glas auf den Tisch und grinste Claire und Joanne an.

»Tja«, sagte sie, »heute Abend kann ich hier keine Asiatinnen entdecken. Wie wär's, wenn ich rübergehe und hallo sage?«

»Du Zicke«, rief Joanne ihr nach, als sie ging, »bettelt Brian, dieser Kollege von dir, nicht seit Wochen darum, dass du mal mit ihm essen gehst? Man schmeißt sich nicht an irgendwelche Männer ran.«

»Vielleicht wird es Zeit, genau das zu tun«, murmelte Emma. Sie überprüfte ihr Aussehen im Spiegel über der Bar. Das neue grüne Kleid von Topshop stand ihr gut. Der Ausschnitt war perfekt; nicht zu hoch, nicht zu tief. Ihr Haar war frisch gewaschen und glänzte. Die Wimperntusche hielt noch. Na ja, niemand hätte sie für die kleine Schwester von Kate Moss gehalten – aber genauso wenig musste sie sich verstecken. Sie sah okay aus.

Barry wirkte ein bisschen überrascht, als Emma ihn so begeistert begrüßte, als wären sie die besten Freunde. Normalerweise hatten sie sich nicht viel zu sagen. Er grunzte etwas, und Emma wandte sich an Oliver.

»Hi«, sagte sie lächelnd, »ich bin Emma.«

»Oliver«, antwortete er höflich und schüttelte ihre Hand.

Sie geriet kurz aus der Fassung, als sie feststellte, dass Oliver aus der Nähe noch attraktiver aussah als von Weitem. Er wartete mit höflich hochgezogenen Augenbrauen ab; ganz eindeutig fragte er sich, was sie wollte. Emmas Selbstbewusstsein geriet ins Wanken, aber sie stand ihre Frau.

»Wir haben gemeinsame Bekannte«, erklärte sie. »Ich wohne mit Joanne zusammen, Barrys Freundin.«

»Ach wirklich?« Oliver hatte eine angenehm tiefe Stimme, und er artikulierte sich deutlich. »Woher kennt ihr euch?«

»Wir haben in Bristol zusammen studiert. BWL und Marketing. Und nach der Uni waren wir zusammen für ein Jahr in Sydney.«

»Klingt interessant«, sagte er. »Bristol ist eine nette Stadt.«

»Ja, das stimmt.«

Schweigen.

»Was liest du da?«, fragte Emma mit einem Blick auf das Buch, das aus Olivers Jackentasche ragte. Auf dem Cover war eine Art Schabe abgebildet.

»Kafka«, sagte Oliver. »*Die Verwandlung*.«

»Davon habe ich gehört. Worum geht es?«

»Ein Mann wacht eines Morgens auf und stellt fest, dass er sich in ein riesiges Insekt verwandelt hat.«

»Oh.« Typisch Mann. »Science-Fiction?«

Oliver musste lachen, so als hätte sie eine besonders komische Bemerkung gemacht.

»Ich muss los«, sagte er und stellte sein Glas auf dem Tresen ab. »Ich bin in der Stadt verabredet. War aber sehr nett, dich kennenzulernen. Wir sehen uns sicher wieder.«

»Sicher«, sagte Emma höflich, »wäre toll.«

»Keine Schwingungen«, sagte sie ein paar Minuten später enttäuscht zu Joanne und Claire.

»Er trifft sich ausschließlich mit superhübschen Mädchen«, erklärte Claire. »Ich meine, du bist natürlich auch hübsch«, fügte sie schnell hinzu, als Emma sie ansah, »aber du verstehst schon, was ich sagen will.«

Emma verstand. Wenn sie bei Oliver Erfolg gehabt und etwas mit ihm angefangen hätte, wäre Claire vor Neid geplatzt. Claire war immer schon so gewesen, das ganze Studium hindurch. Sie machte alle runter, nur für den Fall, dass jemand zu hoch hinauswollte. Emma hatte sich oft gefragt, warum sie überhaupt noch befreundet waren. Aber London war so riesig, und es war so schwer, neue Leute kennenzulernen. Man war nur aus diesem Grund hergezogen, aber am Ende traf man sich doch immer wieder mit seinen alten Bekannten.

»Was soll's.« Emma zuckte die Achseln und versuchte, Claires verletzenden Kommentar zu ignorieren. »Er hatte seine Chance, aber ich habe auch meinen Stolz.«

Als Joanne und Emma in ihre Wohnung zurückkamen, zwei Straßen weiter, hatte jemand eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen.

»Hallo, Emma, hier ist Mum. Du hast dich in den letzten Tagen nicht gemeldet, ich wollte nur hören, ob es dir gut geht. Bis bald, hoffentlich!«

Emma drückte auf die Lösch Taste.

»Das ist das dritte Mal in dieser Woche«, jammerte sie. »Sie hat erst in der letzten Zeit damit angefangen. Ruft zu den unmöglichsten Zeiten an.«

»Warum rufst du sie nicht einfach zurück?«, rief Joanne, die in der Küche herumklapperte.

»Ich rufe sie sonntags an. Das weiß sie. Warum ruft sie am Freitagabend hier an? Denkt sie, ich hätte kein Leben und würde freitags zu Hause rumhängen?« Emma hob die Stimme. Wie wütend und hysterisch sie klang. Ihre Mutter hatte es wieder mal geschafft, sie auf einen Schlag in eine Neunjährige zu verwandeln.

»Meine Mutter geht mir auch auf die Nerven«, sagte Joanne. »Das kommt vom Alleinsein.«

Emma fummelte am Knopf des Anrufbeantworters herum. Sie hatte nicht behaupten wollen, ihre Mutter sei eine Nervensäge. Trotzdem war sie frustriert.

Weswegen sollte sie sich schuldig fühlen? Sie war ihrer Mutter nichts schuldig. Rein gar nichts.

»Deine Mum hat dich sehr lieb, Schätzchen«, hatte die Großmutter die fünfjährige Emma beruhigt, wann immer die Mutter sie angekeift hatte. Und die Achtjährige, wann immer die Mutter vergessen hatte, sie von der Schule abzuholen. Und die Elfjährige, die die meisten Abende und Wochenenden im Haus der Oma verbrachte, weil die Mutter zu müde war, sich um sie zu kümmern. »Sie ist so erschöpft von der Arbeit. Sie tut das alles nur, damit ihr genug Geld auf dem Konto habt und du später mal studieren kannst.« Aber eigentlich wusste die Großmutter selbst nicht genau, warum Emma unbedingt studieren sollte, und Emma wusste es damals auch nicht. Aber sie liebte ihre Oma, und es gefiel beiden, so viel Zeit miteinander zu verbringen. Wer brauchte schon eine kalte, desinteressierte Mutter?

Emma marschierte in die Küche, um es Joanne zu erklären.

»Ich würde sie öfter anrufen«, sagte sie, »aber einmal, ich war vier Jahre alt, hat sie mich weggeschubst, als ich auf ihren Schoß klettern wollte. Ich bin runtergefallen und mit dem Gesicht gegen den Kamin geknallt. Schau mal.« Sie strich sich das Haar zurück, legte den Kopf schief und nickte Joanne zu. »Man kann die Narbe immer noch sehen. Welche Mutter tut ihrem Kind so was an?«

»Setz die Perücke wieder auf. Ich hab ja nur gemeint.« Joanne hatte die Narbe schon gesehen und kein Interesse mehr daran. Sie blätterte in einem Modemagazin und wickelte sich dabei die langen, blonden Haare um den Kopf.

Danach sah Emma Oliver ein paarmal wieder, meist in der Freitagabendclique von Barry und den Jungs aus der Stadt. Das Grape war ein beliebter Treffpunkt für die Twentysomethings des Viertels. Hohe Decken, dunkler Holzfußboden, viele Tische. Das Essen war einfach und schmackhaft: Bierteigpasteten mit Rindfleischfüllung, Hühnchencurry, Bratwurst mit Püree. Keine Billardtische, was die Mädchen freute. Die Kerle gingen hin, weil es eine große Auswahl an klassischen Biersorten gab. Emma versuchte nie wieder, sich Oliver zu nähern, aber insgeheim war sie fasziniert von ihm. Von seiner Art, wenig zu reden, die meiste Zeit nur herumzustehen und an seinem Spitfire zu nippen. Manchmal starrte er ins Leere. Was ging in ihm vor? Woran dachte er, wenn er die schweren Augenlider senkte, während alle anderen herumbrüllten, um sich verständlich zu machen? Und obwohl er sich so distanziert gab, schaffte er es immer, im Zentrum der coolsten Gruppe zu stehen. Wie machte er das? Er schien sich niemals besonders anzustrengen, um Leute für sich zu interessieren; sie scharten sich einfach um ihn. Wann immer sie ihn entdeckte, verspürte Emma ein Ziehen im Unterleib. Dann richtete sie sich gerade auf, wurde lebhafter und bemühte sich, immer zu lachen

und sich scheinbar köstlich zu amüsieren. Das fiel ihr leicht, denn wenn Oliver anwesend war, kam ihr das Grape wie der Mittelpunkt Londons vor. Der Ort, an dem jeder sein will.

»Wusstest du, dass er Vollweise ist?«, fragte Joanne eines Abends Emma.
»Seine Eltern kamen bei einem Autounfall ums Leben, als er sieben war.«

»Nein!« Emma war schockiert. »Wie schrecklich.«

»Er wurde zu irgendeiner Tante aufs Land geschickt, aber ich glaube, mit der hat er sich nicht so gut verstanden. Als er fünfzehn war, hat sie ihn rausgeschmissen.«

»Der arme Oliver«, seufzte Emma. »Kein Wunder, dass er so still ist.«

»Klar«, sagte Joanne. »Kommt so rüber, als hätte er jede Menge Tiefgang, was? Macht er absichtlich.«

»Ich dachte, du wärst mit ihm befreundet?«

»Ach, weißt du, Oliver ist schon in Ordnung. Barry sagt, dass er hart an seinem entspannten Image arbeitet. Er hat mal mit einem Freund von uns zusammenge- wohnt, und der hat erzählt, dass Oliver ständig vor dem Spiegel stand und sich von allen Seiten bewunderte, wenn er sich unbeobachtet fühlte. Er ist sehr darauf bedacht, die richtigen Bücher zu lesen und immer das Richtige zu sagen. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, wie viel Tiefgang er wirklich hat.«

»Hm«, machte Emma.

Das Problem war, dass Joanne keinen Typen mehr okay fand, seit sie mit Barry zusammen war. Emma machte sich nichts aus Barry. Dafür, dass er erst sech- sundzwanzig war, wirkte er ziemlich gesetzt. Er war in Wandsworth zur Welt gekommen und dort aufgewachsen, hatte jetzt schon einen Bierbauch und Vorur- teile gegen Einwanderer und alleinerziehende Mütter. Beruflich stellte er sich aber geschickt an und bewegte sich in der IT-Welt langsam die Karriereleiter hinauf. Er besaß bereits eine Eigentumswohnung. Joanne hatte immer schon früh heiraten wollen.

An einem verregneten Septemberabend trottete Emma die Treppe zu ihrer Sou- terrainwohnung hinunter und steckte den Schlüssel ins Schloss. Hinter ihr lag ein weiterer unerfreulicher Tag im Callcenter, an dem mehrere Kunden, die aus technischen Gründen nicht sofort durchgekommen waren, sie angebrüllt hatten. Die Gespräche wurden aufgezeichnet, so dass Emma die Anrufer nicht einmal zurückbeschimpfen oder ihnen darin beipflichten konnte, dass PlanetLink in der Tat der mieseste Breitbandprovider Großbritanniens war, ja, und dass es das Beste wäre, woanders einen Vertrag abzuschließen. Das Ganze wurde noch unerträglich- er dadurch, dass sie in den Pausen niemanden zum Tratschen hatte. Die meisten von Emmas Kolleginnen waren ein paar Jahre jünger als sie und nur für wenige

Wochen hier, weil sie sich vor dem Studium etwas verdienen wollten; oder viele Jahre älter, verbittert, enttäuscht vom Leben und verzweifelt bemüht, etwas Geld zusammenzukratzen, um das Haus zu halten, für das der Ehemann ohne jede Absprache eine Hypothek aufgenommen hatte. Der einzige ungefähr gleichaltrige Mensch im Callcenter war Brian Cobbold, Emmas Verehrer. Er arbeitete seit sechs Jahren als Festangestellter in der Firma und hatte während dieser Zeit fast immer denselben Pullover mit V-Ausschnitt getragen.

Sechs Jahre! Emma wurde schwindlig. Sie war erst seit zehn Monaten dabei, fühlte sich aber jetzt schon halb vermodert. Sie musste sich wirklich nach einem anderen Job umsehen. Und zwar bald.

Ihre Laune verbesserte sich nicht, als sie die Wohnung betrat und das Schreiben einer bekannten Hotelkette auf dem Tisch entdeckte.

»Sehr geehrte Ms Turner, für Ihre Bewerbung als Assistant Marketing Director bei der Globe-Rendezvous-Gruppe möchten wir uns bedanken. Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass wir Sie nicht in die engere Wahl für diese Position einbeziehen konnten.«

»In London herrscht so ein *Konkurrenzdruck*«, beklagte Emma sich bei Joanne. »Wann immer ich mich um einen guten Job bewerbe, können die anderen Bewerber Masterabschlüsse mit Auszeichnung vorweisen. Es ist hoffnungslos, jemals irgendwo reinzukommen.«

»Du erwartest zu viel«, erklärte Joanne. »Nimm das erstbeste Angebot an. Dann wirst du die Leiter schon raufklettern. Du bist jetzt seit fast einem Jahr in diesem Calldings.«

»Ich will mich nicht an einen Job binden, der mich nicht glücklich macht«, sagte Emma. »Das Gute bei den Callcentern ist, dass man kurzfristig kündigen kann, sobald sich eine Chance ergibt.«

Sie zerknüllte den Brief, warf ihn in den Mülleimer und ging zur Spüle, um den Wasserkocher zu füllen. Obwohl es noch nicht einmal halb sieben war, musste sie das Licht einschalten. Die Dreizimmerwohnung von Emma und Joanne lag im Souterrain eines viergeschossigen Reihenhauses, das in mehrere Wohneinheiten unterteilt war. Die oberen Wohnungen hatten hohe Decken, riesige Fenster und einen Blick auf den Clapham Common. Die Decken in der Wohnung von Emma und Joanne waren so niedrig, dass sie sie mühelos berühren konnten; hinter den vergitterten Fenstern sah man nichts als die Füße der Passanten. Wegen des Regens war es heute Abend noch dunkler als sonst. Am Küchenfenster lief das Wasser herunter. Wenn Emma aufschaute, konnte sie durch die Eisenstäbe hindurch die graue Straße und die zahllosen »Zu vermieten«-Schilder erkennen, die im Wind schaukelten.

»Vielleicht gehe ich wieder auf Reisen«, sagte sie verträumt.

»Wohin?«, fragte Joanne.

»Keine Ahnung. China? Da wollte ich schon immer hin.«

Das Telefon klingelte.

»Emma?« Es war ihre Mutter. »Gestern Abend habe ich auf deinen Anruf gewartet.«

Der Sonntagsanruf! Verdammter Mist! Emma schloss die Augen.

»Ich war unterwegs«, log sie. »Abendessen. Ich bin zu spät nach Hause gekommen, um noch anzurufen.«

»Kein Problem«, sagte ihre Mutter fröhlich, »wo warst du denn? War es nett?«

»Es war okay«, murmelte Emma.

Höchste Zeit für einen Themenwechsel.

»Vielleicht gehe ich nach China«, verkündete sie.

»Nach China?« Ihre Mum klang verwundert. »Warum denn?«

»Um da zu arbeiten. Eine andere Kultur kennenzulernen.«

»Aber was für eine Arbeit käme infrage? Du sprichst ja nicht mal Chinesisch.«

»Das könnte ich lernen, oder?«

Schweigen.

»Glaubst du wirklich, das wäre eine gute Idee?«, fragte Emmas Mutter.

»Warum nicht?«

»Na ja, du bist eben erst von diesem Job als Kellnerin in Sydney zurückgekommen ...«

»Ich habe nicht bloß gekellnert«, Emma biss die Zähne zusammen, »sondern mich auch um die gesamte PR des Ladens gekümmert.«

»Das weiß ich, Schätzchen. Ich wollte doch nur sagen, dass es vielleicht besser für dich wäre, richtige Joberfahrungen zu sammeln oder dich weiterzubilden, bevor du wieder verschwindest. Ein Netzwerk aufzubauen? Sonst kommst du zurück und stehst allein da.«

»So gut kennst du dich in der Geschäftswelt aus?«, fragte Emma kühl.

»Ach, Emma.« Ihre Mutter seufzte. »Ich darf dir auch gar nichts sagen. Ich wollte dir bloß einen Rat geben.«

Das hättest du alles vor langer Zeit tun können, dachte Emma.

»Wann kommst du mal wieder nach Bath?«, fragte ihre Mutter.

»Bald. Im Moment habe ich ziemlich viel zu tun.«

»Du bist schon lange nicht mehr zu Hause gewesen.«

»Ich komme bald«, versprach Emma, »aber jetzt muss ich Schluss machen. Ich habe um acht eine Verabredung und bin noch nicht umgezogen.«

»Ja, gut, Spätzchen«, sagte ihre Mutter. »Mach dir einen schönen Abend. Bis bald.«

Emma verabschiedete sich und legte auf. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis sie den Hörer losließ.

Ich wünschte, ich könnte die Zeit um ein paar Minuten zurückdrehen, dachte sie, wie so oft, wenn sie mit ihrer Mutter telefoniert hatte.

Eines Tages würde sie es klären, ein für alle Mal. Emma hatte den fertigen Plan im Kopf. Eines Tages, wenn sie einen richtigen Job hätte, einen Job, auf den ihre Mutter stolz sein könnte, würde sie nach Bath fahren, und sie beide würden miteinander reden. Wirklich reden. Sie würden das sagen, was sie schon immer hatten sagen wollen. Emma, wie sehr sie als Kind verletzt worden sei; dass sie nie umarmt oder gedrückt, nie von der Mutter irgendwohin mitgenommen und ständig zur Oma abgeschoben worden sei. Ihre Mutter würde erklären, warum sie damals so kalt gewesen sei. Es musste einen Grund gegeben haben. Sie würde Emma um Vergebung bitten, und Emma würde die Vergangenheit Vergangenheit sein lassen, jetzt, da sie so glücklich und erfolgreich war. Sie und ihre Mutter würden sich umarmen, Emmas Verbitterung würde sich verflüchtigen, und Emma wäre ihrer Mutter endlich so nah, wie sie es sich manchmal wünschte.

Denn dann wäre sie nicht mehr wütend.

Drei Tage später bekam sie in der Arbeit einen Anruf.

»Emma, bist du es?«, fragte eine ältere Frauenstimme.

»Ja?« Emma war verwirrt. Die Stimme, annähernd vertraut, klang in dieser hektischen, lauten Umgebung völlig fehl am Platz.

»Hier spricht Mrs Cornes. Die Nachbarin aus Bath.«

»Oh.«

Und dann spürte Emma, wie sich eine kalte Hand langsam um ihr Herz krampfte. Wozu rief Mrs Cornes sie an einem Donnerstagnachmittag bei der Arbeit an?

»Emma, Liebes.« Mrs Cornes' Stimme zitterte. »Tut mir leid, dass ich es dir sagen muss. Es ist wegen deiner Mum.«

Im Obduktionsbericht stand »subarachnoidale Blutung«. Mrs Cornes war beunruhigt gewesen, weil sie Emmas Mutter tagelang nicht gesehen hatte. Sie hatte den Ersatzschlüssel genommen und war hinübergewandert. Mrs Turner hatte im Flur gelegen, am Fuß der Treppe. Sie war seit mehr als achtundvierzig Stunden tot. Benommen und frierend saß Emma im Zug nach Bath und tastete nach der winzigen Narbe an ihrem Kinn.

Zur Beerdigung waren mehr Leute gekommen, als Emma erwartet hatte. Mrs Cornes musste halb Bath zusammengetrommelt haben. Die Nachbarn, von denen

Emma nur die wenigsten kannte, hatten ausschließlich Netties über ihre Mutter zu berichten. Anschließend blieb Emma für ein paar Tage da, um die Sachen ihrer Mutter durchzusehen und herauszufinden, was sie behalten und was sie wegschmeißen würde. Mrs Cornes half ihr dabei. Ihnen blieb nur wenig Zeit, da die neuen Mieter schon vor der Tür standen und bald einziehen wollten. Es gab im Grunde nur Kleidung, alte Briefe und ein paar Schmuckstücke. Ihre Mutter hatte nur wenig hinterlassen, was über ihr Leben hätte Auskunft geben können.

Emma entdeckte ein gerahmtes Foto auf dem Kaminsims: sie, ihre Mutter und ihre Oma. Emma war etwa dreizehn gewesen, als es aufgenommen wurde. Sie konnte sich noch an den Tag erinnern. Es war der Geburtstag ihrer Großmutter gewesen, ein Nachbar hatte das Foto gemacht. Ihre Mum und Oma saßen nebeneinander auf der Couch. Emma stand dahinter, die Hände auf den Schultern der Frauen. Alle lächelten, sogar ihre Mutter. Man konnte der Oma den Tumor nicht ansehen, der sich durch ihren rechten Lungenflügel fraß. Emmas Mutter wirkte jung und frisch. Sie trug ein rosarotes Kleid und sah ganz anders aus als in dem grauen Kittel, den sie als Pflegerin in einem Altenheim anhatte. Ihr offenes Haar war genauso dunkelbraun wie das von Emma, die Augen leuchteten ebenso blau.

Das war ein schöner Abend gewesen. Sie hatten Oma zum Essen in ein Restaurant geschleppt und zu dritt eine Flasche Wein geleert. Emma nahm das Foto herunter und betrachtete es. *Was sollte das alles, Mum? Hast du mich gewollt? Hast du mich geliebt?* Sie würde es nie erfahren. Sie wickelte das Bild in ein Stück Zeitungspapier und steckte es in ihre Reisetasche.

Mrs Cornes begleitete sie zum Bahnhof, wo Emma den Zug zurück nach London nehmen wollte.

»Hast du dort jemanden, Emma?«, fragte Mrs Cornes besorgt. Sie trug denselben dunkelblauen Mantel wie bei der Beerdigung. Im harten Morgenlicht wirkte der ungleichmäßig aufgetragene Lippenstift viel zu grell für ihr Gesicht. Sie sah zu Emma hoch.

»Deine Mum hat sich immer Sorgen um dich gemacht«, sagte sie. »Die ganzen Reisen, die du in letzter Zeit unternommen hast ... ohne irgendwo Wurzeln zu schlagen. Der Gedanke, dass du niemanden hast, der für dich da ist, beunruhigt mich.«

»Ich wohne mit Joanne zusammen, einer guten Freundin«, beruhigte Emma die nette alte Dame. »Die lässt mich nicht im Stich.«

Sie wollte Mrs Cornes' Hand schütteln, stattdessen wurde sie herzlich umarmt. Mrs Cornes roch nach Rosenwasser und frischen Brötchen. Als der Schaffner zur Abfahrt pfiff, ließ Emma Mrs Cornes los und stieg in den Zug.

Eines Abends saß sie mit Joanne im Grape, als Oliver das Lokal betrat. Sie hatte ihn eine ganze Weile nicht gesehen und auch nicht mehr an ihn gedacht. Er war mit Freunden gekommen, aber er verließ die kleine Gruppe und ging zu Emma, um mit ihr zu sprechen.

»Ich habe das mit deiner Mum gehört«, begann er. Er stand direkt vor ihr und schaute auf sie hinunter. »Das ist eine schlimme Sache. Falls du mit irgendjemandem drüber reden willst – ich bin da.«

Was immer er damals in Emma gesehen hatte – er blieb den ganzen Abend bei ihr sitzen, anstatt zu seinen Freunden zurückzugehen. Sie tranken eine Flasche Wein, sprachen über den Tod und fragten sich, wozu man auf der Welt war, wenn am Ende doch nichts dabei herauskam.

»Selbst die Schönheit hat keine Bedeutung«, sagte Emma leise. »Meine Mum hat das Meer geliebt. Besonders abends. Sie hat die Sonnenuntergänge in Cornwall geliebt.«

»Das mit der Schönheit ist ein Märchen«, erklärte Oliver. »Weder das Meer noch die Sonne sind schön. Wir sind darauf programmiert, sie schön zu finden, weil sie für Wasser und Wärme stehen. Treibstoff, den wir zum Leben brauchen.«

Die morbiden Gesprächsthemen passten zu Emmas Stimmung. Sie hatte gar nicht bemerkt, dass Joanne verschwunden war. Emmas Augen füllten sich mit Tränen. Was für ein kurzes, sinnloses Leben ihre Mutter geführt hatte!

Oliver nahm ihre Hand.

»Geh mit mir aus«, sagte er, »dieses Wochenende. Einer meiner Freunde spielt in einer Band. Er hat einen Auftritt in Brixton.«

Das Konzert fand in einem kleinen Saal über einem Pub statt, irgendwo im Gewirr der kleinen Nebenstraßen zwischen Brixton und Clapham. Emma gab sich keine besondere Mühe, als sie sich für den Abend zurechtmachte. Sie zog eine Jeans an und das bewährte schwarze Oberteil, das sie im Ausverkauf bei LK Bennett erstanden hatte und dessen Ausschnitt mit Pailletten besetzt war. In letzter Minute konnte Joanne sie noch dazu überreden, ein Paar Ohrringe mit Jettsteinen anzulegen. Dabei fühlte sich Emma wirklich nicht in Partylaune. Ihre Mutter war gerade gestorben. Sie erwartete kein romantisches Date. Oliver war nur ein Bekannter.

Ein sehr gut aussehender Bekannter. Er wartete vor der U-Bahn-Haltestelle Brixton auf sie. Er trug ein blaues Hemd, eine weinrote Samthose und die schäbigen Turnschuhe. Emma wusste sofort, dass es um sie geschehen war. Der Pub befand sich in einem riesigen Eckhaus mit übergroßen Fenstern und breiter, dunkelgrüner Markise. Auf dem Gehsteig standen Holzbänke und Heizstrahler, unter denen sich die Gäste drängten, lachten und plauderten. Drinnen war es noch voller. Emma folgte Oliver eine schmale Treppe hinauf. Oben wurden sie von einer sehr

hübschen Blondine mit Schreibbrett und Neonstempelkissen empfangen, die Oliver stürmisch umarmte und ihnen dann einen Tisch mit gutem Blick auf die Bühne zuwies. Die niedrigen Stühle standen dicht beieinander. Jedes Mal, wenn Oliver sich vorbeugte, um mit Emma zu reden, stießen seine Knie gegen ihre.

Die Band spielte eine Mischung aus Blues und Jazz, manchmal lebendig und fröhlich, manchmal langsam und traurig. Die Sängerin, eine hochgewachsene Schwarze mit langen, blondierten Zöpfen, war so gut, dass sie die Leute stellenweise zum Schweigen und Zuhören brachte.

Oliver redete über seine Freundin.

»Sharmila und ich haben uns getrennt«, erzählte er Emma bei Fischsuppe und Bier. »Sie ist wegen ihrer Arbeit nach Edinburgh gezogen.«

»Das tut mir leid«, sagte Emma. »Du musst sie sehr vermissen.«

»Na ja, ein bisschen«, meinte Oliver. »Aber für sie stand die Karriere immer an erster Stelle. Ich mache ihr keinen Vorwurf daraus. Wenn es uns wirklich ernst gewesen wäre, hätte ich sie nach Edinburgh begleitet, oder sie wäre hier geblieben. Aber keiner von uns wollte ein Opfer bringen.«

Das Konzert dauerte bis nach ein Uhr, und die U-Bahn fuhr nicht mehr. Oliver brachte Emma zu Fuß bis zu ihrer Wohnung in Clapham. Im einen Moment waren sie in einer Straße mit zugemüllten Hauseingängen und durch Metallgitter gesicherten Geschäften unterwegs, im nächsten fanden sie sich in einer schicken Wohngegend mit schönen Häusern und großzügig angelegten Gärten wieder. So war es oft in London. Clapham Common wirkte einerseits finster, andererseits romantisch. Der Park wurde teils von Straßenlaternen, teils vom Licht der angrenzenden Wohnhäuser erhellt. Allein wäre Emma diese Abkürzung zu so später Stunde nicht gegangen, aber in Olivers Gegenwart fühlte sie sich sicher. Das Viertel war ihr nie besonders hübsch erschienen, doch in dieser Nacht war alles anders.

Besonders, als Oliver unter den niedrigen Ästen einer Kastanie stehen blieb, um sie zu küssen.

Das war es also, der Richtige war gekommen. Emma fühlte sich wie verzaubert. Sie hatte in Büchern darüber gelesen, aber immer geglaubt, dass die Leute sich so etwas nur ausdachten. Nun wusste sie, was es bedeutete. Alles an Oliver war magisch, irgendwie – übermenschlich. Seine Haut war so glatt und weich. Im Gegensatz zu anderen Menschen roch er nicht nach Schweiß, sondern nach warmer Baumwolle, so als würde sein Körper gar nicht existieren.

Emma erfuhr alles über Olivers Kindheit; über den Autounfall, über die Tante, die ihm unverblümt gesagt hatte, sie habe nie Kinder gewollt. Oliver besaß eine ältere Schwester, die in Birmingham lebte und die er fast nie sah. Das erschreckte Emma. Wie konnten Bruder und Schwester sich aus den Augen verlieren? Ihr

Mitgefühl für Oliver ließ sie ihr eigenes Unglück vergessen. Sie hatte wenigstens eine Oma gehabt! Sie stellte sich den siebenjährigen Oliver vor, allein und verängstigt, und der Gedanke brach ihr fast das Herz.

Oliver war immer voller Pläne für Ausflüge, Ausstellungen und Musikfestivals. Während der nächsten Wochen gab es Surftrips nach Cornwall, ein Wochenende auf der Insel Skye, Fahrten zum grünen Fluss in Hampshire. Oliver nahm sie zu einer Party in einem unterirdischen Tunnel in den Docklands mit, wo ein Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg in der Wand steckte. Emma war überwältigt. Obwohl sie sich natürlich fragte, wie es sein konnte, dass alle von der Existenz einer scharfen Bombe in Londons Untergrund wussten, ohne dass die Behörden etwas unternahmen.

Manchmal konnte Oliver launisch sein, aber Emma ließ sich davon nicht abschrecken. Er arbeitete viel und verbrachte manchmal sogar die Nächte und das Wochenende damit, Geld auf weltweite Konten zu verschieben. Wenn er müde war und zu Hause vor dem Fernseher abhängen wollte, blieb Emma bei ihm. Seine Niedergeschlagenheit war ein Teil von ihm, den die anderen nicht kannten.

»Du bist so ein lieber, fürsorglicher Mensch«, sagte er während einer seiner schlechten Phasen zu Emma. »Sharmila war kälter, sie hat mir weniger gegeben. Ich fürchte, ich bin auch ein bisschen so.«

»Nein, bist du nicht«, beruhigte Emma ihn. Dann zögerte sie. War das wirklich ein guter Moment, um das Thema anzusprechen, das sie schon länger beschäftigte? »Weißt du, du solltest dich öfter mit deiner Schwester treffen.«

»Sasha? Wozu? Wir haben uns Weihnachten gesehen.«

»Na ja, man könnte sich auch zu anderen Gelegenheiten treffen«, sagte Emma. »Du solltest sie anrufen. Zeit mit ihr verbringen.«

Emma träumte oft davon, Olivers Schwester kennenzulernen. Bestimmt sah sie Oliver ähnlich, nur dass sie vielleicht ein bisschen fröhlicher war. Sie und Emma würden sich auf Anhieb verstehen. Weihnachten wäre es endlich so weit. Emma und Sasha würden zusammen losgehen, um ein Weihnachtsgeschenk für Oliver zu besorgen, und am ersten Weihnachtstag würden sie alle zusammen bei Sasha zu Abend essen.

Oliver machte ein verdutztes Gesicht. »Tja, sie ruft mich nicht an. Wie oft siehst du *deine* Schwester?«

»Ich habe keine«, antwortete Emma.

»Oh.« Oliver starrte auf den Fernseher. »Tut mir leid. Du hast es erwähnt.«

»Ich wünschte, ich hätte eine!«, sagte Emma. »Letztendlich kann man sich nur auf die eigene Familie verlassen.«

Oliver gähnte.

»Na ja«, meinte er, »Sasha ist zehn Jahre älter als ich, verheiratet und Mutter von drei Kindern. Sie ist zwar ganz nett, aber, du weißt schon, irgendwie ... spießig. Hat nie was aus ihrem Leben gemacht. Ich wüsste gar nicht, worüber ich mich mit ihr unterhalten sollte.«

»Vielleicht rufe ich sie an?«, schlug Emma vor. »Vielleicht ist es so einfacher. Du weißt schon, von Frau zu Frau. Wir könnten ein Abendessen organisieren.«

»Ist schon gut, Emma.« Oliver blieb höflich. »Es ist bloß ... Du kennst meine Familie doch gar nicht.«

Als er das nächste Mal anrief, hatte er ihr etwas Wichtiges mitzuteilen. Er hoffe, sie habe sich keine falschen Hoffnungen gemacht, aber er wolle nicht, dass es zwischen ihnen zu weit ginge. Sharmila plane, nach London zurückzukommen, und sie würden es noch einmal versuchen.

Emma wäre in Panik ausgebrochen, aber die Wahrheit war, dass die Panik sie längst gepackt hatte. Sie hatte gerade bemerkt, dass ihre Periode seit drei Wochen überfällig war.

Kapitel 7

FREITAG, 22. SEPTEMBER

SECHSTER TAG

Was ...? Als Emma aufwachte, hielt sie den Gegenstand unter ihrem Gesicht fest umklammert. Ein kratziges Kissen bohrte sich in ihre Wange. Sie lag auf dem Sofa und hatte geträumt. erinnerte sich vage an ein Bild, an irgendeine Szene, die sich in einzelne Bildpunkte auflöste und dann ganz aus ihrem Kopf verschwand.

Welcher Gedanke hatte sie so plötzlich aufwachen lassen?

Sie lauschte angestrengt, aber in der Wohnung war alles ruhig. Das einzige Geräusch kam aus der Küche, wo der Kühlschrank vor sich hin brummte. Emma stützte sich auf den Ellbogen und schaute sich benommen um. Ihr Mund fühlte sich trocken an. Wie lange hatte sie geschlafen? Als sie beschlossen hatte, sich kurz hinzulegen, war es im Zimmer hell gewesen. Jetzt wirkte alles düster. Der Teppich war von zertrretenen Krümeln übersät. Unter einem Stuhl lag ein umgekippter Becher.

Die Wohnung wirkte kalt und leer. Die Polizisten hatten vor einiger Zeit zusammengepackt und waren gegangen. Sie hatten aufgehört, nach Ritchie zu suchen. Selbstverständlich hatten sie es nicht so direkt gesagt.

»Dr. Stanfords Aussage wird auf die Ermittlungen keinerlei Auswirkungen haben«, hatte Lindsay gesagt. »Es gibt keine Beweise für ein Fehlverhalten Ihrerseits.«

Aber inzwischen waren fast fünf Tage seit Ritchies Verschwinden vergangen. Fünf Tage, und nichts war passiert! Sie hatten keine einzige Spur. Vielleicht gingen die Polizisten nach außen hin ihrer Arbeit nach, aber solange sie nicht mit dem Herzen dabei waren, würden sie Ritchie niemals finden. Und Lindsay bevormundete Emma, Lindsay mit ihrer geheuchelten Anteilnahme und ihrer überheblichen, selbstzufriedenen Miene, der man geradezu ansehen konnte, dass sie Emma und Ritchie vergaß, sobald sie zu ihrem Freund nach Hause fuhr. Emma hatte sie durchschaut. Als Nächstes würde man sie verhaften und ihr vorwerfen, Ritchie etwas angetan zu haben. Sie vertraute Lindsay nicht mehr. Sie traute niemandem mehr.

»Ich möchte allein sein«, hatte Emma Lindsay in kaltem Ton mitgeteilt. »Verlassen Sie bitte meine Wohnung, sobald Sie mit der Durchsuchung fertig sind.«

»Emma, ich glaube nicht ...«

»Ich habe Sie gebeten zu *gehen*. Sie dürfen nicht gegen meinen Willen hierbleiben. Ich habe ein Recht darauf, in meiner Wohnung in Ruhe gelassen zu werden.«

Aber als Lindsay gegangen war, hatte die Stille sie fast erdrückt. Emma rollte sich auf dem Sofa zusammen und zog sich ein Kissen über den Kopf. Sie lag zitternd da und versuchte nachzudenken. Sie musste sich zusammenreißen. Sie konnte nicht länger hierbleiben, sie musste etwas unternehmen. Wenn die Polizei ihr nicht helfen wollte, blieb ihr nichts anderes übrig, als sich anderweitig nach Unterstützung umzusehen. Aber wo? Wer auf dieser Welt machte sich ebenso große Sorgen um Ritchie wie sie?

Niemand, lautete die Antwort auf ihre Frage. Überhaupt niemand. Natürlich hatten ein paar Leute, die von der Sache erfuhren, angerufen. Die Zeitungen hatten es endlich geschafft, das Foto von Ritchie und dem roten Bobbycar zu veröffentlichen, wenn auch nicht auf der Titelseite. Wann immer die Journalisten von der Entführung sprachen, benutzten sie das Wort »mutmaßlich«. Eine »mutmaßliche Kindesentführung« oder: die Mutter vermisste ihr Kind »mutmaßlich«.

Und es kam noch schlimmer. Lindsay hatte Emma gewarnt, sich nichts von dem, was in der Zeitung stand, zu Herzen zu nehmen; trotzdem war es jedes Mal ein Schock, wenn sie die Zeitung aufschlug und die entsetzlichen Dinge las, die Leute schrieben, die weder sie noch Ritchie kannten.

»Die alleinerziehende Mutter soll nur schwer zurechtgekommen sein ...«

»... nach einer Affäre mit dem Kindsvater, den sie seither nicht mehr gesehen hat ...«

»Miss Turner gibt an, ihr Kleinkind in einem Imbisslokal in der Obhut einer völlig fremden Frau gelassen zu haben, während sie ...«

Emma konnte nicht weiterlesen.

Emmas frühere Vorgesetzte aus dem Callcenter rief an, ebenso einige der alten Kollegen. Und Claire Burns, die inzwischen in Brighton lebte. Alle sagten, dass es ihnen furchtbar leidtue und Ritchie hoffentlich bald gefunden werde. Dabei kannten sie Ritchie gar nicht. Keiner von ihnen hatte ihn jemals gesehen.

Eine schockierte Mrs Cornes rief aus Bath an; sie klang zwanzig Jahre älter und noch gebrechlicher als bei ihrer letzten Begegnung. Immer wieder sagte sie: »Armer Robbie. Armer kleiner Robbie.« Sie bot Emma an, nach London zu kommen, aber Emma konnte die alte Frau abwimmeln, indem sie behauptete, Joanne sei ständig bei ihr.

Aber Joanne war nicht da. Joanne hatte ein einziges Mal angerufen: »Tut mir leid, das mit Ritchie. Ruf an, wenn du irgendwas brauchst.« Sie hatte sich kein zweites Mal gemeldet und auch nicht vorbeigeschaut. Allem Anschein nach hatte

Joanne Emma bei ihrem letzten Treffen ihre Kommentare über Barry übel genommen.

Karen rief an, Emmas älteste Freundin aus Bath, und das bedeutete Emma viel. Nach den Abschlussprüfungen war Karen mit Joanne und Emma nach Australien geflogen. Die drei hatten sich ein windschiefes, sonniges Häuschen am Bondi Beach geteilt. Emma vermisste Karen sehr. Sie war eine gute Freundin – eine viel bessere, als Joanne es je sein konnte. Während des Studiums hatten Emma und Karen sich gegen den Rest der Welt verschworen, sie waren beste Freundinnen seit ihrem elften Lebensjahr. Joanne kam aus Middlesbrough und kannte keine Menschenseele, als man ihr im Studentenwohnheim das Zimmer neben Karens zuwies. Eines Abends hatten Emma und Karen mitbekommen, wie Joanne sich in ihrem Zimmer die Augen ausweinte; sie sei so einsam, sie hasse Bristol und werde das Studium abbrechen und nach Hause fahren. Die sanftmütige Karen hatte darauf bestanden, dass Joanne sich eine Pizza mit ihnen teilte und ihre Entscheidung noch einmal überdachte. Als Joanne sich gefangen hatte, stellte sie sich als ganz lustiges Mädchen heraus, das gerne feierte. Am Ende waren alle drei gute Freundinnen geworden.

Sie flogen zu dritt nach Sydney, um ein Jahr voller Sonne und Spaß zu genießen, nur zwei von ihnen kamen zurück. Karen blieb in Australien, um mit ihrem neuen Freund Conor nach Melbourne zu ziehen. Inzwischen hatte sie sich endgültig dort niedergelassen. Sie und Conor hatten sich vor Kurzem verlobt. Karen war diese Information beim Telefonat mit Emma rausgerutscht; dann hatte sie zu weinen angefangen und sich unaufhörlich entschuldigt. Am Ende konnte Emma es kaum erwarten, das Gespräch zu beenden.

Am schlimmsten war der Anruf von Oliver. Die Polizei hatte ihn in Malaysia aufgespürt. Anscheinend lebte er jetzt dort. Emma und er hatten vor Ritchies Geburt das letzte Mal Kontakt gehabt, abgesehen von einer E-Mail, die aus Thailand kam, als Ritchie sechs Monate alt war. Oliver schrieb darin, dass er sich nach allem sehr schuldig fühle und hoffe, dass es ihnen gutgehe. Am Schluss stand: »Du hast mir keine Wahl gelassen.« Er hatte seinen Sohn nie kennengelernt.

»Wie schrecklich für dich«, sagte er jetzt am Telefon. Er klang ehrlich besorgt. »Wirklich schrecklich. Das muss die reinste Hölle sein.«

»Das ist vielleicht nichts im Vergleich zu dem, was Ritchie gerade durchmacht«, erinnerte Emma ihn.

»Sag so etwas nicht. Er ist auch mein Sohn.«

Emma weinte stumm in ihren Ärmel. Wie viel ihr dieser Satz aus Olivers Mund in den letzten dreizehn Monaten bedeutet hätte!

»Die Polizei hat mich befragt«, erklärte Oliver. »Telefonisch. Sie sagen, im Moment ist es unwahrscheinlich, dass ich nach England kommen muss.«

Emma schwieg.

»Was nicht heißen soll, dass ich nicht komme, wenn du es möchtest«, fügte Oliver hinzu. Er wartete. »Ich habe diese ganzen Sachen in der Zeitung gelesen. Ob du dich wirklich um ihn gekümmert hast und so. Das hat natürlich nichts zu bedeuten. Ich weiß es besser, ich glaube nicht mal die Hälfte von dem, was diese Leute schreiben. Wenn du willst, dass ich komme, werde ich das tun. Ich müsste natürlich ein paar Dinge umorganisieren, aber unter diesen besonderen Umständen ...«

Emma wischte sich die Nase am Ärmel ab.

Sie sagte: »Du brauchst nicht zu kommen.«

»Bist du sicher? Denn falls ich irgendwas tun kann ...«

»Du brauchst nicht zu kommen.«

Sie legte auf. Seltsam, dass sie früher einmal Gefühle für ihn gehegt hatte, alles für ihn getan hätte. Absolut alles. Jetzt fühlte sie nichts. Er vergeudete ihre Zeit, er besetzte ihre Telefonleitung, während vielleicht ein viel wichtigerer Anrufer versuchte durchzukommen und ihr eine Nachricht von Ritchie zu überbringen.

All diese Leute hatten angerufen. Und niemand von ihnen kannte Ritchie wirklich, niemand kümmerte sich um ihn, niemand konnte ihm jetzt helfen. Wie war das möglich? Wie hatte sie ihn so im Stich lassen, zulassen können, dass sie beide ohne Freunde, ohne Liebe dastanden?

Es war einfach, die Menschen loszulassen, die man früher für wichtig hielt, und so schwer, sie zu ersetzen.

Emma blieb liegen. Es war zu früh am Abend, die Zentralheizung würde noch nicht anspringen. Emma trug ein T-Shirt und eine Trainingshose. Ihre Arme wurden langsam taub. Die Fleecejacke lag auf ihren Knien, aber sie war zu schwach, sie anzuziehen. Die Sonne verschwand hinter einer Wolke. Das ohnehin niemals wirklich helle Zimmer verdüsterte sich, sobald das Tageslicht nachließ. Als die Sonne endgültig untergegangen war, krochen dunkle Schatten auf das Sofa zu.

Noch bevor Emma die Stimme hörte, wusste sie, dass sie damit gerechnet hatte.

»Du hast versagt«, tönte es.

Eine tiefe, nüchterne Stimme, weder männlich noch weiblich. Jedes Wort war klar artikuliert. Die Stimme kam aus der Ecke hinter dem Fernseher.

Emma hatte sie schon einmal gehört.

»Du hast ihn verloren«, sagte die Stimme. »Du hast versagt.«

»Ich weiß«, heulte Emma, »ich weiß.«

Es tat weh, so weh. Sie musste irgendetwas unternehmen, aber sie war so erschöpft, fühlte sich wie von einem Gewicht niedergedrückt, das sie daran hinderte aufzustehen. Ein Frösteln an Händen und Füßen, das an ihren Gliedern hochkroch. Eis in ihrem Herzen. Sie schloss die Augen. Bitte, dachte sie. Bitte.

Und dann dachte sie gar nichts mehr, ein paar gesegnete Stunden lang. Und jetzt das.

Was hatte sie geweckt? Es war wichtig gewesen, da war Emma sich ganz sicher. Hatte es etwas mit ihrer Wohnung zu tun? Nein. Mit irgendeinem Traum? Das sagte ihr schon mehr. Was war es bloß gewesen? Es ging um ...

Antonia.

Emma stieß das Kissen beiseite und setzte sich auf.

Antonia! Jetzt erinnerte sie sich. Die Sache, die ihr an dem Tag eingefallen war, als dieser Mann – Rafe? – ihre Handtasche brachte. Irgendetwas hatte sie an Antonia denken lassen, und jetzt machte es endlich klick, jetzt wusste sie wieder, was es war.

Glasklar sah sie Antonia wieder vor sich, im Café, mit Ritchie. Sie sah Antonias Lippen, die sich bewegten, während sie in ihr Handy murmelte: *Berg und Wrack*. Das hatte Emma gedacht.

Aber Antonia hatte nicht »Berg und Wrack« gesagt.

Sie hatte »Bergerac« gesagt.

Emmas Herz begann zu hämmern. Jetzt wusste sie wieder, warum sie an Antonia gedacht hatte. »Bergerac« hieß die Krimisendung, die ihre Mutter immer geschaut hatte, als Emma noch ein Kind war. Auf dem Balkon hatte Emma diesem Mann, diesem Rafe gegenüber erwähnt, sie wolle einen Privatdetektiv engagieren. Und genau in diesem Moment war Antonia in ihre Gedanken gedrungen.

Bergerac! Wie Antonia das »g« ausgesprochen hatte – wie eine Französin. Obwohl Emma von dem Telefonat fast nichts mitbekommen hatte, war ihr dieses »g« aufgefallen. Sie hatte den Akzent erkannt, ohne es zu realisieren. Nur ihr Unterbewusstsein hatte ihn richtig eingeordnet und darauf reagiert, indem es ihr Bilder ihrer Mutter beim Fernsehen am Kamin sendete.

Emma erhob sich vom Sofa, wickelte sich in ihre Fleecejacke und begann, auf und ab zu laufen. Okay. Okay. Denke nach. Angenommen, Antonia hatte tatsächlich »Bergerac« gesagt. Was könnte sie damit gemeint haben? Sie wird kaum jemanden angerufen haben, um sich über Krimiserien aus den achtziger Jahren zu unterhalten – aus einer schäbigen Pommesbude in Whitechapel, ein fremdes Kleinkind neben sich. Emma konzentrierte sich und versuchte, sich an Antonias Gesichtsausdruck zu erinnern. Sie hatte etwas Wichtiges gesagt. Je länger Emma darüber nachdachte, desto sicherer war sie sich. Und Antonia war erschreckt

hochgefahren, als Emma mit dem Tablett hinter ihr auftauchte. Sie hatte nicht gewollt, dass Emma mithörte. Hatte sie irgendetwas ausgeheckt? Bedeutete das, dass es eindeutig *sie* gewesen war, die Ritchie entführt hatte? Oder erinnerte Emma sich inzwischen an Dinge, die nie passiert waren?

Bzzzt. Bzzzt.

Die Klingel! Emma stolperte fast über einen Stuhl. Im selben Moment überkam sie ein Schwindelgefühl. Sie musste zu schnell aufgestanden sein. Sie ignorierte das Gefühl und stürzte an den Türöffner. Wer immer das war, kam vielleicht wegen Ritchie. Noch während sie das dachte, machte sie sich auf eine Enttäuschung gefasst. Wahrscheinlich war es nur irgendein Sozialarbeiter. Lindsay hatte angekündigt, dass man einen vorbeischicken würde. Oder vielleicht Mrs Alcares, die philippinische Krankenschwester von nebenan. Emma kannte die Frau kaum, die am Aufzug ständig die Polizisten ansprach und wissen wollte, ob man Ritchie schon gefunden hätte.

Aber die Stimme aus der Gegensprechanlage gehörte jemand anderem.

»Emma Turner?«, fragte ein Mann.

»Ja?«

»Tut mir leid, Sie zu stören. Hier ist Rafe Townsend.«

Rafe Townsend. Rafe Townsend! Der Mann, der neben ihr auf dem Balkon gestanden hatte! Emma war zu verblüfft, um zu antworten. Noch vor ein paar Minuten hatte sie an ihn gedacht.

»Ich habe Ihnen die Tasche zurückgebracht«, erklärte Rafe. »Letzten Montag.«

Noch bevor sie zweimal überlegen konnte, hatte Emma den Türöffner gedrückt, um ihn einzulassen. Dann biss sie sich auf die Zungenspitze. Weshalb hatte sie das getan? Was um alles in der Welt fiel diesem Rafe ein, noch einmal hier aufzutauchen?

Eine Minute später hörte sie ihn an die Wohnungstür klopfen. Sie war versucht, ihn zu ignorieren. Ihr war immer noch schwindlig. Dann seufzte sie und ging zur Tür. Im Flur stand der große, dunkelhaarige Mann vom letzten Mal. An seiner Schulter hing derselbe verschlissene Rucksack. Sein Gesicht war gerötet, vor Anstrengung oder vor Kälte, und sein Haar stand ihm stachelig vom Kopf ab.

»Ich störe Sie hoffentlich nicht?«, fragte Rafe und musterte sie besorgt.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte Emma. Sein Gesicht verschwamm. Der Schwindel wurde schlimmer.

»Ich bin vorbeigeradelt«, sagte Rafe, »und wollte nur ...« Er schlug die Augen nieder. Seine Stimme wurde leiser. »... mal sehen, wie es Ihnen geht.«

Emma schaute ebenfalls zu Boden. Sie konnte einen Hauch von Schweiß riechen. In letzter Zeit war sie nicht zum Duschen gekommen. Ihre Kopfhaut juckte, und das Haar hing ihr in fettigen Strähnen ins Gesicht.

»Sind die Bullen nicht da?«, fragte Rafe.

»Die kommen nicht mehr.«

»Was?«

Emma hielt sich an der Tür fest. Das Licht veränderte sich und waberte in seltsamen Wellen über den Teppich.

Rafe fragte: »Wollen Sie sich setzen?«

Vorsichtig schob er die Tür ein Stückchen weiter auf, ohne Emma aus den Augen zu lassen. Als Emma nicht widersprach, schlüpfte er in die Wohnung und machte die Tür hinter sich zu. Er nahm Emma beim Arm und führte sie zum Sofa.

»Hinsetzen«, sagte er.

Emma gehorchte benommen. Die schwarzen Punkte, die sich von allen Seiten in ihr Blickfeld geschoben hatten, traten den Rückzug an.

»Alles in Ordnung?«, fragte Rafe. Er kauerte auf dem Boden und sah zu ihr auf. Sein besorgtes Gesicht war nah an ihrem, dann weit weg. Nah dran, weit weg.

Mit schwacher Stimme sagte Emma: »Es ist mir eingefallen.«

»Was?« Rafe wirkte verwirrt.

»Die Sache.« Emma versuchte eine Erklärung. »Sie waren da. Die Sache, an die ich denken wollte. Ich weiß jetzt, was es war.«

Sie merkte, dass sie sich nicht besonders klar ausdrückte, und rechnete eigentlich nicht damit, dass er begriff, wovon sie sprach. Aber zu ihrer großen Überraschung hatte er sofort verstanden.

»Auf dem Balkon«, sagte er. Er stand auf und setzte sich neben sie aufs Sofa. »Ich erinnere mich. Was war es? Was hat die Polizei gesagt?«

»Ich habe es noch niemandem erzählt.«

»Oh.«

Emma spürte Rafes Blick.

»Warum sagen Sie es nicht mir?«, fragte er schließlich. »Ich werde zuhören. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Wie er das sagte. So als interessierte es ihn wirklich. Als hielte er es für wichtig. Emma konnte nicht anders, als ihm detailgetreu wiederzugeben, was Antonia gesagt, wie ihre Aussprache Emma an die Mutter vor dem Fernseher erinnert hatte. Wie Antonia geflüstert und sich die Hand vor den Mund gehalten hatte. Wie erschrocken sie gewesen war, als sie gemerkt hatte, dass Emma direkt hinter ihr stand.

»Vielleicht ist es nichts«, sagte Emma schließlich. Ihr wurde klar, wie wirr das alles klang, selbst für sie. »Außer ...«

Außer dass sie jetzt, beim Nacherzählen, noch stärker davon überzeugt war, dass es wichtig war. Warum sonst hatte Antonia nicht belauscht werden wollen?

»Bergerac.« Rafe runzelte die Stirn. »Meinen Sie, das ist ein Name? Ihr Ehemann vielleicht?«

»Keine Ahnung«, sagte Emma ratlos. Die Zweifel kehrten zurück. »Vielleicht hat es gar nichts bedeutet. Vielleicht irre ich mich, und sie hat es nicht einmal gesagt.«

»Falls es ein Name ist« – Rafe runzelte immer noch die Stirn und kratzte sich am Kinn –, »hat sie vielleicht *über* jemanden gesprochen. Vielleicht kann die Polizei alle ...«

Er verstummte.

»Warten Sie mal. Gibt es in Frankreich nicht einen Ort namens Bergerac?«

»Wirklich?«

»Ja. Liest man doch immer in den Reisebeilagen. Frauen von Antonias Schlag fliegen da scharenweise in den Urlaub hin. Und Sie haben gesagt, ihre Aussprache wäre gut.« Rafe stand auf und fing an, unruhig hin und her zu laufen. »Wissen Sie was? Das käme tatsächlich hin. Wenn man ein Kind entführen will, wäre es doch das Schlaueste, das Land so schnell wie möglich zu verlassen. Falls man Verbindungen nach Frankreich hat. Verdammt.« Er hielt inne. »Man sollte dem nachgehen.«

»Aber wie?«

»Keine Ahnung. Passagierlisten überprüfen, nachsehen, ob irgendjemand mit einem Kind nach Bergerac geflogen ist. Sie hätten natürlich auch den Zug nehmen können. Oder die Fähre.« Rafe biss sich auf den Daumen. »Oder die Straße. Aber Bergerac hat einen Flughafen. Es wäre einen Versuch wert.«

Nur für eine Sekunde fühlte Emma eine verzweifelte Hoffnung. Hatten sie wirklich eine Spur gefunden? Dann sagte sie: »Ritchie besitzt keinen Pass.«

»Vielleicht haben die ihm einen gefälschten besorgt oder den eines anderen Kindes benutzt. In dem Alter sehen doch alle Kinder gleich aus, oder?« Rafe erstarrte. »Entschuldigung. Was für ein dämlicher Kommentar.« Er sah sich im Zimmer um. »Wo ist Ihr Telefon? Sie müssen der Polizei Bescheid geben.«

»Die werden nicht ...«

»Doch, werden sie.«

Rafe hatte das Telefon auf dem Tisch am Fenster entdeckt. Er nahm den Hörer ab, auf dem immer noch der Zettel mit Lindsays Nummer klebte.

»Rufen Sie an«, forderte Rafe Emma auf.

Sein Eifer war ansteckend. Emmas Finger fühlten sich geschwollen an, doch es gelang ihr, die Tasten zu treffen und Lindsays Nummer zu wählen. Sie kam sofort durch.

»Bergerac?«, wiederholte Lindsay. »Können Sie das buchstabieren? Sie meinen also, es ginge um eine Stadt in Frankreich. Wir werden tun, was wir können, Emma, und uns sofort darum kümmern.«

Emma legte auf. Rafe lehnte mit gekreuzten Armen am Tisch und beobachtete sie.

»Sie werden sich drum kümmern«, sagte Emma.

»Natürlich werden sie das.«

»Was immer das auch bringen mag«, meinte Emma. Plötzlich fühlte sie sich müde. Ihre Aufregung hatte sich gelegt. Das Ganze war lächerlich. »Bergerac« könnte alles Mögliche bedeuten. Einfach alles. Der Name von Antonias Hund. Irgendein Parfüm. Wie standen die Chancen, dass dieses eine, zufällig aufgeschnappte Wort entscheidend war? Genauso gut könnte man eine Münze von einer Klippe werfen und hoffen, sie am Strand wiederzufinden. Der Schwindel kehrte zurück und ließ Wände und Möbel verschwimmen. Emma hoffte, dass Rafe bald gehen würde.

Aber Rafe machte keine Anstalten, sich zu verabschieden.

»Haben Sie heute schon etwas gegessen?«, fragte er.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er in die Küche.

»Entschuldigen Sie.« Emma lief hinterher. »Entschuldigung, was fällt Ihnen ein?«

Rafe öffnete den Kühlschrank. Ein seltsamer Geruch schlug ihm entgegen. Die unterste Ablage war mit Joghurtbechern und Gläsern mit Babybrei vollgestopft. Auf der mittleren lagen zwei schwarze Bananen neben einer Pfanne ohne Deckel, in der ein grüner Belag wucherte. Ganz oben stand eine Milchflasche aus Plastik. Der Inhalt sah gelb und verklumpt aus.

»Nicht viel im Haus, was?«, stellte Rafe fest.

Er schloss den Kühlschrank.

»Ich werde jetzt schnell zum Supermarkt fahren und Ihnen ein paar Lebensmittel besorgen. Und wenn ich wieder da bin, koche ich Ihnen was.«

»Das brauchen Sie nicht.« Emma schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen Hunger.«

»Es macht mir wirklich nichts aus«, beharrte Rafe. »Ich koche gern. Wo sind Ihre Schlüssel?«

Emma antwortete nicht. Sie kreuzte die Arme vor der Brust, zog die Fleecejacke enger um sich und baute sich vor Rafe auf.

»Darf ich Sie vorher was fragen?«, sagte sie. »Was wollen Sie eigentlich?«

»Ich will, dass Sie etwas essen.« Rafe klang überrascht. »Sie sehen aus, als hätten Sie seit Tagen nichts Richtiges zu sich genommen.«

»Und warum kümmert Sie das?«, fragte Emma. »Ist ja nicht so, als wären wir befreundet. Bis vor ein paar Tagen kannten wir uns nicht einmal. Warum kommen Sie immer wieder her?« Sie kniff die Augen zusammen. »Denkst du, hier gäbe es Gratissex? Einen kostenlosen Fick? Ist es das?«

»Entschuldigung ...«

»Dann lass mich dir was sagen«, unterbrach Emma ihn, »über mich und was für ein Mensch ich bin. Dann werden wir ja sehen, ob du immer noch *für mich kochen willst*.«

Die letzten Worte spuckte Emma in höhnischem Tonfall aus. Sie konnte sich vorstellen, auf welches Essen Rafe dachte. Der machte ein erschrockenes Gesicht. Na und? Er sollte ruhig erfahren, wie sie wirklich war. So würde sie ihn wenigstens loswerden. Er würde genauso schnell verschwinden wie alle anderen auch.

»Vor ein paar Wochen«, begann sie, »vor Ritchies Entführung, bin ich zu meiner Ärztin gegangen, um ihr zu sagen, dass ich Ritchie hasse.«

»Du hast *was*?«

»Du hast schon richtig gehört. Ich habe meiner Ärztin gesagt, dass ich Ritchie hasse.«

Rafe schwieg.

»Ich sagte ihr, ich wünschte, er wäre nie geboren worden«, fuhr Emma wütend fort. Warum antwortete Rafe nicht? »Ich habe ihr gesagt, ich wünschte, er wäre tot.«

Das Wort »tot« klang kratzig und rau. Emma wollte sich trotzig geben, zuckte jedoch beim Gedanken an diesen Vorfall zusammen. Sie stand wieder in Dr. Stanfords Sprechzimmer. Das Zischen der Gasheizung. Der Geruch nach Schweißfüßen. Ritchie, der in seinem Buggy saß. Er trug den Elefantenpullover und weinte ununterbrochen.

Emma schlug sich die Hände an die Brust. Sie bekam keine Luft mehr. Da saß ein riesiger Knoten, der platzen wollte. *Das reicht*, dachte sie. *Es reicht. Erzähl ihm nicht noch mehr.*

»Mein eigener Sohn«, sagte sie mit harter, kalter Stimme, als sie wieder sprechen konnte. »So eine kranke Psychotante bin ich. Und du hast sofort erkannt, dass ich so durch den Wind bin, dass du herkommen und kochen kannst, und am Ende breche ich in deinen Armen zusammen und schlafe mit dir, und niemand wird es je erfahren. Deswegen bist du hier, oder? Wozu sonst würdest du all das für jemanden tun wollen, den du kaum kennst?«

Sie hatte es doch noch geschafft. Rafe war wütend. Er holte tief Luft, hob die Augenbrauen, verdrehte die Augen und atmete hörbar aus. Er kniff die Lippen zusammen. Gleich würde er sie anblaffen: »Ja, genau, du kranke Psychotante«, und aus der Küche stampfen.

Aber er sagte nichts, atmete langsam aus und überlegte lange, bevor er sprach.

»Ich bin hier«, sagte er leise, »weil mir nicht egal ist, was mit Ritchie passiert. Aus diesem und keinem anderen Grund. Ich kenne Ritchie nicht, ich bin ihm nie begegnet, aber ich stand daneben, als er entführt wurde. Ich hätte eingreifen sollen. Ich hätte eingreifen *müssen*. Verdammt noch mal, ich bin mal Polizist gewesen! Ich hätte dich nicht allein lassen dürfen, nicht in diesem Zustand. Während der letzten Tage konnte ich an nichts anderes mehr denken. Ich kann mir nicht verzeihen, tatenlos zugeesehen zu haben.«

Seine Stimme zitterte. Sein Gesicht war rot, und er hatte die Arme fest verschränkt.

»Und wegen der Sache mit der Ärztin«, fügte er hinzu. »Ich weiß nicht, warum du das gesagt hast, aber ich bin überzeugt, dass du unter großem Druck gestanden hast. Jeder sagt hin und wieder Sachen, die er nicht so meint.«

Emma war sprachlos.

»Wenn es dir zu viel wird, wenn ich gehen und dich in Ruhe lassen soll, brauchst du es nur zu sagen. Dann komme ich nicht wieder.«

Emmas Benommenheit war auf einen Schlag wieder da. Sie trat einen Schritt zurück und stieß mit der Hüfte an den Küchentisch, der daraufhin gegen die Wand rumste. Das Telefon rutschte herunter und landete mit einem dumpfen Knall auf dem Fußboden. Emma sank auf die Knie.

»Ich muss immer an ihn denken«, sagte sie und steckte den Kopf zwischen die Arme. »Ich kriege ihn nicht aus meinem Kopf. Ich werde noch verrückt. Sobald ich irgendwas, *irgendwas* mache, mich hinlege oder einen Schluck Wasser oder Kaffee trinke, denke ich, wie kann ich das tun, wie kann ich es mir gutgehen lassen, während Ritchie vielleicht gerade Entsetzliches durchmacht?«

»So darfst du nicht denken. Weißt du ...«

»Er wird meinetwegen bestraft«, schluchzte Emma. »Ich habe nicht gut auf ihn aufgepasst. Es war nicht nur ein Zufall. Einer anderen wäre das nicht passiert. Du hast doch gehört, was ich zu Dr. Stanford gesagt habe, du hast es doch gehört!«

Emma presste sich die Fäuste an die Augen, bis alles schwarz wurde.

Rafe kniete sich hin, so dass er auf Augenhöhe mit Emma war.

»Hör mir zu«, sagte er. »Du wirst ihn finden. Du wirst ihn zurückbekommen.«

»Sag so was nicht.« Emma weinte. »Es bedeutet gar nichts. Niemand von euch weiß, wo er ist oder was mit ihm passiert. Niemand. Du auch nicht.«

»Du hast der Polizei erzählt, dass Antonia sich mit Kindern anscheinend gut auskannte«, erklärte Rafe. »Du hast gesagt, sie wusste genau, wie man ihn auf den Schoß nimmt. Wie man ihn in den Buggy setzt, all das Zeug. Für mich klingt es so, als hätte sie Ritchie mitgenommen, weil sie sich ein eigenes Kind wünscht. Sie will ihm nicht wehtun, sondern ihn als ihren eigenen Sohn ausgeben.«

»Woher willst du das wissen? Du weißt ja nicht einmal, ob sie ihn mitgenommen hat.«

»Du musst es dir immer wieder sagen. Du musst daran glauben. Ritchie wird nichts geschehen.«

Der Blick seiner seltsamen, gelblichen Augen war ganz direkt und ruhig. Falls er log, log er verdammt gut.

Rafe erhob sich, nahm Emma beim Arm und half ihr auf. Er deutete aufs Badezimmer.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte er.

Die Schlüssel steckten innen in der Tür. Er zog sie heraus und verließ die Wohnung.

Emma ging ins Badezimmer, sie zog sich aus und kletterte in die olivgrüne Badewanne, um zu duschen. Warmes Nass lief ihr übers Gesicht. Sie wusste nicht, ob es Wassertropfen oder Tränen waren. Die Polizisten *mussten* nette Dinge über Ritchie sagen, es gehörte zu ihrem Job. Sie wollten nicht, dass sie hysterisch wurde, weil das alles komplizierter machte. Rafe hingegen musste gar nichts sagen, oder? Warum sollte er sich die Mühe machen, es sei denn, er tat es freiwillig? Emma wollte ihm verzweifelt glauben. Er war der erste Mensch, der sie nicht wie eine Kriminelle oder eine Lügnerin behandelte. Sie hatte damit gerechnet, dass er sich zurückziehen oder sie wenigstens misstrauischer behandeln würde, weil sie ihm das mit Dr. Stanford erzählt hatte. Aber als er sie eben angesehen hatte, war sein Blick voller Verständnis und Mitgefühl gewesen. Emma verzog den Mund. Noch mehr Tränen! Sie hielt sich den Duschkopf vors Gesicht und wartete, bis der Weinkrampf vorüberging. Weinen half auch nicht weiter.

Als die Tränen versiegt waren, stellte Emma die Dusche ab, stieg aus der Wanne, trocknete sich ab und zog eine saubere Jeans und ein frisches Oberteil an. Zu ihrer eigenen Überraschung stellte sie fest, dass es ihr jetzt ein kleines bisschen besser ging.

Sie hatte sogar Hunger.

Als sie aus dem Badezimmer trat, war Rafe schon wieder zurück. Er klapperte irgendwo herum. Sie fand ihn in der Küche, wo er ein Baguette in Scheiben schnitt. Auf der Arbeitsplatte standen mehrere Plastiktüten von Sainsbury's.

»Vorräte für ein paar Tage«, erklärte Rafe schüchtern, als er ihren Blick bemerkte. »Hoffentlich magst du Nudeln?«

»Ja, gern.«

»Gut.«

Rafe legte das Messer beiseite und griff nach einem Handtuch, um den dampfenden Topf vom Herd zu nehmen. Der Duft von Tomaten und frischem Basilikum stieg Emma in die Nase und machte ihr Appetit.

Zum Essen setzten sie sich an den runden Tisch vor der Balkontür. Der Wohnblock gegenüber schimmerte im Licht der letzten Sonnenstrahlen. Die mit Alufolie verkleideten Fenster leuchteten und verwandelten die Zahnlucken in blinkende Goldzähne. Emma aß langsam und in kleinen Häppchen. Ihr Magen schien geschrumpft zu sein. Sie konnte nicht einschätzen, wie er auf das Essen reagieren würde.

»Ist das von Ritchie?«, fragte Rafe mit vollem Mund und zeigte auf das rote Bobbycar, das hinter dem Sofa hervorlugte. Emma hatte es nicht mehr sehen wollen.

»Ja«, antwortete sie knapp.

»Das ist gut«, nickte Rafe. »Ich hatte so eins, als ich klein war. Warte ab, er wird sich daran erinnern, wenn er erwachsen ist. Sein erstes Bobbycar vergisst man nicht.«

Emma ließ die Gabel sinken. Wie Rafe über Ritchie redete – so als wäre er wirklich überzeugt, dass Ritchie bald zurückkäme. So als wäre er nur irgendwo in den Ferien.

»Er sieht so lustig aus, wenn er drausitzt«, sagte Emma mit zitternder Stimme. »Ganz konzentriert und ernst, so als wäre er in einer Mission auf Leben und Tod unterwegs.«

Sie beugte den Kopf wieder über den Teller und versuchte, den Kloß in ihrem Hals hinunterzuschlucken. Rafe fragte nicht weiter. Er ließ sie in Ruhe essen. Das Gericht war einfach, schmackhaft und leicht zu schlucken. Noch bevor Emma sich's versah, war die Hälfte der Portion auf ihrem Teller verschwunden. Sie fühlte sich weniger schwindlig, und langsam bekam sie einen klaren Kopf.

Sie wollte Rafe etwas fragen.

»Du hast gesagt, du wärest aus dem Polizeidienst ausgeschieden«, sagte sie. »Aus welchem Grund?«

Rafe presste kopfschüttelnd die Lippen zusammen.

»Keine interessante Geschichte«, antwortete er. »Ich kann einfach die Klappe nicht halten. Hat mir auch früher nichts als Ärger eingebracht.«

»Aber mich interessiert sie«, entgegnete Emma. Was er getan hatte, ging sie eigentlich nichts an. Ob sie ihn zum Beispiel rausgeworfen hatten. Es war nur so, dass sie es vielleicht erfahren sollte; immerhin hatte sie ihm jede Menge über Ritchie erzählt.

Rafe zuckte die Achseln.

»Okay. Ist ja kein Geheimnis. O Mann.« Er schüttelte wieder den Kopf. »Diese Typen! Ich will dich nicht gegen sie aufhetzen und so, aber was für eine Einstellung manche Polizisten haben ... unglaublich. Ich bin gegangen, nachdem sie diese Tierschützerdemo vor einer Hühnerfarm in den Midlands zerschlagen haben. Die armen Viecher.« Rafe nahm seine Gabel und stocherte in seinen Spaghetti herum. »Diese Penner haben die Tiere in Kisten gesperrt, zehn auf einmal. Sie haben ihnen Flügel und Beine dabei gebrochen, aber egal, einfach weiterstopfen. Die Demonstranten wollten, dass der Betrieb geschlossen wird. Sie haben eine Menschenmenge zusammengetrommelt und Krach geschlagen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Bullen sind gleich hin, ein Haufen arroganter Typen. Die haben die Demonstranten so lange provoziert, bis einer einem Polizisten ins Gesicht geschlagen hat. Daraufhin sind natürlich sämtliche Einheiten losmarschiert, um alle Demonstranten zu verhaften, die sie in die Finger kriegen konnten.«

Rafes Stimme war lauter geworden. Als er es bemerkte, legte er die Gabel hin.

»Wie dem auch sei«, sagte er. »Danach habe ich die Sprüche auf der Wache gehört. Die Demonstranten wurden als Kriminelle beschimpft, als Abschaum, als Verrückte. Bloß weil sie ein paar armen Hühnern helfen wollten. Tja, das ging mir natürlich gegen den Strich, aber die sagten mir, ich sei ein Niemand und hätte nichts zu melden. Ich sollte den Mund halten oder verschwinden.«

»Also bist du verschwunden«, sagte Emma.

»Nein«, sagte Rafe spöttisch. »Ich bin geblieben und wurde zum obersten Hühnerhenker befördert.«

Emma lächelte müde. »Und jetzt bist du Gärtner.«

»Na ja, ich mag Gartenarbeit, weißt du, aber ich mache das nur vorübergehend. Ich bin dabei, ein bisschen Geld zu sparen. Bald werde ich den Job kündigen und für ein paar Monate durch Südamerika reisen.« Er räusperte sich. »Ehrlich gesagt habe ich den Flug schon gebucht. Ich fliege übernächste Woche.«

»Oh.« Emma stutzte. »Na dann. Viel Glück. Und viel Spaß.«

»Ja.« Rafe schaute auf die Nudel- und Tomatenreste auf seinem Teller. »Ja. Ich freue mich schon sehr.«

Nach einer Weile stand er auf, um die Teller abzuräumen. »Soll ich Kaffee kochen?«

Die Goldzähne im Wohnblock gegenüber verblassten. Die Balkone wurden dunkel und leuchteten dann als wirres Muster in Gelb- und Orangetönen auf. Emma blieb am Tisch sitzen. Das Kaffeeritual hatte eine beruhigende Wirkung auf sie. Es war tröstlich, jemanden zu Besuch zu haben, der herumkramte, mit den Löffeln klapperte und Milch einschenkte. Rafe war ein angenehmer Mensch. Allem Anschein nach erwartete er nicht, dass Emma etwas sagte. Er plauderte unaufhörlich weiter, aber nicht aufdringlich und nicht ständig über sich selbst. Sprach von ganz allgemeinen Dingen. Über die lächerlich langen Warteschlangen bei Sainsbury's. Über die Londoner Fahrradwege, die einen nicht selten auf den Mittelstreifen einer sechsspurigen Schnellstraße führten, um sich dann in Luft aufzulösen. Rafe war eine merkwürdige Mischung. Im einen Moment war er ernst und nachdenklich, im nächsten regte er sich über dieses oder jenes auf, beugte sich vor, gestikulierte wild und schlug auf den Tisch, während er Sachen wie »Mann!« oder »Das macht mich fertig!« rief. Seine Mimik war lebhaft, seine Bewegungen wirkten elegant. Emma hätte ihn sich gut als Schlagzeuger in einer Band vorstellen können. Oder als Rapper.

Um zehn Uhr stand er auf und sagte: »Ich glaube, ich gehe jetzt besser. Ich bin mit dem Fahrrad da und muss noch bis nach Stockwell.«

»Das ist ziemlich weit von hier«, meinte Emma bestürzt. »Tut mir leid. Ich wollte dich nicht so lange aufhalten.«

»Ich bin das gewohnt«, beruhigte Rafe sie. »Ich gärtne überall in London. An manchen Tagen lege ich mit dem Rad an die dreißig Kilometer zurück. Im Berufsverkehr immer noch schneller als der Bus.«

Emma glaubte sofort, dass ihm solche Entfernungen keine Mühe bereiteten. Er sah fit und gesund aus, wie ein Sportler. Rafe zog sein Sweatshirt über, hob den Rucksack vom Boden auf und klopfte sich die Taschen ab, bis er seine Schlüssel klimpern hörte.

»Tja«, sagte er und zeigte in Richtung Flur. »Dann bin ich mal weg.«

Aber er rührte sich nicht vom Fleck, ließ den Rucksack gegen seine Knie baumeln.

»Wenn du nichts dagegen hast«, sagte er schließlich, »melde ich mich wieder. Ich würde gern wissen, was aus der Sache mit Bergerac geworden ist.«

»Klar«, entgegnete Emma.

Sie hielt ihm die Tür auf. Als Rafe hinausging, sagte sie plötzlich: »Ich bin froh, dass du gekommen bist.«

»Ich auch«, sagte Rafe.

»Nein, ich will nur sagen ...«

Was wollte sie sagen? Rafe hatte den Abend mit ihr verbracht – nicht weil er dafür bezahlt wurde oder weil er eine Gegenleistung erwartete, sondern weil er helfen wollte. Weil ihm Ritchies Schicksal am Herzen lag – als einzigem Menschen außer Emma. Sie blinzelte in den hell erleuchteten Flur.

»Ich wollte sagen, sehr froh.«

»Ich auch«, wiederholte Rafe. Er lächelte. »Pass auf dich auf, Emma. Halte durch. Lass dich nicht unterkriegen.«

Als er fort war, blieb Emma im Flur stehen und weinte ein bisschen. Dann ging sie ins Bad, um sich die Nase zu putzen. Sie fühlte sich erschöpft und todmüde. Wirklich müde, so als könnte sie tatsächlich einschlafen und müsste sich nicht wie in den vergangenen Tagen verzweifelt im Bett herumwälzen. Doch zuvor wollte sie noch das Geschirr vom Abendessen spülen.

Sie war gerade dabei, eine Pfanne abzutrocknen, als das Telefon klingelte.

Lindsay rief an.

»Hallo, Emma.« Sie klang aufgeregt. »Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

Das Geschirrtuch segelte zu Boden. Bergerac! O Gott, sie hatten tatsächlich etwas herausbekommen.

»Ja«, stieß Emma hervor.

Lindsay sagte: »Da ist was. Vielleicht kommt nichts dabei heraus, aber ich sage es Ihnen trotzdem. Am Montagnachmittag, einen Tag nach Ritchies Entführung, ist ein Ehepaar mit einem sechzehn Monate alten Jungen nach Bergerac geflogen.«

Emmas Herz machte einen Satz. Sie tastete nach dem Sofa und ließ sich darauf sinken.

»Ritchie?«, flüsterte sie.

»Das wissen wir noch nicht«, antwortete Lindsay. »Kurz bevor Sie heute angerufen haben, hat sich eine Frau bei uns gemeldet, die am Check-in in Stansted arbeitet. Sie hat aus der Zeitung von Ritchie erfahren und sich an die Familie erinnert, die sie am Montag abgefertigt hat. Eine Sache kam ihr seltsam vor. Die Eltern hatten ihren Flug lange im Voraus gebucht, aber dann brachten sie im letzten Moment ein Kind ohne Reservierung mit. Der Junge verfügte über einen Pass, deswegen durfte er mit an Bord.«

»Wie hieß die Frau?«, unterbrach Emma Lindsay. »Antonia?«

»Nein«, sagte Lindsay. »Leider nicht.«

Emma verdrehte das Kabel des Telefonhörers.

Lindsay fuhr fort: »Emma, ich möchte nicht, dass Sie sich zu große Hoffnungen machen. Laut Reisepass trug das Kind denselben Nachnamen wie das Paar. Wahrscheinlich handelt es sich um eine ganz normale Familie. Wir werden der Sache aber nachgehen.«

Lindsay zögerte.

»Ich wollte es Ihnen trotzdem erzählen. Damit Sie wissen, dass wir unser Möglichstes tun. Sobald ich etwas Neues höre, melde ich mich wieder.«

Emma lag ganz still und reglos im Bett. In Gedanken hielt sie die Hoffnung fest, so vorsichtig wie ein rohes Ei. Es sollte noch Stunden dauern, bis sie einschlafen konnte.

Im Schlaf dachte sie über eine neue Methode nach, mit Ritchie Kontakt aufzunehmen. Ihn zu umarmen, war nicht das Richtige gewesen. Im Traum stand sie vor einem Holztor mit dicht aneinandergereihten Latten. Dahinter lag ein kleiner, teils grasbewachsener, teils kiesbedeckter Hügel. Oben stand ein dünner, brauner Baum, und unter dem Baum saß Ritchie, ganz allein, und spielte im Gras.

Emma beobachtete ihn durch die Holzbretter hindurch.

»Ich bin hier«, flüsterte sie. »Ich bin hier.«

Ritchie hob nicht den Kopf, aber an seinem Lächeln konnte Emma erkennen, dass er ihre Anwesenheit registrierte. Emma blieb die ganze Nacht vor dem Tor stehen und bewachte ihn.

Kapitel 8

Während der ersten Monate merkte Emma kaum etwas von der Schwangerschaft. Ihr war morgens nie übel. Alle Klamotten saßen perfekt. Sie fing an, sich einzureden, dass sie sich geirrt haben musste. Schließlich hatte sie weder einen Arzt aufgesucht noch einen Schwangerschaftstest gemacht. Und überhaupt, seit wann war sie eine Hebamme?

Eines Abends sah sie im Fernsehen zufällig eine Reportage über den Konflikt in Darfur. Die Kamera fuhr über armselige Zeltreihen, weinende Frauen, blutbefleckte Straßen. Dann wurde ein kleines Kind in Nahaufnahme gezeigt, es war dürr wie ein Stock und am Verhungern. Beim Anblick des gespenstisch ausgemergelten Kindergesichts fühlte Emma plötzlich eine tiefe Trauer, die sie erschreckte und fassungslos machte. In jener Nacht im Bett fühlte ihr Körper sich fremd an, es war, als würde sie fallen oder schweben und nirgends Halt finden. Ein paar Tage später löste das Guavenshampoo von Boots, das sie seit Ewigkeiten benutzte, Brechreiz bei ihr aus. Da wusste sie, dass ihr Körper jetzt ein anderer war. Emma konnte sich nicht länger etwas vormachen.

Joanne schien nichts bemerkt zu haben. Emma wollte niemandem von der Schwangerschaft erzählen, solange sie nicht entschieden hatte, was sie tun würde. Sie konnte nur noch an Oliver denken, jedoch keine Entscheidung treffen, solange sie nicht mit ihm gesprochen hatte. Und sie konnte nicht mit ihm sprechen, solange sie nicht wusste, ob er zu ihr zurückkommen würde.

»Ich bin Sharmila einen letzten Versuch schuldig«, hatte Oliver am Telefon erklärt.

»Aber mir bist du auch was schuldig«, hatte Emma geantwortet, bemüht, ihre Tränen zurückzuhalten. Sie durfte jetzt auf keinen Fall die Nerven verlieren. »Können wir uns nicht wenigstens treffen?«

»Es ist ja nicht so, dass ich das nicht wollte, Emma, ehrlich. Aber ich kenne Sharmila seit drei Jahren. Sie braucht mich jetzt ganz allein für sich, wenigstens für die nächste Zeit.«

Als er nicht mehr ans Telefon ging, wenn sie anrief, schrieb Emma ihm, wie sehr sie ihn liebe. Sie warf den Brief selbst in seinen Briefkasten. Ein Teil von ihr war erschreckt darüber, denn noch nie zuvor hatte sie sich einem Mann gegenüber so unterwürfig verhalten. Aber sie konnte nichts dagegen machen. Was flüsterte Oliver Sharmila ins Ohr, wenn sie zusammen waren? Wie sah er aus, wenn er sie beo-

bachtete? Zärtlich? Beschützend? Oder liebte dieses Mädchen ihn mehr als er sie? Emma wusste nicht, was schlimmer war. Dass eine andere Oliver so begehrte, ließ ihn noch kostbarer und unerreichbarer erscheinen. Emma sehnte sich danach, ihn zu berühren, ihm das Haar aus der Stirn zu streichen. Sie verbrachte so viel Zeit damit, an ihn zu denken und sich nach ihm zu sehnen, dass es Tage gab, an denen sie die Schwangerschaft völlig vergaß.

Und dann kam Emma ganz plötzlich wieder zu sich und wusste, was sie zu tun hatte. Eines stand fest: Das mit Sharmila und Oliver war nicht von Dauer. Hatte Oliver nicht selbst gesagt, wie liebevoll und fürsorglich Emma sei? Wie kalt und egoistisch Sharmila sein konnte, wie versessen auf ihre Karriere? Nach Emmas Erfahrung war es aus, sobald ein Mann sich einmal von einer Frau abgewendet hatte. Die Flamme loderte nur in den seltensten Fällen noch einmal auf. Selbst wenn es Sharmila gelungen war, Oliver vorläufig zurückzugewinnen, wäre es nur eine Frage der Zeit, bis er erkannte, dass das zwischen ihm und Emma etwas ganz Besonderes gewesen war. In der Zwischenzeit musste sie auf Abstand gehen und ihm seinen Freiraum lassen. Einen wie Oliver durfte man nicht unter Druck setzen. Jetzt war absolut nicht der Moment, über ein Baby zu diskutieren.

Also rief sie ihn nicht mehr an und versuchte auch nicht, ihn anderweitig zu kontaktieren. Er würde zurückkehren, wenn er so weit war.

Aber es fiel ihr nicht leicht. Sie war die meiste Zeit allein. Joanne gluckte ständig mit Barry zusammen. Wenn sie nicht auf irgendeine Party gingen, saßen sie zusammengekuschelt vor dem Fernseher, wo Barry Joannes Füße durch die Strümpfe hindurch massierte, während er Fußball schaute. Hin und wieder flüsterte er Joanne etwas ins Ohr, woraufhin sie kreischte und kicherte, die Augen verdrehte und Emma einen Blick zuwarf, der sagen sollte: »Männer! Was soll man machen.«

Manchmal setzte Emma sich aus reiner Langeweile und Verzweiflung in einen Bus der Linie 56, die durch Olivers Straße führte. Sie setzte sich aufs Oberdeck und fühlte, wie ihr Puls sich beschleunigte, wenn der Bus sich Olivers Wohnung näherte. Wenn sie vorbeifuhren, drehte Emma den Kopf weg und schielte seitlich zum Fenster hinaus, nur für den Fall, dass Oliver zu Hause war und aus dem Fenster sah. Allein schon vom Anblick seines Hauses wurde sie high. Sie versuchte zu erraten, was er gerade tat, je nachdem, ob Licht in seiner Wohnung brannte oder nicht. Manchmal ging er nach der Arbeit zum Sport. Wenn er nicht zu Hause war, tröstete Emma sich, war er wenigstens nicht mit Sharmila allein. Brannte aber das Licht, bedeutete dies, dass die beiden sich einen gemütlichen Abend daheim machten.

»Offiziell sind sie nicht wieder zusammen«, verkündete Joanne eines Morgens, nachdem sie mit Barry die Nacht durchgefeiert hatte. »Oliver ist sich nicht sicher,

ob eine feste Beziehung im Moment das Richtige für ihn ist. Ich habe den Eindruck, die gute Sharmila ist gar nicht so leicht wieder loszuwerden. Wahrscheinlich fühlt Oliver sich in die Ecke gedrängt. Er hat sich nach dir erkundigt, Ems! Ich glaube, er mag dich noch. Bleib einfach ganz cool.«

Folglich wartete Emma ab. Aber als die Wochen verstrichen und sie immer noch nichts von ihm hörte, nahm sie den Bus Nummer 56 immer öfter.

An einem Abend im April fuhr sie kurz nach neun Uhr abends an der Wohnung vorbei und sah, dass die Fenster dunkel und die Vorhänge offen waren.

Emma geriet ins Grübeln. Normalerweise ging Oliver donnerstags nie zum Sport. An diesem Tag traf er sich nach der Arbeit manchmal mit Kollegen, um ein paar Biere zu trinken. Dort musste er sein, wenn er um diese Zeit noch nicht zu Hause war. Er käme erst in ein paar Stunden zurück. Einem Impuls folgend, drückte Emma den roten Halteknopf neben ihrem Sitz. An der nächsten Ecke stieg sie aus.

»Schönen Abend noch, Madam«, rief der Fahrer, als sie den Bus verließ.

»Danke«, sagte Emma überrascht. Ein freundlicher Busfahrer! Es war, als bereite Oliver's Wohnviertel ihr einen freundlichen Empfang. Oliver's Busfahrer mochte sie. Das war ein gutes Omen.

Mit einem Glücksgefühl lief sie zur Charmian Avenue zurück. Das Risiko, Oliver in die Arme zu laufen, war gering, schließlich hielt er sich am anderen Ende der Stadt auf; trotzdem musste sie vorsichtig sein. Es wäre in Ordnung, ihm auf der Lavender Hill oder der Hauptstraße zu begegnen; in dem Fall könnte sie immer noch behaupten, sie besuche eine Bekannte oder mache einen Spaziergang. Ihre eigene Wohnung lag nicht allzu weit entfernt. Doch in seiner Straße durfte sie sich auf keinen Fall erwischen lassen. Emma hielt die Luft an, als sie die Kreuzung erreichte und vorsichtig um die Ecke spähte. Niemand zu sehen. Die Straße war menschenleer. Auf beiden Seiten Bäume und dicht an dicht geparkte Autos.

Sie lief den Bürgersteig entlang. Die Charmian Avenue war eine hübsche Straße. So wie alles, was sie mit Oliver in Verbindung brachte. Anders. Einzigartig. Schöner als die umliegenden Straßen. Es gab mehr Bäume und an diesen hingen mehr und grünere Blätter. Die Häuser wirkten gepflegter und hübscher. Am Anfang der Straße gab es Reihenhäuser, aber ab der Mitte, auf der Höhe von Oliver's Wohnung, gingen diese in großzügige Doppelhäuser über. Jetzt stand Emma gegenüber von Oliver's Haus, einem Gebäude aus grauem Backstein, dessen Fenster und Tür mit weißer Farbe abgesetzt waren. Der riesige Baum davor verdeckte das breite, dreiflüglige Erkerfenster mit dem kleinen Dach fast ganz. Oliver's Fenster. Seine Wohnung lag im Erdgeschoss.

Da war sie also. Emma marschierte die Straße auf und ab und ging mehrmals an der Wohnung vorbei, so als wollte sie etwas von ihrer Besonderheit aufsaugen und mit nach Hause nehmen. Die Straße war feucht, es hatte geregnet. Nichts war zu hören außer Emmas Schritten, wenn ihre Schuhe über einen Stein schabten. Einige Fenster der anderen Häuser waren erleuchtet. In einem erkannte sie eine Frau mit einem Baby auf dem Arm, umringt von anderen Leuten. Als Emma sie sah, wurde sie traurig. Was tat sie hier, warum wanderte sie in einer fremden Straße herum und spähte in fremde Fenster? Das sah ihr gar nicht ähnlich. So benahm sich kein normaler Mensch. Sie hatte das Gefühl, ausgeschlossen zu sein und das Leben der anderen zu beobachten wie eine Stalkerin. Und genau das tat sie. Sie stalkte Oliver. Was, wenn irgendjemand sie hier herumschleichen sah? Er würde denken, dass sie etwas im Schilde führte, und vielleicht sogar die Polizei rufen. Emma blieb abrupt stehen. Es reichte. Sie würde zurücklaufen, in den Bus steigen und niemals wiederkommen.

Das wäre das Ende der Geschichte gewesen, wenn Emma nicht plötzlich eine Idee gekommen wäre. Was, wenn sie nur einen ganz kurzen Blick in Olivers Fenster hinter dem Haus warf? Nur um herauszufinden, wie das Wohnzimmer jetzt eingerichtet war. Hatte er in den vier Monaten seit ihrer Trennung irgendetwas verändert? Hatte *Sharmila* etwas verändert? Emma hatte lange genug auf die Gelegenheit gewartet, und sie würde keine zweite bekommen. Sie musste es einfach wissen.

In der Wohnung über Olivers brannte kein Licht. Ganz offensichtlich war das Ehepaar, das dort lebte, ausgegangen. Niemand würde Emma im Garten bemerken. Nur ein kurzer Blick, dann würde sie verschwinden. Emma vergewisserte sich, dass niemand sie beobachtete, und bog dann in die kleine Gasse ein, die zum Hinterhof führte. Der Garten an der Rückseite des Hauses war winzig, zum Großteil gepflastert, und überall standen große, bepflanzte Terrakottakübel. An einem Abend hatten Emma und Oliver hier draußen gesessen, Pimm's getrunken und der Musik von Rufus Wainwright gelauscht, die aus den Lautsprechern im Wohnzimmer dudelte.

Emma ging ans Fenster und starrte hinein. Nach allem, was sie sehen konnte, war das Zimmer unverändert. Riesiger Männerfernseher in der Ecke, ein Webteppich auf dem dunklen Holzfußboden, weiß lackierte Regale, die mit Büchern und diesen verdrehten Metallskulpturen vollgestopft waren, die Oliver so mochte.

Emma starrte gerade angestrengt zu den Regalen hinüber und versuchte, die Gesichter auf einem Foto zu erkennen, als das Zimmer schlagartig hell erleuchtet war. Vor Schreck riss Emma den Kopf zurück. Sie erkannte flüchtig eine Gestalt –

einen Mann? eine Frau? -, die sich dem Fenster näherte. Emma wich zur Seite, aus dem Blickfeld.

Verdammt noch mal! Zitternd stand Emma an der Hausecke. Warum hatte sie nicht besser aufgepasst? Sie hatte nicht gehört, wie die Haustür geöffnet wurde. Zum Glück war es schon dunkel. Wer immer in dem Zimmer gewesen war, konnte sie nicht gesehen haben. Hoffte sie jedenfalls. Sie hielt den Atem an und lauschte auf Schritte oder Stimmen an der Haustür. Nichts. Sie hatten sie nicht bemerkt. Emma würde ein paar Minuten warten, dann auf die Straße zurückschleichen und verschwinden. O Gott. Sie blies sich das Haar aus der Stirn. Nie wieder würde sie so etwas tun. *Nie wieder.*

Atemlos zählte sie: ein-tausend, zwei-tausend, drei-tausend. Bei fünfundzwanzig glaubte sie, auf der sicheren Seite zu sein. Sie schlich durch die Seitengasse, setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen. Auf eine Katze zu treten oder gegen eine Mülltonne zu stolpern war das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte. Und dann, als sie das Ende des Durchgangs schon fast erreicht hatte, baute sich eine große, dunkle Gestalt vor ihr auf, die das Licht von der Straße blockierte.

»Hey«, rief eine Stimme, »du! Was hast du an meinem Fenster zu suchen?«

Oliver! Emma wäre vor Schreck beinahe tot umgefallen. Sollte sie kehrtmachen, weglaufen und versuchen, über die Gartenmauer zu entkommen? Sie wollte sich gerade umdrehen, als Schritte über den Kies knirschten und sie hart am Arm gepackt wurde.

»Was, zum Teufel ...«, fluchte Oliver. Dann hielt er die Luft an und ließ Emma los, als hätte sie Lepra. Er wich zurück und fragte in verblüfftem Tonfall: »Emma?«

O Gott, er sah noch genauso aus wie früher. Vielleicht waren seine Haare ein bisschen kürzer. Er trug ein weißes Hemd, die oberen Knöpfe standen offen. Über seinem Arm hing eine dunkle Jacke. Verwundert starrte er sie an. Emma starrte zurück, sie war sprachlos.

Am Ende der Gasse tauchte eine schlanke Silhouette auf.

»Ol?« Eine glockenhelle Frauenstimme. »Alles in Ordnung?«

Oliver riss den Kopf herum.

»Ja, Sharm. Ich komme gleich.«

Er wandte sich wieder Emma zu.

»Was *tust* du hier?«, fragte er.

Emma öffnete den Mund.

»Ich muss mit dir reden«, sagte sie.

Oliver machte ein verwirrtes Gesicht.

»Klar«, sagte er. »Hier?« Und dann, noch bevor sie antworten konnte, schüttelte er den Kopf. »Nein. Zu kalt hier draußen. Lass uns reingehen.«

Mit dem linken Arm, über dem die Jacke hing, bedeutete er Emma voranzugehen. Sharmila führte das Trio an, ihre hohen Absätze klackerten auf dem Gehweg. Sie trug irgendetwas Schwarzes, Kurzes, Schimmerndes. Das volle, schwarze Haar trug sie zu einem Knoten hochgesteckt.

In Olivers Flur roch es wie immer: nach Rasierwasser, Waschmittel oder Bodenpflege, was immer er da benutzte. Der vertraute Geruch machte Emma zu schaffen. Oliver schloss die Haustür. Das Licht der Straßenlaternen fiel durch die bunten Glasscheiben und tauchte den Flur in ein gespenstisches Rot-Grün. Bevor irgendjemand etwas sagen konnte, murmelte Sharmila: »Dann werde ich euch mal allein lassen.« Sie beachtete Emma kaum, drückte kurz Olivers Arm, schlüpfte ins Wohnzimmer und zog die weiß lackierte Tür hinter sich zu.

Jetzt fühlte Emma sich noch mieser. Okay, sie hätte sich nicht gewünscht, dass Sharmila im Raum blieb. Aber sie hatte gehofft, Oliver würde sie hinausschicken. Die guten Manieren der jungen Frau – oder ihre mangelnde Neugier – gaben Emma das Gefühl, ungeschickt, plump und aufdringlich zu sein.

»Lass uns in die Küche gehen«, sagte Oliver.

Er schaltete das Licht ein. Überall lagen weibliche Gegenstände herum. Über dem Stuhl hing eine goldschimmernde Strickjacke. Auf dem Küchentisch thronte eine glänzende Handtasche. Die Kühlschranktür war mit neuen Fotos übersät – die meisten zeigten ein dunkelhaariges Mädchen mit makellos weißen Zähnen und großen, blitzenden Ohrringen, das in die Kamera lachte. Auf der Fensterbank standen Pflanzen. Oliver hatte nie Zimmerpflanzen besessen, weil er sie, wie er sagte, ständig zu gießen vergesse.

»Möchtest du irgendwas?«, fragte er. »Einen Drink?«

»Nein, danke«, erwiderte Emma. Wie sie ihn so dastehen sah, wurde ihr noch bewusster, wie sehr sie ihn liebte und immer lieben würde. Alles an ihm verletzte sie: sein träger Blick, das sonnengelbe Haar, sein Duft.

»Ich bin schwanger«, platzte Emma heraus und hielt den Atem an.

Natürlich hatte sie nicht damit gerechnet, Oliver vor Freude durch die Küche tanzen zu sehen. Er würde schockiert sein, was sonst? Vielleicht sogar wütend. Daraus konnte sie ihm keinen Vorwurf machen. In allen Versöhnungsträumen hatte Emma stets nur sie beide gesehen, Emma und Oliver, wie sie unbeschwert auf Olivers schneeweißen Laken lagen. Kein Baby, kein dicker Bauch, nichts.

Auf das Keuchen, den Schritt zurück, den vor Schreck offenen Mund war sie gefasst gewesen. Aber damit, dass ein kurzer Blick in Richtung Wohnzimmer folgte, wo Sharmila wartete, hatte Emma nicht gerechnet. Und auch nicht mit der dritten

Reaktion, die so flüchtig und subtil war, dass Emma sie fast nicht bemerkt hätte: ein winziges, kaum merkliches Kräuseln der Oberlippe – Ekel.

Oliver brauchte weniger als eine Sekunde, um sich zu fangen.

»Ich werde jetzt nicht die obligatorische Frage stellen, wie das passieren konnte«, scherzte er.

Emma zuckte und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Hätte Oliver auf sie eingepöbeln, es hätte nicht schlimmer sein können. Sie sah ihr Spiegelbild im Küchenfenster, den Trainingsanzug, die Turnschuhe, das strähnige Haar, die breite Taille. Diese Frau war eben dabei erwischt worden, wie sie in einem dunklen Garten ihrem Exfreund auflauerte. Wie sie dem Mann hinterher schnüffelte, der sie wegen einer anderen verlassen hatte. Emma verglich sich mit dem coolen, schlanken Geschöpf, das so rücksichtsvoll im Nebenzimmer wartete, und am liebsten wäre sie im Boden versunken. Du hast es gewusst, sagte sie sich. Du hast gewusst, dass er so ist. Geh einfach. Schau, dass du hier wegstommst. Bleib nicht länger hier.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte sie. »Wenn du nicht willst, hast du nichts damit zu tun. Ich wollte es dir nur sagen.«

»Emma, jetzt habe ich ein furchtbar schlechtes Gewissen.« Oliver strich sich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn. »Puh. Soll ich dich jetzt fragen, ob du Geld brauchst?«

»Ich brauche gar nichts«, antwortete Emma.

»Soll ich dich irgendwohin fahren?«

»Nein, danke.«

Emma bewegte sich auf die Haustür zu. Aus dem Wohnzimmer drang leise Musik. Die Tür war fest geschlossen. Oh, wie perfekt Sharmila doch war. Wie offenkundig sie *nicht* gelauscht hatte.

Oliver begleitete Emma bis zum Gartentor.

»Was wirst du jetzt tun?« Er flüsterte fast. In der kalten Luft klang alles lauter. »Wegen der Schwangerschaft, meine ich.«

»Ich habe noch nichts entschieden.« Der Gedanke ließ Emma innehalten. Sie blieb auf dem Weg stehen, sah Oliver direkt ins Gesicht und sagte: »Vermutlich wäre es das Beste, es wegmachen zu lassen.«

Das würde ihn aus dem Konzept bringen. Es würde ihn zwingen, sich bei ihr zu melden. Er mochte sich über das Baby nicht freuen, aber niemand entschloss sich so leichtfertig zu einer Abtreibung. Egal, was Oliver dachte, er würde jetzt so etwas sagen wie: »Warte. Lass mich drüber nachdenken. Triff keine vorschnelle Entscheidung. Ich werde dich anrufen, und dann werden wir alles besprechen.«

Eine Abtreibung – tja. Das wäre endgültig. Dann hätte Oliver nie, nie wieder einen Grund, sie anzurufen.

»Du hast Recht«, murmelte er, ohne ihren Blick zu erwidern. »Vermutlich wäre es das Beste.«

Emma fühlte nichts. Nur Taubheit. Das war es also. Ein für alle Mal. Sie drehte sich um.

»Tut mir wirklich leid, Emma.« Oliver klang erschüttert. »Es ist nur, dass Sharmila und ich ... Was für ein trauriges Ende. Wir hatten wirklich eine schöne Zeit.«

»Ja«, sagte Emma, »hatten wir.«

Sie zog das Tor auf. Ein kreischendes Geräusch, als die Gitterstäbe über den Asphalt schabten.

Oliver fragte: »Und du wirst das schaffen mit der ...? Du weißt schon.«

»Absolut«, versicherte Emma. »Tja, dann«, sagte sie. »Auf Wiedersehen.«

Sie ließ ihn stehen, dort im fahlen Licht der Straßenlaterne, und ging die Straße entlang.

Sie würde sich nie daran erinnern, wie sie nach Hause gekommen war. Sie musste in einen Bus gestiegen sein.

Zu Hause legte sie sich ins Bett und wartete darauf, dass der Schmerz sich endlich einstellen würde.

»Aus«, sagte sie. »Vorbei.«

Seltsam, dass sich der Schmerz nach dem ersten Schock nicht weiter steigerte. Sie tastete ihre Seele nach irgendwelchen Schäden ab, so wie ein Sportler nach einem bösen Sturz vorsichtig seine Glieder befühlt. Aber alles blieb taub. Der Schmerz würde später kommen. Sie musste eine Entscheidung treffen. Sie war im vierten Monat schwanger.

»Was nun?«, flüsterte sie in ihr Kopfkissen. »Was soll ich tun?« Aber sie bekam keine Antwort.

Es lag auf der Hand, das zu tun, was sie Oliver vorgeschlagen hatte: es einfach wegmachen lassen. Wie um alles in der Welt sollte sie sich um ein Baby kümmern? Sie hatte keine Ahnung, hatte kaum je ein Baby aus der Nähe gesehen.

Sie besaß kein Geld und niemanden, der sie unterstützen würde. Allein schon die Vorstellung war lächerlich. Aber die Tage vergingen, und jedes Mal, wenn sie den Hörer in die Hand nahm, um einen Arzttermin zu vereinbaren, legte sie am Ende wieder auf.

Es ging hier nicht um irgendein Baby, sondern um das von Oliver. Das Baby war alles, was ihr von ihm geblieben war. Außerdem liebte sie Oliver immer noch. Man kam nicht so einfach über einen Menschen hinweg, nur weil der es so wollte.

Und da war noch etwas. Dieses Baby war das Enkelkind ihrer Mutter. Das Einzige, was auch von ihr geblieben war.

Emma wurde ungeduldig. Sie konnte nicht einmal mit Joanne reden, weil Barry ständig da war und wie eine Zecke an Joanne hing. Eines Abends kam Emma von der Arbeit nach Hause. Der Rücken tat ihr weh von der langen Fahrt in der überfüllten U-Bahn. Sie entdeckte Barry allein im Wohnzimmer. Er hatte die Beine hochgelegt und saß mit offener Hose auf dem Sofa. Auf dem Boden lagen eine leere Pizzaschachtel und zwei Bierdosen. Im Fernseher lief Fußball, der Ton war so laut aufgedreht, dass die Fensterscheiben klirrten.

»Wo ist Joanne?«, fragte Emma.

»Macht Überstunden.« Barry wandte den Blick nicht vom Fernseher. Die Einblendung am unteren Bildschirmrand verriet, dass hier Arsenal gegen Wigan spielte.

»Wie bist du reingekommen?«

»Hm?« Barry zog die Augenbrauen zusammen und konzentrierte sich auf das Spiel. Dann schoss er vom Sofa hoch und schüttelte die Faust.

»Los doch«, brüllte er, »lauf an ihm vorbei! Da würde ein verdammter Bus durchpassen!«

»Ich habe dich gefragt«, wiederholte Emma mit leicht erhobener Stimme, »wie du reingekommen bist.«

Emmas scharfer Ton weckte Barry zwangsläufig aus seiner Fußballtrance. Er starrte sie an, als hätte er jetzt erst bemerkt, dass sich außer ihm noch jemand im Raum befand.

»Ich habe einen Schlüssel«, sagte er.

Einen Schlüssel. Er hatte einen Schlüssel! Für wen hielt er sich eigentlich?

»Wie wär's, wenn du zu Hause Fußball guckst«, keifte Emma. »Jeden verdammten Abend hängst du hier vor der Glotze. Ist es zu viel verlangt, wenn ich nach der Arbeit hier meine Ruhe haben will?«

Emmas Wutausbruch erschreckte Barry. Er stand ohne ein weiteres Wort vom Sofa auf und verließ das Zimmer. Emma hörte die Dielen knarren, als er durch den Flur in Joannes Zimmer ging und die Tür hinter sich zuknallte.

Als Joanne später nach Hause kam, lief sie am Wohnzimmer vorbei direkt in ihr Zimmer. Stimmen drangen durch die Wand. Emma glaubte, ihren Namen zu hören. Weder Joanne noch Barry tauchten an diesem Abend noch einmal auf.

Und noch bevor Emma sich versehen hatte, war sie im fünften Monat schwanger. Die Knöpfe ihrer Jeans ließen sich nicht mehr schließen. Sie musste ständig zur Toilette. Eines Tages, sie stand gerade wartend vor dem Wasserkocher,

spürte sie einen kleinen Stoß am unteren Rippenbogen. Vor Schreck machte sie einen Schritt zurück. Dann spürte sie es wieder. Einen raschen dumpfen Stoß.

Wie ein Tritt.

Ein Tritt von einem kleinen Fuß.

Emma ließ den Teebecher sinken und legte die Hand auf die Stelle, an der sie den Tritt gespürt hatte. Da war es wieder. Ein deutlicher Stoß gegen ihre Finger.

Wäre eine Abtreibung jetzt überhaupt noch möglich? Gab es da nicht ein Gesetz, das eine Frist festlegte?

An diesem Abend wurde Emma ganz ruhig. Also schön. Sie würde also ein Kind bekommen. Nach der Entscheidung hatte sie seltsamerweise wieder einen klaren Kopf. Noch vier Monate. Plötzlich schien die Zeit sehr knapp, um alles zu organisieren. Geld. Der Job. Sie war ratlos. Wo informierte man sich über solche Dinge? Es ging hier hauptsächlich um praktische Fragen, um Angelegenheiten, die man regeln konnte, und Emma war ein durchaus praktischer Mensch.

Ihr erster Schritt bestand darin, am nächsten Tag einen Termin bei einer Ärztin in Clapham zu vereinbaren. Vielleicht könnte sie dort ein paar Fragen loswerden.

Als Emma sich auf den Weg zur Praxis machte, war sie sehr angespannt. Seit ihrem letzten Arztbesuch, damals in Bath, waren Jahre vergangen. Ärzte und Krankenhäuser machten sie nervös. Emma hoffte, die Ärztin würde ihr keinen Vortrag halten, weil sie nicht früher gekommen war. In einer Zeitschrift im Wartezimmer entdeckte Emma einen Artikel: »Meine 45-Stunden-Geburtstortur«. Die Frau in dem Artikel war angeblich neunundzwanzig, aber auf dem Foto sah sie mit dem blutbesudelten OP-Hemd und dem gequälten Lächeln aus wie mindestens fünfzig. Emma starrte auf das Foto. Auch sie hatte eine Entbindung vor sich. War sie verrückt gewesen, als sie sich für das Baby entschieden hatte? Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, ihre Meinung zu ändern. Sie blätterte die Seite um. »Wie man seinen Mann hält«. Eine ältere Frau betrachtete Emmas Bauch mit einem strahlenden Lächeln. Emma lächelte gequält zurück.

»Emma Turner!«, rief die Arzthelferin.

Sie führte Emma ins Sprechzimmer. Dr. Rigby war klein und rothaarig und sah aus, als gehörte sie noch in die Schule. Sie saß am Schreibtisch und war mit irgendwelchen Notizen beschäftigt, bedeutete Emma aber mit einer Geste, Platz zu nehmen. Im Sprechzimmer roch es nach Zitrone. Im Regal über der Personenwaage hockten Teletubbies in einer Reihe.

Als Dr. Rigby mit Schreiben fertig war, wandte sie sich Emma zu. Der Grund von Emmas Besuch war offensichtlich.

»Schwanger?«, erkundigte sich Dr. Rigby.

Sie lächelte freundlich.

»Glückwunsch«, sagte sie.

Sie fragte nicht, warum Emma nicht früher gekommen war, und bedeutete ihr, sich auf der mit Papier bedeckten Liege auszustrecken. Sie kam hinter ihrem Schreibtisch hervor, um sie zu untersuchen. Ihre kleinen Silberohrringe baumelten hin und her, während sie vorsichtig Emmas Bauch abtastete. Sie legte ein großes, wie ein Horn geformtes Ding an die Stelle neben Emmas Bauchnabel, um zu lauschen.

»Ich kann den Herzschlag Ihres Babys hören«, sagte sie.

Emmas Augen füllten sich mit Tränen.

Zurück am Schreibtisch fragte Dr. Rigby: »Was ist mit dem Vater?«

»Hat nichts damit zu tun«, antwortete Emma knapp.

»Oh.« Dr. Rigby machte ein verständnisvolles Gesicht. »Welche Vorbereitungen haben Sie für die Zeit nach der Geburt getroffen?«

»Na ja, ich werde wohl beruflich für eine Weile aussetzen müssen«, sagte Emma. »Ich habe ein bisschen Geld gespart. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht weitere Auskünfte geben.«

»Zunächst einmal müsste Ihnen Mutterschutz zustehen«, erklärte Dr. Rigby. »Und Kindesunterhalt. Damit hätten Sie sich etwas Luft verschafft.« Sie notierte etwas. »Ich werde Ihnen die Nummer vom Sozialamt geben. Möglicherweise haben Sie Anspruch auf weitere Zahlungen. Verfügen Sie über eine Wohnung?«

Emma hatte Joanne noch nichts von dem Kind erzählt. Eine schwangere Mitbewohnerin. Ein schreiendes Baby. Emma biss sich auf die Lippe. Das war zu viel verlangt. Aber sie hatte keine Wahl.

Wohin sollte sie gehen? Sie würde in der gemeinsamen Wohnung bleiben müssen, wenigstens bis das Kind auf der Welt war.

Aber Joanne würde sie unterstützen, da war Emma sich ganz sicher. Gemeinsam hatten sie schon einiges überstanden. Männer, Prüfungen, Ferien. Das Übliche, außer dass es in ihrer beider Fall mehr bedeutet hatte. So wie Emma stand auch Joanne ihrer Familie nicht sonderlich nah. Sie hatte sich immer sehr bedeckt gehalten, was die Einzelheiten betraf, aber anscheinend hatte ihr Dad ein Alkoholproblem. Die Freundschaft mit Emma und Karen hatte Joanne durchs Studium geholfen, so viel stand fest. Als Karen ihnen in Australien sagte, sie würde nicht mit nach Hause fliegen, war Joanne nach ein paar Bacardi Breezern sehr sentimental geworden; sie hatte Emmas Hand gedrückt und ihr das Versprechen abgerungen, dass wenigstens sie beide zusammenhalten würden, was immer auch kommen möge.

»Ja«, sagte Emma zu Dr. Rigby. »Ich wohne mit einer Freundin zusammen.«

»Das ist doch immerhin etwas«, meinte Dr. Rigby lächelnd.

Als sie an diesem sonnigen Morgen vor der Praxis auf der Treppe stand, fühlte Emma sich so glücklich wie seit Beginn der Schwangerschaft nicht mehr. Sie legte sich die Hände auf den Bauch. Dr. Rigby war wirklich nett. Emma freute sich darüber, dass diese Ärztin sie und ihr Baby betreuen würde. Zu wissen, dass sie finanzielle Unterstützung bekommen und nicht verhungern würde, beseitigte ihre schlimmsten Ängste. Emma spürte, wie der Hosenbund in ihren Bauch schnitt. In den letzten Wochen hatte sie Sicherheitsnadeln benutzt, um ihre Hosen zu schließen. Dieses Wochenende würde sie shoppen gehen und sich richtige Schwangerschaftskleidung besorgen.

Und am Abend würde sie Joanne einweihen, Barry hin oder her.

Als sie abends nach Hause kam, saßen Joanne und Barry nebeneinander auf dem Sofa, umgeben von zahlreichen Pappschachteln aus dem Star of the East.

»Hallo, Ems«, begrüßte Joanne sie. »Lange nicht geplaudert.«

»Stimmt.« Emma bemühte sich, fröhlich zu klingen. »Ich habe dich kaum noch gesehen.«

Barry hielt den Kopf gesenkt und konzentrierte sich auf sein Biryani.

»Was hast du so gemacht?«, fragte Joanne. »Wir sollten bald mal wieder einen Frauenabend machen und ausgehen.«

Sie wirkte sehr glücklich.

»Wein?«, fragte sie und schwenkte die Flasche.

»Nein, danke.«

»Was ist los? Sieht dir gar nicht ähnlich«, sagte Joanne.

»Na ja«, fing Emma an. »Eigentlich wollte ich schon früher mit dir reden ...«

»Ems, hör mal«, unterbrach sie Joanne. »Da ist noch was. Du weißt doch, dass unser Mietvertrag bald ausläuft?«

»Ja.«

»Na ja, hast du dir schon überlegt, was du tun willst? Weil ... Barrys Mitbewohner zieht aus, und er kann die Raten für die Wohnung allein nicht bezahlen ...«

Emmas Knie wurden weich. Joanne kuschelte sich an Barry und nahm seine Hand.

»Tja«, strahlte sie, »wir können es dir genauso gut jetzt sagen. Barry und ich ziehen zusammen.«

Emma ließ sich auf die Armlehne sinken.

»Ich hatte mir noch gar nichts überlegt«, sagte sie. Ihre Handflächen wurden feucht. »Ich bin davon ausgegangen, dass wir unseren Vertrag verlängern.«

»Ja, tut mir leid«, sagte Joanne. »Aber du kannst dir doch eine neue Mitbewohnerin suchen, oder?«

Wohl kaum. Emma versuchte, die Stöße unter ihren Rippen zu ignorieren.

»Wie viele Zimmer hat Barrys Wohnung?«, fragte sie.

Barry hob ruckartig den Kopf. Joanne warf ihm einen raschen Blick zu. *Lass mich nur machen.*

»Na ja«, sagte sie, »drei, glaube ich. Aber die Wohnung ist ziemlich klein – und außerdem wissen wir noch nicht, was wir mit den Zimmern machen, oder, Bar? Wir brauchen auf jeden Fall ein Arbeitszimmer und einen Abstellraum. Emma, ehrlich, an deiner Stelle würde ich mir was anderes suchen.«

Als Barry merkte, dass die Situation brenzlig werden könnte, zog er seine Hand aus Joannes und murmelte, er müsse mal aufs Klo. Das war Emmas Chance. Sobald Barry das Zimmer verlassen hatte, sagte sie zu Joanne: »Ich bin schwanger.«

Das traf Joanne wie ein Blitz. Sie öffnete den Mund, und ihr Kopf bewegte sich hin und her.

»Von Oliver«, fügte Emma hinzu, um die Frage vorwegzunehmen.

»Oh.« Joanne sah aus, als hätte sie sich an einer Krabbe verschluckt. »Das ... das ... das ist ja toll.«

»Ja.«

»Wann ist es so weit?«, brachte Joanne heraus.

»Im August. Ich bin im fünften Monat.«

»Oh.«

»Du kannst dir sicher denken«, sagte Emma, »dass jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt für mich ist, eine neue Mitbewohnerin zu suchen. Ich muss irgendwo bleiben, bis das Baby da ist. Anschließend werde ich mich nach was Passendem umsehen. Dann kann ich packen und heben und Kisten schleppen. Ich bin verschwunden, noch bevor du die erste Windel zu Gesicht bekommst.«

Sie merkte selbst, wie flehentlich sie klang. Auch Joanne entging es nicht. Sie rutschte unruhig auf dem Sofa herum und schob die Pappschachtel mit dem Hühnencurry beiseite.

»Hör mal, Emma«, sagte sie, »tut mir leid, wenn du deswegen Schwierigkeiten bekommst. Aber ich habe alles mit Barry so abgesprochen, und jetzt können wir unsere Pläne nicht mehr ändern.«

Emma betrachtete ihren Bauch. Sie konnte ihre Füße nicht mehr sehen.

»Okay«, sagte sie. »Okay.«

»Du hättest früher was sagen sollen, Emma. Fünfter Monat!«

»Ich weiß.«

»Es ist so, dass es zwischen mir und Barry gerade richtig ernst wird«, jammerte Joanne. »Und ihr beide habt euch nie verstanden, oder? Neulich abends bist du seinetwegen total ausgeflippt, hat er mir erzählt, wegen gar nichts; er wusste nicht

einmal, was er dir getan hatte. Du brauchst Raum für dich, Emma, das weißt du doch selbst. Ich sehe wirklich nicht, wie das funktionieren sollte, wenn du bei uns wohnst. Und falls ich jetzt nicht bei ihm einziehe, wird er sich einen Mitbewohner suchen, und dann kann es vielleicht Jahre dauern, bis wir wieder übers Zusammenziehen reden. Das ist meine Chance, Emma. Du hast gar keine Ahnung, wie sehr ich ihn liebe. Ich habe so lange darauf gewartet.«

»Ist schon okay«, sagte Emma. »Ehrlich, ich verstehe das.«

Sie schwiegen. Dann stand Joanne vom Sofa auf. Sie kam herüber, um Emma zu umarmen.

»Ems, du bist eine tolle Freundin«, schniefte sie. »Und das mit dem Baby ist auch toll, wirklich. Das wird sicher ein hübsches Kind. Und wenn ich ausziehe, wird sich zwischen uns nichts ändern, weißt du. Wenn du Hilfe mit dem Kind brauchst, einen Babysitter und so, dann frag einfach.«

Emma lächelte. Aber in ihrem Innern breitete sich eine kalte Leere aus. Sie ließ sich Joannes Umarmung gefallen, aber ihre Gedanken waren woanders. Sie starrte über Joannes Schulter hinweg an die Wand.

Was in aller Welt sollte sie jetzt tun?

Kapitel 9

SAMSTAG, 23. SEPTEMBER SIEBTER TAG

Lindsay trug ihren schicken dunklen Mantel, stand in der Dämmerung auf der Treppe vor der Polizeiwache an der Fulham Palace Road und wartete.

Emma beschleunigte ihre Schritte. Als sie die Wache erreichte, war sie außer Atem.

»Bin ich zu spät?«, fragte sie besorgt.

»Überhaupt nicht«, antwortete Lindsay. »Ich bin eben erst gekommen.«

Lindsay hatte schon eine Hand auf den Türgriff gelegt, wandte sich dann aber noch einmal um und lächelte Emma besorgt an.

»Sind Sie sicher, dass Sie das schaffen?«, fragte sie.

Emma nickte. Sie konnte das Blut in ihren Ohren rauschen hören.

Der Polizist am Tresen drückte den Türöffner. Emma folgte Lindsay in einen engen, düsteren Korridor. Ihre Absätze klapperten auf dem hohl klingenden Fußboden. Sie bogen in einen zweiten und einen dritten Korridor ab, bis Emma komplett die Orientierung verloren hatte. Dann ging es nach rechts durch eine Tür und in einen Raum mit einem großen, runden Tisch in der Mitte.

»Tag, Ms Turner«, sagte Detective Inspector Hill und richtete sich vom Tisch auf. Er trug seinen beigefarbenen Trenchcoat und hielt eine zusammengerollte Zeitung, *The Metro*, unter den Arm geklemmt.

»Guten Tag«, sagte Emma unsicher. Wann immer Detective Hill sie ansah – was er nur selten tat –, hatte sie das Gefühl, als wäre es mit Verachtung. So als vergeudete sie seine Zeit. Einmal hatte sie ihn dabei ertappt, wie er einem anderen Beamten gegenüber den Mund zusammenpresste und eine Augenbraue hob, so als wollte er fragen: »Glauben Sie dieser Frau ein Wort?«

»Ich nehme an, man hat Ihnen alles erklärt«, sagte Detective Hill. Er deutete mit der Zeitung auf eine Frau, die in einer Ecke vor dem Computer saß. »Constable Gorman, unsere Computerspezialistin, hat ein paar Bilder aus einer Überwachungskamera vom Flughafen Stansted, die am Tag nach Ritchies Entführung aufgenommen wurden. Man sieht ein Paar und das Kind, mit dem es für den Flug nach Bergerac eingeecheckt hat. In einer Minute zeigen wir Ihnen das Band, und dann werden Sie uns sagen, ob es sich bei dem Jungen um Ihren Sohn handelt. Haben Sie das verstanden?«

»Ja.«

Detective Hill ging zum Computer und rückte einen grauen Plastikstuhl für Emma zurecht. Emma setzte sich. Hinter sich hörte sie ein Scharren, als weitere Personen den Raum betraten. Sie drehte sich nicht um, interessierte sich nur für das Bild, das jeden Moment auf dem Bildschirm auftauchen würde.

»Alles klar, Liebes?«, fragte die Frau am Computer. Sie hatte kurzes, fast schon graues Haar und ein freundliches Gesicht. »Also gut. Wenn ich das Band starte, werden Sie als Erstes eine Reihe von Türen sehen, gleich darauf dann drei Personen, die durch diese kommen. Zuerst den Mann, anschließend die Frau mit dem Kind. Wir haben die Gesichter der Erwachsenen vorläufig unkenntlich gemacht. Wir möchten, dass Sie sich nur auf das Kind konzentrieren. Lassen Sie mich wissen, wenn Sie so weit sind.«

»Ich bin so weit«, sagte Emma. Ihr linkes Bein wippte auf und ab. Sie drückte beide Hände auf ihr Knie, um es festzuhalten.

»Licht aus, bitte!«, rief die Frau.

Die Neonröhren gingen aus. Jetzt glimmte nur noch der Computerbildschirm, der die Köpfe davor in ein bläuliches Licht tauchte.

Emma atmete hörbar aus.

Was, wenn es Ritchie war?

Nein. Denke das nicht mal. Mach dir nicht zu große Hoffnungen, sonst bist du am Ende noch fertiger als ohnehin schon.

Aber wenn er es doch war?

Emma knirschte mit den Zähnen. Die ganze Nacht war es ihr so gegangen, sie war von einem Extrem ins andere geschwankt, bis sie nicht mehr wusste, was sie denken sollte. Draußen vor der Tür hörte man schwere Schritte. »Hey«, rief eine Männerstimme, »kannst du mir was vom Kiosk ...«

Die Schritte verhallten. Auf dem Monitor erschien ein Bild. Ein weißer Raum mit einer Doppeltür. Glasscheiben mit weißem Rahmen.

»Schauen Sie, jetzt«, sagte die Frau am Computer.

Hinter der Glasscheibe tauchte eine Gestalt auf. Die Tür öffnete sich, und ein Mann marschierte hindurch. Er war groß, trug Jeans und ein dunkelblaues, kurzärmeliges Hemd. Sein Gesicht war ein ovaler Fleck, der in winzige, rosa und gelbe Kästchen zerfiel. Der Mann zog einen Rollkoffer hinter sich her und ging sehr schnell. In null Komma nichts war er an der Kamera vorbei und nicht mehr zu sehen.

»Warten Sie ...«

Emma setzte sich auf. Die Bilder liefen viel zu schnell ab. Wenn das restliche Band genauso war, würde sie nichts erkennen können. Neben ihr schauten Lind-

say, Detective Hill und Constable Gorman konzentriert auf den Monitor. Niemand außer Emma schien Probleme damit zu haben, den Bildern zu folgen.

»Jetzt kommen die Frau und das Kind«, erklärte Constable Gorman.

In Panik riss Emma die Augen auf. Ihr Blick verschwamm. Jetzt konnte sie gar nichts mehr erkennen. Sie rieb sich rasch die Augen. Als sie wieder hinsah, kam eine Frau durch die Tür. Auch ihr Gesicht war unkenntlich gemacht, und sie trug etwas auf dem Arm.

Ein Kind.

Emma bemühte sich verzweifelt, das Kind zu erkennen. Aber es war unmöglich, einen genauen Blick darauf zu werfen. Die Frau drehte sich von der Kamera weg. Von dem Kind sah man nicht mehr als den Haarschopf – dunkler als Ritchies, oder? – und einen kleinen Fuß, der seitlich hervorlugte.

»Schau hierher«, wollte Emma rufen, »Ritchie, wenn du das bist, schau hierher!«

Stattdessen hob die Frau den Kopf. Ihr Gesicht war nicht zu erkennen, aber es sah aus, als blickte sie direkt in die Kamera.

Das Bild blieb stehen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Lindsay.

Emma starrte auf den Bildschirm. Selbst wenn man das verschwommene Gesicht mit einrechnete, kam ihr die Frau alles andere als bekannt vor. Sie hatte dunkles Haar, das ihr nicht über die Ohren fiel, sondern zurückgekämmt war. Sie trug eine weite Hose und einen Kapuzensweater. Sehr salopp. Ganz anders als die vornehme Dame mit Kleidern im Landhausstil, die Emma in der U-Bahn getroffen hatte.

»Ich glaube, das ist sie nicht.« Emma kaute an ihrem Daumnagel. »Ich glaube, das ist nicht die Frau aus dem Mr Bap's.«

»Lassen Sie sich Zeit«, gab Lindsay zu bedenken. »Wir haben das Kind noch nicht gesehen.«

Aber Emma hatte bereits die Nerven verloren. Das waren sie nicht. Das war nicht Ritchie. Sie hätte es wissen müssen. Die Polizisten sollten irgendwo da draußen nach Ritchie suchen, anstatt hier herumzusitzen. Emma wollte vor Enttäuschung schreien. Sie wollte aufspringen und aus dem Raum rennen. Sie vergeudeten alle nur ihre Zeit.

Sie wollte gerade den Mund aufmachen, um Lindsay genau das zu sagen, als das Bild sich wieder bewegte. Das Gesicht der Frau ruckelte als Vielzahl kleiner Quadrate über den Monitor. Eine Sekunde später drehte sie sich um, und plötzlich waren Emmas Gedanken wie ausgelöscht. Das Kleinkind im Arm der Frau war zum ersten Mal zu sehen. Ein kompaktes, kleines Bündel, ein Haarschopf. Emma fühlte

sich, als würde sie vom Stuhl hochgerissen. Ihr Körper wusste es, noch bevor ihr Verstand folgen konnte. Sie war aufgesprungen und zeigte auf den Monitor.

»Das ist Ritchie!«, schrie sie. »Das ist Ritchie!«

Irgendjemand schnappte nach Luft.

»Was?«

»Hat sie gesagt ...«

Die Zwischenbemerkungen verstummten. Emma schwebte durch den Raum wie ein Geist. O Ritchie, mein Liebling, du lebst. Du lebst! Emma wollte den Bildschirm berühren, umarmen, Ritchies Kopf in ihre Hände nehmen. Es war real. Es war nicht real. Emma hörte nur noch ihren Atem. Alles andere hatte sich in nichts aufgelöst, die Leute, der Raum. Nur noch sie selbst war da, sie atmete wie Darth Vader und beobachtete ihren Sohn durch einen Tunnel der Stille. Da kamen sie, die dunkelhaarige Frau mit dem Kapuzenpullover und Ritchie auf dem Arm. Ritchie hatte jetzt ebenfalls dunkles Haar. Wie seltsam er damit aussah. Er trug einen grünen Pullover, den Emma noch nie gesehen hatte, dazu eine braune Hose. Braune Stiefel, in denen seine Füße riesig wirkten. Seine Arme baumelten am Körper herab. Sie konnte alles sehen außer seinem Gesicht, das er an die Schulter der Frau drückte. Er hing schlaff auf ihrem Arm, ganz offensichtlich war er eingeschlafen.

»Emma.« Detective Hills Stimme hallte durch den stillen Tunnel. »Emma?«

Emma vernahm einen Knall. Benommen schaute sie Detective Hill an.

»Sind Sie sicher, dass er es ist?«, fragte Detective Hill. »Sie haben nicht mehr gesehen als seine Stirn. Und dieses Kind ist dunkelhaarig, nicht bl...«

»Sein Pony«, stammelte Emma.

Sie hatte Ritchie den Pony selbst geschnitten, am Tag der Entführung. Er hatte sich geweigert, still zu sitzen, so dass die rechte Seite am Ende einen Zentimeter kürzer wurde als die linke. Jetzt sah sie es wieder, da an seinem Kopf. Rechts kürzer als links. Genau wie bei Ritchie.

»Die haben ihm die Haare gefärbt«, fügte sie hinzu. »Aber ich weiß, dass er es ist. Ich weiß, wie er aussieht. Die haben ihn nach Frankreich mitgenommen, oder? Was passiert jetzt? Wie holen wir ihn zurück?«

Detective Hill kratzte sich am Hinterkopf. Dann wandte er sich an Constable Gorman: »Haben wir keine besseren Aufnahmen von seinem Gesicht?«

»Nein«, antwortete Constable Gorman. »Es ist bei allen Bildern so. Er hat den Kopf die ganze Zeit an ihrer Schulter.«

»Sie versucht, ihn zu verstecken«, sagte Emma. Sie schwankte zwischen Freude und Verzweiflung. Es war so offensichtlich! »Ein Kind in dem Alter würde an einem so lauten Ort wie einem Flughafen niemals so lange schlafen. Ritchie jeden-

falls nicht. Er würde sich fragen, was los ist. Er würde runterwollen, um sich alles genau anzusehen.«

»Dann ist das vielleicht nicht Ritchie?«, fragte Detective Hill vorsichtig.

»Sie hat ihn betäubt«, meinte Emma grimmig. »Das *ist* Ritchie.«

Detective Hill wollte gerade den Mund aufmachen, als Constable Gorman sich einschaltete.

»Sie hat Recht«, sagte sie. »Meine Enkelin ist genauso. Man müsste sie schon unter Drogen setzen, damit sie in einem Flughafen so ruhig bleibt.«

Gekicher von hinten.

Detective Hill sagte: »Also gut. Wir werden sie überprüfen und uns sofort darum kümmern.«

»Was wollen Sie ...«, begann Emma, aber Detective Hill hatte den Raum schon verlassen.

Die Neonröhren sprangen flackernd an. Emma blinzelte. Jetzt konnte sie das Bild auf dem Monitor weniger deutlich erkennen. Das Video war fünf Tage alt. Heute war Samstag. Vor fünf Tagen war Ritchie, während sie heulend in ihrer Wohnung saß und eine Million Fragen zu Oliver beantwortete, am Flughafen gewesen; er hatte einen fremden, grünen Pullover getragen und an der Schulter dieser Frau geschlafen. Während Emma sich im Bett an Gribbit festgeklammert hatte, war Ritchie an Bord eines Flugzeugs gebracht worden und über ihrem Kopf hinweggeflogen.

Hinter ihr streckten sich Leute mit dunkelblauen Pullovern und Rangabzeichen an den Schultern auf den grauen Plastikstühlen. Einige lachten immer noch über den Kommentar, den die grauhaarige Frau über ihre Enkelin abgegeben hatte.

»Beeilt euch!«, wollte Emma sie anbrüllen. »Die Zeit vergeht. Macht euch wieder an die Arbeit und findet ihn!«

Fünf Tage. Ritchie konnte inzwischen sonst wo sein. Emmas Freude, ihn wiederzusehen, war einer neuen Angst gewichen.

Als sie draußen vor der Polizeiwache stand, konnte sie es immer noch nicht fassen. War das da drinnen wirklich Ritchie gewesen? Sie zog den Reißverschluss ihrer Fleecejacke zu, weil ihr kalt war, dann öffnete sie ihn wieder, während sie von einem Bein aufs andere trat. Das Verlangen, etwas, irgendetwas zu tun, war übermächtig. Obwohl es schon nach acht war, hatte der Verkehr nicht nachgelassen. Die Leute fuhren vom Einkaufen nach Hause.

»Das haben Sie großartig gemacht«, sagte Lindsay. »Was für ein erstaunlicher Durchbruch.«

»Sie glauben mir doch, oder?« Emma war besorgt. »Dass er es war, meine ich. Sie werden es doch überprüfen?«

»Selbstverständlich werden wir das. Das ist wunderbar.«

»Aber es bedeutet nicht, dass es ihm immer noch gut geht.« Emma ließ sich nicht beruhigen.

»Aber es sieht ganz danach aus«, entgegnete Lindsay. »Die Bilder wurden fast vierundzwanzig Stunden nach seinem Verschwinden aufgenommen. Und es schien ihm nicht schlecht zu gehen, oder? Seine Chancen stehen jetzt viel besser, wirklich.«

»Aber nicht Ihretwegen!« Plötzlich wurde Emma wütend. »Worauf haben Sie alle gewartet? Warum hat es so lange gedauert, bis wir an diesen Punkt gekommen sind? Ich bin seine Mutter. Sie hätten mir von Anfang an glauben sollen.«

»Emma, wir haben Ihnen geglaubt.« Lindsay klang betrübt. »Es ist nur ... wegen Dr. Stanford. Wir mussten alle denkbaren Möglichkeiten ... Ich muss zugeben, dass es hilfreich gewesen wäre, wenn wir die Videobilder von Anfang an gehabt hätten. Aber die Überwachungskameras im U-Bahnhof Stepney Green sind dem Vandalismus zum Opfer gefallen. In letzter Zeit haben wir da Probleme mit Jugendbanden, die alles kaputtmachen. Zwei Linsen waren übermalt. Man hatte schon jemanden beauftragt, der sie auswechseln sollte. Und auf der Straße vor dem Mr Bap's gibt es überhaupt keine Kameras.«

Verbittert sagte Emma: »Das ist schon komisch. Immerhin hab ich gehört, dass der Londoner im Schnitt dreihundertmal am Tag gefilmt wird.«

»Na ja, nicht alle Kameras gehören der Polizei«, erklärte Lindsay. »Aber es stimmt. Ich habe das auch gehört. Nur hing leider genau da keine Kamera, wo wir eine gebraucht hätten.«

Sie legte eine Hand auf Emmas Schulter.

»Hören Sie«, sagte sie, »jetzt ziehen wir jedenfalls am selben Strang, nicht? Was heute Abend passiert ist, ist einfach toll. Wirklich.«

Emma fing wieder an, an den Fingernägeln zu kauen.

»Was wird die Polizei jetzt tun?«, fragte sie nun schon zum dritten Mal.

»Wir werden die Reisepassdaten der fraglichen Personen an Interpol übermitteln«, erklärte sie. »Und die Fotos aus den Reisepässen, falls sie einigermaßen aktuell sind. Die französische Polizei wird dann nach ihnen fahnden.«

»Und wenn die Pässe gefälscht sind?«

»Dann finden wir sie trotzdem. Am Zielflughafen hängen ebenfalls Überwachungskameras. Wir werden herausfinden, ob das Paar abgeholt wurde und wie es den Flughafen verlassen hat. So können wir nachvollziehen, wohin die Leute gefahren sind. Wir wissen jetzt, wen wir suchen müssen«, sagte Lindsay. »Das war der komplizierte Teil. Sobald wir einmal die Verfolgung aufgenommen haben, ist es schwierig, uns wieder abzuschütteln.«

»Bis wann arbeiten die?«

»Wer?«

»Die Polizisten. Bis zu welcher Uhrzeit arbeiten die?«

»Die ganze Nacht, wenn es sein muss«, antwortete Lindsay geduldig. »Das wissen Sie doch.«

Emma wusste es. Aber sie wollte es trotzdem noch einmal hören.

»Wir werden ihn finden«, sagte Lindsay. »Hey.« Sie rüttelte sanft Emmas Schulter. »Alles wird gut.«

Lindsay wollte, dass Emma ihr ins Gesicht sah, aber sie konnte nicht. Nicht, dass Emma es abgelehnt hätte, aber ihre Augen waren nicht in der Lage zu fokussieren. Lindsay umarmte sie, klopfte ihr auf den Rücken, während Emma die ungewohnte Geste linksch über sich ergehen ließ.

»Werden Sie mitfahren und nach ihm suchen?«, fragte sie. »Ich hätte ein besseres Gefühl, wenn jemand dabei ist, den ich kenne.«

»Vielleicht komme ich für eine Weile mit zu Ihnen«, schlug Lindsay vor. »Es wird bestimmt nicht leicht, so ganz allein zu warten.«

»Ich schaffe das schon. Ich will noch nicht nach Hause, sondern ein wenig bummeln. Ein paar Sachen für Ritchie kaufen. Essen und so.«

»Es dauert möglicherweise noch eine Weile, bis Sie ihn wiedersehen«, sagte Lindsay warnend.

Emma versteifte sich.

»Falls er in Frankreich ist, meine ich«, erklärte Lindsay. »Außerdem braucht er vielleicht ärztliche Betreuung. Sie wissen schon, eine gründliche Untersuchung.« Dann fügte sie hinzu: »Aber Sie könnten ein paar Sachen für ihn in eine Tasche packen. Ein paar seiner Lieblingsspielsachen und Kleider zum Wechseln. Wenn wir ihn finden, könnte er das gebrauchen.«

Emma nickte.

»Rufen Sie mich an, sobald Sie was hören«, bat sie.

»Das werde ich tun«, versprach Lindsay.

Sie verabschiedeten sich. Emma ging die Treppe hinunter. *Gründliche Untersuchung*. Was meinte Lindsay damit? Sie hatte doch gesagt, dass es Ritchie wahrscheinlich gut ging.

Emma lief weiter, die Hände in den Hosentaschen fest ums Handy geklammert. Sie musste irgendetwas tun, selbst wenn es nur darin bestand, am Telefon zu bleiben und auf ein Klingeln zu warten. Emma ging schnell und bog dann nach links in die Fulham Road ein. Je weiter sie kam, desto belebter wurde die Straße. Auf dem Gehweg drängten sich Leute ihres Alters, allesamt Partygänger. Aus den Pubs und Restaurants drangen Stimmengewirr und Gerüche. Manche Lokale hat-

ten die Fensterfront zum Gehweg geöffnet. Um Emma herum nichts als Gedrängel. Sie wechselte auf die andere Straßenseite, wo es ruhiger war.

Bilder schossen ihr durch den Kopf. Sie stellte sich ihr Wiedersehen vor, wenn Ritchie mit heller Stimme rief: »Muh, Muh!« und die Ärmchen nach ihr ausstreckte. Sie würde ihn packen und an sich drücken. Dann fiel Emma ein, dass sie ihn noch gar nicht gefunden hatten. Wie würden sie an ihn herankommen? Würden sie die Tür zu dem Haus aufbrechen, in dem er sich befand? Hätten sie Waffen dabei? Würden die Kidnapper versuchen, Ritchie zu töten?

Das Handy klingelte und vibrierte in Emmas Hand. Sie erschrak und zog es hastig aus der Hosentasche.

»Hallo? Hallo?«

»Emma?« Eine vertraute Stimme. »Hier ist Rafe Townsend.«

»Rafe.« Emma blieb stehen. Von allein wäre sie niemals darauf gekommen – aber er war genau derjenige, mit dem sie jetzt sprechen musste.

»Rafe!«, rief sie. »Wegen Bergerac. Ich habe die Videobänder vom Flughafen gesehen. Er ist es! Das ist Ritchie!«

»Was?« Die Verbindung knackte.

Eine Gruppe von Leuten hatte sich vor einem italienischen Restaurant versammelt, die Männer in Sakko und Polohemd, die Frauen in eng anliegenden, pastellfarbenen Mänteln. Emma steckte sich einen Finger ins Ohr und schrie ins Handy: »Der Junge am Flughafen – das war Ritchie! Sie werden in Frankreich nach ihm fahnden.«

»Herrje!« Rafe klang verblüfft. »Das ist ja fantastisch.«

»Ja.« Plötzlich musste Emma lächeln. »Das ist es.«

Der Oberkellner des Restaurants hatte die Tür geöffnet. Die jungen Männer und Frauen drängten hinein ins Warme. Emma roch Knoblauchduft. Sie sah rote und gelbe Lampen an den Wänden.

»Wie sah er aus?«, fragte Rafe. »War er okay?«

»Er sah aus, als hätten sie ihn betäubt.« Emma versuchte, den Gedanken sofort wieder zu verdrängen. »Und sie hat ihm die Haare gefärbt und andere Klamotten angezogen.«

Aus irgendeinem Grund störte Emma die Sache mit den Kleidern am meisten. Immer wieder musste sie daran denken. Sie hatte sich Ritchie die ganze Zeit in seinem Elefantenpullover vorgestellt.

»Aber die Kleidung sah warm aus«, räumte sie ein. »Sauber. Sie wirkte ... bequem.«

»Ich kann es nicht fassen«, wiederholte Rafe.

»Ich dachte, er ist tot«, sagte Emma leise. »Wirklich. Ein Teil von mir hat das gedacht. Ich habe nicht geglaubt, dass er es sein könnte.«

Rafe sagte: »Aber er war es.«

Inzwischen waren alle Gäste ins Lokal verschwunden. Auf der Straße herrschte wieder Ruhe.

»Man konnte sein Gesicht nicht richtig sehen«, sagte Emma. »Auf dem Band. Detective Hill hat immer wieder gefragt: ›Sind Sie sicher, dass er es ist, Sie können sein Gesicht nicht erkennen.««

»Aber du warst dir sicher«, sagte Rafe.

»Ja.« Emma spürte ein Glücksgefühl. »Ja. Ich kann es kaum erwarten, ihn zu sehen.«

Wieder stellte sie sich Ritchie vor, wie er sich im Watschelgang vorwärtsbewegte. Sein glückliches Strahlen, wenn er sie entdeckte. Oder würde er weinen? Wäre er so traumatisiert, dass er nicht einmal würde lächeln können? Würde man ihn ins Krankenhaus bringen müssen? Wieder zogen Emmas Eingeweide sich zusammen. O Gott. Wann war das alles endlich vorbei?

»Alles wird gut.« Anscheinend hatte Rafe dasselbe gedacht wie sie. »Denk positiv, Emma. Bald hast du ihn wieder bei dir.«

Emma hielt das Handy fest umklammert und ließ die beruhigenden Worte auf sich wirken, bis ihr Herz nicht mehr raste. Es tat so gut, das zu hören. Mit Rafe zu sprechen.

»Ich muss jetzt Schluss machen«, sagte sie schließlich. »Vielleicht versuchen die, mich anzurufen.«

»Ruf mich an, wann immer du willst«, sagte Rafe. »Wann immer du jemanden zum Reden brauchst. Du weißt, wo ich bin.«

Obwohl Lindsay gesagt hatte, dass es möglicherweise noch eine ganze Weile dauern würde, bis Ritchie nach Hause kam, ging Emma zu Sainsbury's, um Essen für ihn zu kaufen. Zwieback. Milch. Erdbeerjoghurt. Die milden Käsestangen aus Cheddar, die er so gern mit sich herumschleppte. Es beruhigte sie, die vertrauten Produkte in den Einkaufskorb zu legen. Der Supermarktbesuch ließ Ritchies Rückkehr realer erscheinen.

Lindsay hatte angekündigt, dass es Verzögerungen geben könnte, aber wie sich herausstellen sollte, ging an diesem Abend alles sehr schnell. Lindsay rief Emma mehrfach an, und bei jedem Mal klang sie aufgeregter. Sie hatten eine Adresse in Frankreich. Interpol war eingeschaltet worden. Ein Ermittlerteam war zum fraglichen Haus unterwegs. Lindsay würde anrufen, sobald die britische Polizei Neuigkeiten hätte.

Emma legte mit klopfendem Herzen auf. Das war es jetzt. Sie würde ihn tatsächlich wiedersehen. Die nächsten anderthalb Stunden verbrachte sie damit, die Wohnung von oben bis unten zu putzen. Sie schaltete alle Lichter ein, schrubbte den Küchenboden, saugte den Teppich, scheuerte Badewanne und Waschbecken. Sie bezog Ritchies Bett frisch, breitete ein nach Lavendel duftendes Laken auf der kleinen Matratze aus und strich die lila-grüne Tagesdecke mit Barney-Motiv glatt. Sie setzte Gribbit ans Kopfende und drapierte Ritchies fünf Schnuller im Kreis drumherum.

Und dann sank sie plötzlich erschöpft auf die Bettkante, eine Hand immer noch auf Gribbits weichem Kopf. Emma lehnte ihre Stirn ans Gitterbett.

»Hast du gehört, Grib?«, flüsterte sie. »Hast du gehört? Er kommt zu uns zurück.«

Nach Mitternacht klingelte es endlich. Emma stürzte zur Wohnungstür. Im Flur stand Lindsay, salopper gekleidet als sonst, in Jeans und einem rosafarbenen Shirt. Sie war ganz außer Atem. Ihre Haare standen zerzaust vom Kopf ab. Ganz offensichtlich brachte sie Neuigkeiten.

»Hat man die Leute gefunden?«, stieß Emma hervor. »Waren die Polizisten da?«

»Ja. Sie waren da.«

Gott sei Dank. Emmas Körper entspannte sich. Gott sei Dank. Endlich. Endlich war es vorbei.

»Und, wo ist er?«, fragte Emma. »Wann kann ich zu ihm?«

Lindsay trat ein. Sie schloss die Tür hinter sich.

»Warum sagen Sie nichts?« Emma war überrascht. Dann kam ihr plötzlich ein Gedanke. Ihr wurde ganz schlecht.

»Ist er verletzt?«

»Das ist es nicht«, sagte Lindsay schnell.

»Was ist es dann?« Emma war verwirrt.

Lindsay fragte: »Wollen wir uns nicht hinsetzen?«

»Hinsetzen? Hinsetzen? Oh, ja, klar.«

Emma lief zum Sofa und ließ sich daraufsinken. Lindsay nahm mit ernster Miene neben ihr Platz.

»Emma, er war es nicht.«

»Nicht?« Emma starrte sie verständnislos an. »Entschuldigen Sie. Ich habe nicht zugehört.«

»Der kleine Junge vom Flughafen, den Sie gesehen haben. Das war nicht Ritchie.«

»Aber ...«

»Interpol hat Nachforschungen angestellt. Es handelt sich um eine englische Familie, die seit mehreren Jahren in Frankreich lebt. Sie haben eine Auslandsreise gemacht und sind über London zurückgefliegen. Ich weiß, dass der Kleine wie Ritchie aussah, aber die Perspektive war ungünstig.«

Emma konnte es nicht glauben. Sie war fassungslos. Ihr wurde übel.

»Ich ...«, stammelte sie mit einer leisen Kratzstimme, die nicht aus ihrem Mund zu kommen schien, »ich ...«

»Emma, es tut mir so leid«, sagte Lindsay.

Emma war sich so sicher gewesen. Der Pony. Das *war* Ritchie.

»Er ist es«, sagte sie. »Das war Ritchie. Ich weiß es.«

»Emma, ich habe das auch gehofft, ehrlich. Aber Tatsache ist, dass die Reisepässe alle echt sind. Mehr noch, die französischen Nachbarn kennen die Familie gut. Der Junge kam im örtlichen Krankenhaus zur Welt. Alle kennen ihn. Die Eltern des Ehemanns leben im selben Ort. Die Nachbarn. Der französische Hausarzt. Alles passt zusammen.«

»Nein, nein. Sie verstehen mich nicht. Mich interessiert nicht, was Sie alles überprüft haben. Er ist es. Das ist Ritchie.«

»Emma, weiter können wir nicht gehen. Aber hören Sie mir zu, bitte. Uns bleiben noch viele andere Möglichkeiten. Nachdem die Zeitungsartikel über Ritchie erschienen sind, haben sich jede Menge Leute bei uns gemeldet. Angeblich wurde er in Cardiff, Brighton und in Irland gesehen, wir werden jedem einzelnen Hinweis ...«

»Bitte! Bitte! Der kleine Junge am Flughafen, das war er! Sie müssen mir glauben!«

»Wenn man sich etwas sehr wünscht, glaubt man es am Ende selbst.« Lindsay wirkte gestresst. »Es tut mir leid, aber wir stellen unsere Ermittlungen in diese Richtung ein.«

»Wo ist er? Ich will ihn sehen. Ich will ihn selbst sehen.«

»Das darf ich Ihnen nicht sagen.«

»Dann machen Sie, dass Sie rauskommen.«

»Emma ...«

»Raus!«

Emma fing an zu schluchzen, sie wippte vor und zurück und wiegte die Leere zwischen ihren Armen.

Kapitel 10

Lindsay weigerte sich, die Wohnung zu verlassen. Sie verbrachte die nächsten zwanzig Minuten damit, Emma zu überreden, irgendjemanden anzurufen.

»Sie sollten hier nicht allein bleiben«, beharrte Lindsay. »Sie brauchen Gesellschaft.«

Aber Emma wiederholte mit tonloser Stimme: »Ich komme zurecht. Gehen Sie einfach.«

Lindsay zögerte. Sie seufzte. Zum Telefonieren trat sie in den Flur hinaus. Sie zog die Tür hinter sich zu, aber Emma konnte trotzdem hören, was sie sagte.

»Sie möchte, dass ich ... Ich weiß, ich weiß. Sie tut mir leid, aber ich muss ... Also gut. Bekomme ich die Überstunden bezahlt?«

Nach einer Weile kam sie zurück.

»Ich bleibe hier«, sagte sie. »Sie sollten jetzt wirklich nicht allein sein. Soll ich eine Sozialarbeiterin anrufen? Oder jemanden vom Opferschutz?«

»Ich will niemanden sehen.«

»Emma.« Langsam klang Lindsay verzweifelt. »Hören Sie, was Sie da sagen, ergibt keinen Sinn.«

Emma legte sich die Fingerspitzen an die Augen und massierte sie. Wenn sie fest genug zudrückte, würde sie gleich in Ohnmacht fallen.

»Ich werde Rafe anrufen«, sagte sie schließlich.

»Rafe?«

»Der Mann, der meine Tasche gefunden hat.«

»Aber Emma.« Lindsay war perplex. »Sie kennen ihn kaum. Es ist ein Uhr nachts.«

»Egal. Er ist der Einzige, den ich sehen will.«

Natürlich hatte Emma nicht vor, ihn anzurufen; sie sagte das nur, damit Lindsay endlich ging. Aber Lindsay kam ihr zuvor.

Sie hob die Augenbrauen, wählte Rafes Nummer und warf Emma zwischendurch einen Blick zu, als wollte sie fragen: »Sind Sie sich da sicher?« Sie hatten noch nicht lange gewartet, als es zweimal an der Tür klingelte. Rafe war gekommen.

Lindsay ging zur Tür, um aufzumachen. Wieder wurde im Flur geflüstert. Dann redete Rafe mit normaler Stimme weiter.

»Ist schon okay«, sagte er. Nach dem Getuschel klang er plötzlich sehr laut. »Ich bleibe bei ihr.«

»Macht es Ihnen wirklich nichts aus?« Lindsays Erleichterung hätte gar nicht offensichtlicher sein können.

Emma kauerte auf einem Stuhl am Fenster. Sie hörte, wie die Tür hinter Lindsay ins Schloss fiel. Als Rafe eintrat, sagte sie: »Tut mir leid, dass sie dich angerufen hat. Du musst nicht hierbleiben. Du kannst sofort wieder nach Hause gehen.«

»Will ich aber nicht.« Rafe trug eine leuchtend blaue Regenjacke und Jeans. Er strich sich das zerzauste Haar aus dem Gesicht, sah aus, als käme er direkt aus dem Bett. »Ich bin froh, dass sie mich angerufen hat.«

Emma hatte nicht die Kraft zu widersprechen. Sie legte die Arme auf die Tischplatte und ließ den Kopf daraufsinken.

»Ich kann nicht mehr«, schluchzte sie in ihren Ärmel. »Ich halte das nicht mehr aus.«

»Das glaube ich dir«, knurrte Rafe.

»Was soll ich tun?«, fragte Emma. »Was soll ich nur tun?«

»Gib nicht dir die Schuld«, beruhigte Rafe sie. »Ich kenne diese Videoaufnahmen. Manchmal ist es unmöglich, die Gesichter genau zu sehen ...«

Emma fiel ihm ins Wort. Sie spreizte die Finger und hielt die Hände beim Sprechen rechts und links von ihrem Kopf in die Luft.

»Es – gab – kein – Problem mit dem Videoband. Ich weiß, dass das Ritchie war.«

»Aber ...«

»Hör zu.« Sie sah Rafe an. »Ich habe nachgedacht und eine Erklärung gefunden. Dieses Ehepaar lügt. Diese Leute aus Frankreich gehören zur Familie. Natürlich würden sie helfen, die Tat zu vertuschen.«

»Aber Interpol hat auch mit den Nachbarn gesprochen. Und mit dem Hausarzt ...«

»Der verdammte Arzt und die blöden Nachbarn interessieren mich nicht! Es muss doch einen Weg geben, es zu beweisen ... Wir haben nicht viel Zeit. Diese Leute wissen inzwischen, dass die Polizei sich für sie interessiert. Sie werden verschwinden, und dann haben wir ihre Spur verloren.«

»Vielleicht hast du Recht, aber ...«

»Ich *weiß*, dass ich Recht habe«, zischte Emma. »Herrgott, denkst du, ich würde meinen eigenen Sohn nicht wiedererkennen?«

Rafe schwieg.

»In was für einem Land leben wir eigentlich?« Emma schlug mit den Händen auf den Tisch. »Man zeigt mir ein Videoband, und ich sehe, wie jemand mein Kind entführt – ich sehe es mit eigenen Augen, es geschieht direkt vor meiner Nase – , und dann sagt man mir, ich würde mir alles nur einbilden. Das Kind gehöre zu

anderen Leuten. Du warst doch bei der Polizei. Du weißt bestimmt irgendeine Alternative. Hast du nicht gesagt, du hättest wegen Ritchie ein schlechtes Gewissen? Tja, nun bietet sich dir die Gelegenheit, etwas für ihn zu tun. Oh.« Emma wandte sich ab. »Vergiss es. Du glaubst mir nicht.«

Durch das Chaos aus Wut, Selbstmitleid und Schmerz hörte sie plötzlich Rafe's Stimme: »Doch, ich glaube dir.«

Es dauerte einen Moment, bis sie verstanden hatte.

»Wirklich?«

Rafe zuckte die Achseln. »Klar. Du hast es doch selbst gesagt. Du kennst dein Kind. Wenn du sagst, er ist es, dann wird er es auch sein.«

Wie seltsam, nach allem, was passiert war, mit einem Menschen zu sprechen, der ihr tatsächlich glaubte. Der sie nicht für eine Wahnsinnige hielt. Emma hatte sich ernstlich gefragt, ob sie vielleicht verrückt wurde und es als Einzige nicht merkte.

Aber was nützte das schon? Selbst wenn Rafe ihr glaubte, brachte sie das kein Stück weiter. Enttäuscht ließ Emma wieder den Kopf sinken und sagte: »Was kannst du schon tun.«

Sie rechnete nicht mit einer Antwort. Aber als Rafe nach einer Weile immer noch nicht reagiert hatte, hob sie den Kopf. Rafe hatte die Augen zusammengekniffen und starrte an ihr vorbei, so als wäre er tief in Gedanken versunken.

»Was ist?«, fragte Emma. »Was?«

Rafe antwortete: »Einer meiner Freunde ist Bulle.«

»Und?«

»Und vielleicht wäre es an der Zeit, tatsächlich deinen Privatdetektiv einzuschalten. Wenn ich mit meinem Kumpel rede und er uns die Adresse von den Leuten gibt, die Ritchie haben ...«

»Wie bitte?« Emma dachte, sie hätte sich verhört. »Was hast du gesagt? Er kann dir Ritchie's Adresse geben?«

»Äh, ja. Die muss irgendwo gespeichert sein, im Computer oder so. Es wäre bloß eine Frage der ...«

»Warte mal.« Emma wollte ihren Ohren immer noch nicht trauen. »Du sagst, du könntest rausfinden, wo Ritchie ist? Du meinst, ich könnte ihn *sehen*?«

»Hör mal«, entgegnete Rafe bestürzt, »das habe ich nicht gesagt. Ich kann dir nichts versprechen. Und selbst wenn wir die Adresse bekommen, musst du sehr vorsichtig sein und es richtig angehen.«

»Wie? Wie meinst du das?«

»Wenn du versuchst, ihn einfach zu schnappen, wirst du am Ende womöglich selbst verhaftet.«

»Glaubst du, das würde mich interessieren?« Emmas Stimme war in ein schrilles Kreischen übergegangen. Sie sprang auf und klammerte sich an der Stuhllehne fest.

»Emma, hör mir zu.« Rafe straffte die Schultern. Er sprach mit fester Stimme. »Zunächst einmal ist es schon gesetzeswidrig, sich die Adresse zu verschaffen. Mein Kumpel ist mir mehr als einen Gefallen schuldig, aber ich kann nicht garantieren, dass er sich zu so etwas anstiften lässt. Und nehmen wir einmal an, du findest Ritchie tatsächlich – ich sage gar nicht, dass es so weit kommt, aber nur mal angenommen. Du würdest hingehen, und die würden dich sehen, das Kind nehmen und abhauen. Dann findest du sie vielleicht nie wieder.«

Daran hatte Emma nicht gedacht. Einen Moment lang schwieg sie, dann sagte sie leise: »Ich würde nicht versuchen, ihn zu schnappen.«

»Was sonst?«

»Ich ...«

Was würde sie tun? Egal. Zunächst musste sie Rafe davon überzeugen, ihr die Adresse zu beschaffen.

Über den Rest könnte sie sich später Gedanken machen.

»Ich will ihn einfach nur sehen«, sagte sie. »Ich will mich nur davon überzeugen, dass er es ist. Wenn ich sein Gesicht gesehen habe, müssen die mir glauben. Ich würde ihn nicht anrühren, das schwöre ich.«

Rafe wirkte immer noch unentschlossen.

»Bitte.« Emmas Stimme wurde rau. »Bitte. Ich muss es versuchen. Du hast ja keine Ahnung, wie sehr ich ihn sehen will.«

Ihre Not ließ Rafe nicht unbeeindruckt. Er atmete tief durch, kratzte sich am Kopf. Emma fixierte ihn. Sie hatte das Gefühl, so etwas seit langer Zeit nicht mehr getan zu haben – jemandem ins Gesicht zu sehen, ohne irgendwann den Blick zu senken.

Am Ende war es Rafe, der als Erster wegschaute.

»Ich brauche deine Kennnummer«, sagte er.

»Meine was?«

»Bestimmt hat die Polizei dir eine gegeben. Damit sie die Einzelheiten im Computer sehen können, falls du anrufst.«

Das klang irgendwie bekannt. Emma fing an, die Zettel neben dem Telefon zu durchwühlen. Ganz oben klebte der, auf dem Lindsay ihre Telefonnummer hinterlassen hatte. Emma war es zuvor nicht aufgefallen, aber die Kennnummer stand säuberlich darunter.

»Ich muss sie mit nach Hause nehmen«, erklärte Rafe und notierte die Nummer.
»Und ein paar Anrufe machen. Ich melde mich, sobald ich etwas rausbekommen habe.«

Er rief bei Sonnenaufgang an. Emma hatte ihren Platz am Tisch nicht verlassen. Der Himmel schimmerte rosa. In den Straßen war es still. Der frühmorgendliche Autoverkehr hatte noch nicht eingesetzt.

Emma merkte erst, wie kalt ihr war, als sie das Telefon berührte und ein Kribbeln in den Fingern spürte.

»Hallo?«

Rafe würde kaum Neuigkeiten für sie haben, dafür war es noch zu früh. Die Frage war nur, ob sein Kumpel sich bereit erklärt hatte, ihr zu helfen, falls Rafe ihn überhaupt schon erreichen konnte.

Deswegen erschrak sie, als Rafe sagte: »Ich habe die Adresse.«

Die Adresse!

Emma tastete nach dem Stuhl und setzte sich.

»Wo?«, fragte sie.

Sie hörte ein Rascheln.

»Glaubt man dem hier«, erklärte Rafe, »ist das Paar vom Flughafen verheiratet. David und Philippa Hunt. Das Kind heißt ... ähem ... x, a ...« Er buchstabierte den Namen.

»Xavier«, sagte Emma. Sie nestelte am obersten Knopf ihrer Bluse.

»Xa-vier«, wiederholte Rafe. »Okay. Xavier Hunt. Fünfzehn Monate alt.«

Xavier Hunt. Xavier Hunt. Emma dachte an Ritchies Pony, an das neue Hemd und die Hose. Wie tief und fest er an der Schulter der Frau geschlafen hatte.

»Soll ich weiter vorlesen?«, fragte Rafe.

»Bitte.«

»Sie wohnen in einem Ort namens St-Bourdain«, fuhr Rafe fort. »Ich sehe die Karte hier vor mir auf dem Bildschirm, das Dorf liegt etwa vierzig Kilometer von Bergerac entfernt. Ein winziger Ort. Fremde fallen da sofort auf, deswegen müssen wir vorsichtig sein.«

»Wir?«

»Emma, ich will ehrlich zu dir sein. Mein Freund war alles andere als begeistert davon, die Info rauszugeben. Falls es Ärger gibt, steht sein Job auf dem Spiel. Er hat die Adresse nur unter der Bedingung herausgerückt, dass ich dich begleite. Nur für den Fall, dass du eine Verrückte bist oder so was.«

»Oh.«

»Ich weiß, du bist keine«, fügte Rafe hinzu, »aber ich habe es ihm versprochen.«

»Ich will sofort da hin«, sagte Emma tonlos. »Musst du nicht arbeiten?«

»Ich hätte ohnehin gegen Ende der Woche aufgehört. Ich kann ein paar Tage früher Schluss machen. Kein Problem.«

Er dachte wohl immer noch, dass sie Ritchie einfach so mitnehmen würde. Egal, darüber wollte sie später nachdenken. Im Notfall könnte sie Rafe immer noch abschütteln.

»Wie kommen wir hin?«, fragte sie.

»Wir könnten Bergerac oder einen anderen Flughafen in der Nähe anfliegen. Bordeaux zum Beispiel. Je nachdem, welcher Flug am frühesten geht. Soll ich die Tickets buchen?«

»Nein, das mache ich schon.« Emma hatte das Telefonbuch schon aufgeschlagen und blätterte ungeschickt darin herum. Sie wusste nicht, wo sie suchen sollte. Sie fing bei F an, für Fluglinien.

SONNTAG, 24. SEPTEMBER

ACHTER TAG

Der Reisepass. Noch mal nachschauen. Da, in ihrer Handtasche. Die Flugnummer stand auf einem kleinen Zettel, den sie sorgfältig in der Gesäßtasche ihrer Jeans verstaut hatte. Sie nahm nur die Kleidung mit, die sie am Leib trug. Jeans, einfaches T-Shirt, dunkelblaue Fleecejacke. Sie hatte ein paar Sachen in einen Rucksack geworfen: Zahnbürste, Deo, frische Unterwäsche. In einem anderen, mit Reißverschluss sicher verschlossenen Fach lag Gribbit.

Das war alles. Mehr brauchte sie nicht.

Genau in dem Moment, als Emma die Wohnungstür hinter sich zuzog, begann im Wohnzimmer das Telefon zu klingeln.

Mist! Emma kramte in ihrer Tasche nach dem Schlüssel. Hoffentlich war das nicht Rafe, der ihr sagen wollte, dass er sich verspäten würde. Es war schon nach sieben. Um acht waren sie an der Liverpool Station verabredet.

Emma schloss die Tür wieder auf und rannte zum Telefon.

»Hallo?«

»Emma.« Lindsay war dran. »Ich habe Sie hoffentlich nicht geweckt?«

»Nein. Ich war schon wach.«

»Das dachte ich mir«, meinte Lindsay. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich heute am späten Vormittag vorbeischaue, wenn es Ihnen passt. Da sind noch ein paar Sachen, die wir besprechen müssen.«

»Ich gehe gerade aus dem Haus«, erklärte Emma.

»Wohin?« Lindsay klang überrascht.

»Ich habe das Handy dabei.« Emma wollte so schnell wie möglich auflegen. Aber nicht zu schnell, denn dann würde Lindsay vielleicht misstrauisch werden.

»Ich verstehe«, sagte Lindsay. »Tja, ich wollte Ihnen nur sagen, dass wir eventuell eine neue Spur haben. Eine Frau aus Manchester hat uns angerufen. Sie sagt, dass vorgestern eine Frau und ein Kind in ihrer Pension übernachtet hätten, deren Personenbeschreibung auf Antonia und Ritchie passt. Wir haben schon jemanden hingeschickt.«

»Das ist gut«, entgegnete Emma. »Lassen Sie mich wissen, wie es gelaufen ist.«

Sie legte auf, nahm den Rucksack und warf einen Blick auf die Uhr. Viertel nach sieben. Emma verließ die Wohnung und rannte die Treppe hinunter. Sie machte sich nicht die Mühe, auf den Aufzug zu warten.

Hammersmith war so kalt und grau wie immer, als sie am Charing Cross Hospital vorbei und über die Rampe in die Unterführung unter dem Hammersmith Broadway lief. Auf der anderen Seite nahm sie Kurs auf den alten Bahnhof an der Ecke, der mit seinem malerischen blauen Schild und der viktorianischen Uhr auf dem Dach zwischen den vielen Bussen und Autos altmodisch und deplatziert wirkte. Emma musste an der Ampel warten. Als sie den Bahnhof endlich erreicht hatte, war sie schweißgebadet. Der Zug rollte im selben Moment ein, als sie den Bahnsteig betrat.

Die Liverpool Station mit ihren hohen Decken und weißen Wänden war völlig überfüllt. Anzugträger mit Aktenkoffern eilten vorbei. Ständig blockierten Reisegruppen im Teenageralter den Weg; die Jugendlichen trugen Daunenjacken, schleppten riesige Rucksäcke und plapperten unverständliches Zeug. Als Emma neben einer Bank stehen blieb, um sich nach Rafe umzusehen, spürte sie einen stechenden Schmerz am Knöchel. Sie drehte sich um und sah einen Mann mit Hängebacken, der sich mit seinem Rollkoffer an ihr vorbeizwängte und verärgert mit der Zunge schnalzte.

Sie entdeckte Rafe vor einer großen Anzeigetafel. Er trug seine blaue Regenjacke und las die Abfahrtszeiten ab. Während Emma ihn beobachtete, legte er den Kopf in den Nacken, um einen Schluck aus einer Wasserflasche zu nehmen. An seiner Hand baumelte der schwarze Rucksack, der voller als sonst aussah. Rafe leerte die Flasche und wischte sich den Mund ab. Dann entdeckte er Emma. Lächelnd hielt er die Flasche in ihre Richtung. Emma verzog die Lippen. Sie wusste nicht, wie sie sich verhalten sollte. Es war komisch, ihn hier draußen zu treffen, außerhalb ihrer Wohnung.

»Die Flughafenbahn fährt in fünf Minuten«, erklärte Rafe, als sie bei ihm angekommen war.

»Ich habe eine Fahrkarte.«

»Dann los!«

Sie zwängten sich im Zickzack durch die Menge. Aus den Lautsprechern dröhnten die Ansagen. »Der. Nächste. Zug. An. Gleis. Drei ...«

Der Pfiff ertönte nicht lange, nachdem sie eingestiegen waren.

»Perfektes Timing«, meinte Rafe grinsend und ließ den Rucksack zwischen seine Füße auf den Boden fallen.

»Vielleicht ein gutes Omen?« Emma versuchte zu lächeln.

Der Zug war so voll, dass sie stehen mussten. Eine junge Frau tauchte an der Tür auf und hob einen kleinen Jungen in den Waggon. Sie hielt das Kind an der Hand, während sie selbst auf dem Bahnsteig stehen blieb, um sich mit irgendjemandem auf der anderen Seite der Drehkreuze zu unterhalten. Der Junge war etwa zwei Jahre alt. Er hatte dünnes, lockiges Haar und sehr rote Wangen. Anscheinend fand er es ziemlich aufregend, mit dem Zug zu fahren. Die Augen fielen ihm fast aus dem Kopf, als er, festgehalten von der Hand der Frau, hin und her schwankte und versuchte, alles auf einmal zu sehen. Dann hatte er offenbar weiter hinten im Waggon irgendetwas Interessantes entdeckt. Emma konnte nicht sehen, was es war. Die Frau auf dem Bahnsteig plauderte weiter. Der Junge riss sich los, lief durch den Waggon und verschwand in einem Wald aus Beinen. Emma warf rasch einen Blick zu der Frau. Sie schien nichts bemerkt zu haben.

»Ganz bestimmt«, sagte sie zu ihrer Freundin. »Und sobald ich was von Barbara gehört habe, verabreden wir ...«

Piep-piep-piep. Der Warnton der Zugtüren. Emmas Herz klopfte. Sie trat einen Schritt vor. Im letzten Moment, kurz bevor die Türen zufielen, drehte die Frau sich um, schulterte ihre Strohtasche und stieg ein.

»James!«, rief sie, »James!«

Der kleine Junge kam zurück; sein rundes Gesicht tauchte neben einem Aluminiumrollkoffer auf.

»Da bist du, mein Mäuschen«, sagte die Frau. »Hat Mama dir nicht gesagt, du sollst nicht weglaufen?«

Emma lehnte sich wieder gegen den Haltegriff. Die Frau und das Kind verschwanden im Waggon.

Der Zug fuhr mit einem Ruck an, woraufhin die stehenden Passagiere das Gleichgewicht verloren und sich gegenseitig auf die Füße traten. Gut, dass es so voll war, dann musste sie sich während der Fahrt nicht mit Rafe unterhalten. Emma brauchte Zeit zum Nachdenken. Als der Bahnsteig vorüberglitt, hielt sie unwillkürlich die Luft an. Was, wenn Lindsay misstrauisch geworden war und sie beschatten ließ, um herauszufinden, was sie vorhatte? Was, wenn die Polizei ihre Telefonate

mithörte? Was, wenn der Zug plötzlich stehen blieb und Detective Hill zustieg, um ihr zu sagen, dass sie aus irgendeinem Grund das Land nicht verlassen durfte?

Aber der Zug blieb nicht stehen. Er fuhr weiter und schlängelte sich ratternd durch die nördlichen Vororte Londons. Im allgemeinen Gerempel und Geschiebe wurde Rafe an Emma gedrückt. Seine Fingerknöchel traten weiß hervor, als er den Haltegriff neben Emmas Kopf packte, um sich abzustützen und Emma vor der Menge zu schützen.

Auf dem Weg durch das Flughafengebäude musste Emma immer wieder denken: *Ritchie war hier*. Sie war noch nie hier gewesen – er schon. Ihr kleiner Sohn hatte sich vor ihr an einem Ort befunden und Dinge gesehen, die sie noch nicht kannte. Emma schaute sich um und versuchte, alles mit Ritchies Augen wahrzunehmen. Waren sie durch diese Tür gegangen, als die Überwachungskamera sie filmte? Hatten sie an jenem Schalter eingeecheckt? War er während der Reise überhaupt einmal aufgewacht? Wie hatte er wohl das Flugzeug gefunden, das Dröhnen der Triebwerke? War er wütend gewesen? Aufgeregt? Verängstigt?

Emma war erleichtert, als das Flugzeug endlich abhob, ohne von der Polizei gestürmt worden zu sein. Man hatte ihr einen Fensterplatz gegeben. Während der Erklärung der Sicherheitsbestimmungen war die Frau neben ihr damit beschäftigt, sich ein aufblasbares Reisekissen um den Hals zu legen und sich bis zum Kinn in einen Paschminaschal zu wickeln. Sie hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Rafe saß ein paar Reihen weiter hinten.

Aus irgendeinem Grund erinnerte Emma sich an den Griechenlandurlaub vor fünf Jahren, den sie zusammen mit ihren Freundinnen Karen, Joanne und Claire Burns verbracht hatte.

Sie waren in einer traumhaften Ferienwohnung mit rosa Blumenkörben vor den Fenstern untergebracht gewesen. Emma hatte mit einem ziemlich anstrengenden Ingenieursstudenten aus Vancouver geflirtet, der Vernon hieß. Einmal waren sie alle zusammen schnorcheln gegangen und hinterher von zwei Fischern in ihrem Boot mitgenommen worden. Was hatten sie gelacht! Emma presste die Stirn ans Fenster und betrachtete das gleißende Sonnenlicht auf der Wolkendecke.

Wir sind so klein. So klein, und so allein.

Was würde sie tun, wenn sie Ritchie gefunden hatte? Im Moment konnte Emma nur bis zu dem Augenblick denken, in dem sie ihn wiedersehen, den Beweis dafür haben würde, dass er es tatsächlich war. Ob er sich immer noch in St-Bourdain befand? Was, wenn die Kidnapper den Ort gewechselt hatten? Die mussten sich ganz schön erschreckt haben, als die Polizei plötzlich auftauchte und Fragen stellte. Was, wenn sie Ritchie verkauft hatten?

Nein, nein! So etwas durfte sie nicht einmal denken. Rafe hatte gemeint, Antonia wolle Ritchie für sich haben. Sie hatte ihn auf Anhieb gemocht und beschlossen, ihn als ihr eigenes Kind großzuziehen.

Und Ritchie hatte sie auch gemocht, so viel war sicher.

Er hatte nicht einmal zurück auf Emmas Schoß gewollt.

Sie sollten ihm keine Süßigkeiten geben.

Emma kniff die Augen zu. Was fiel der Frau ein? Wie konnte sie es wagen, Emma Vorschriften zu machen, wie sie mit dem Kleinen umzugehen hatte? Aber klang es nicht auch so, als wäre Antonia an Ritchies Wohlergehen interessiert? Als wollte sie ihn beschützen? Aber verflucht, selbst dann wäre Antonia alles andere als normal. Wie stellte sie sich vor, damit durchzukommen? Was dachte sie sich dabei, ein fremdes Kind zu stehlen, um es als ihr eigenes auszugeben?

Bergerac war sonniger als England. Das hellgraue, rostige Flughafengebäude erinnerte Emma an einen großen Geräteschuppen. Als sie über die Treppe aus dem Flugzeug stieg, atmete sie warme, fremde Luft ein. Die Bäume, der Himmel und der Erdboden leuchteten in anderen Farben als zu Hause, so als betrachtete man alles durch eine gelbgrüne Brille. Drinnen im Schuppen drängelten die Passagiere sich um das Gepäckband. Alle schienen das Gleiche zu tragen: Sandalen, Shorts oder Cargohosen, um die Hüfte geschlungene Fleecejacken. Überall Stimmen, die meisten englisch.

»Jeremy, hast du die Tennisschuhe von George eingepackt?«

»Mummy, Emily stopft ihre Sachen in meine Tasche!«

Emma und Rafe hatten kein Gepäck aufgegeben, weswegen sie sich an der Menge der Wartenden vorbeischieben konnten. Sie gingen zur Passkontrolle, wo sie von einem gelangweilten Uniformierten durchgewinkt wurden.

»Glaubst du, es gibt eine Busverbindung nach St-Bourdain?«, fragte Emma und schaute sich in der winzigen Ankunftshalle um.

»Das bezweifle ich«, antwortete Rafe. »Am besten mieten wir uns ein Auto.«

»Ihr Führerschein, Madame?«, sagte der Mann hinter dem Schalter der Autovermietung. Er trug den gleichen Schnurrbart wie Detective Hill.

Emma erbleichte. »Ich wusste nicht ...«

»Ist schon gut.« Rafe hielt ein eingeschweißtes Dokument in die Höhe. »Ich habe meinen mitgebracht.«

Emma kramte in ihrer Brieftasche nach Euros. War ein Euro so viel wert wie ein Pfund oder weniger? Sie hoffte, dass sie genug für ein Auto besaß. Sie hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, wie sie zu Ritchies Aufenthaltsort kommen würde.

»Ich übernehme das Auto«, erklärte Rafe. »Du hast schließlich die Flüge bezahlt.«

»Das kann ich nicht ...«

»Behalte dein Geld. Bitte. Du weißt nicht, wofür du es noch brauchen wirst.«

Als alle Formulare ausgefüllt waren, sagte der Mann: »Wenn Sie durch den Ausgang gehen, liegt der Parkplatz zu Ihrer Linken.«

Der Parkplatz war staubig und totenstill. In der Haltebucht B5 parkte ein silbergrauer Kleinwagen von Peugeot. Aus dem Fahrzeuginnern schlug Emma der Geruch von Autopolitur und heißem Gummi entgegen. Rafe klappte die Landkarte in ziemlich großem Maßstab auf, die der Mann am Schalter ihnen gegeben hatte. Bergerac war der kleinste markierte Ort. Sie hatten keine Ahnung, in welcher Richtung St-Bourdain lag.

»Ich hätte eine richtige Karte besorgen sollen.« Emma verfluchte sich selbst. Hatte sie überhaupt an irgendetwas gedacht?

»Kein Problem, wir werden eine kaufen«, sagte Rafe. Er starrte mit zusammengekniffenen Augen durch die Windschutzscheibe. »Schau mal. Stadtmitte – da entlang. Fünf Kilometer.«

Als sie vom Parkplatz rollten, jaulte der Peugeot auf und machte einen Satz nach vorn. Emma wurde gegen den Sicherheitsgurt gedrückt.

»Sorry«, knurrte Rafe und riss am Schaltknüppel. »Das blöde Ding hakt.«

Die Stadt machte einen schmucklosen Eindruck. Endlose Reihen heller, quadratischer, mit Fensterläden versehener Häuser, von denen einige einen neuen Anstrich gebraucht hätten. Sie konnten nicht erkennen, ob die wenigen Läden, an denen sie vorüberkamen, geöffnet oder geschlossen hatten, weil nirgendwo Kunden zu sehen waren. Auf einem Platz entdeckten sie ein Café mit ausgefahrener Markise, in deren Schatten rote Plastikstühle und Tische auf dem Gehweg standen, an denen kein einziger Mensch saß. Das hier war ganz eindeutig nicht Paris.

Sie parkten das Auto in der Nähe des Platzes, gegenüber von einem Buchladen.

Ein Glöckchen klingelte, als sie die Ladentür öffneten. Der ältere Mann hinter dem Tresen blickte von seiner Zeitung auf.

»Avez-vous un ...« Emma scannte die Regale voller Bücher und Zeitschriften ab.

»... Karte?«, fragte sie versuchsweise, aber der Mann starrte sie nur verständnislos an. Emma reckte den Hals und überprüfte die obersten Regalreihen. Comics, die meisten für Kinder. Asterix. Die Schlümpfe. Ein kahlköpfiger Junge mit einem kleinen weißen Hund. Dann erinnerte sie sich an etwas. Französischunterricht, neunte Klasse, der blau gestrichene Fertigbau der Schule in Brislington. Die Holz-

ische, der Geruch von Käse und Zwiebeln. Kevin Brimley, der vorn steht und den Aufsatz über seine Ferien in Le Havre vorliest.

»Plan«, sagte Emma triumphierend. »Avez-vous un plan?«

»Oui«, sagte Rafe und fügte stolz hinzu: »Plan de France.«

»Là-bas, Monsieur.« Der Mann zeigte auf eine Ablage unter dem Tresen.

Wieder im Auto, nippten sie an ihren Wasserflaschen und studierten die ausgebreitete Karte.

»Da ist es.« Rafe deutete auf einen winzigen grünen Kreis. »St-Bourdain. Wenn wir immer nach Süden fahren, stoßen wir praktisch direkt drauf.«

Der Weg zur Landstraße war leicht zu finden. Die wenigen Autos, die ihnen entgegenkamen, sahen schlicht und zweckmäßig aus. Ein blitzender Mercedes oder Jaguar mit Londoner Kennzeichen würde hier unpassend wirken.

»Du fährst auf der falschen Straßenseite!«, rief Emma und klammerte sich am Armaturenbrett fest, als sie einen Kreisverkehr verließen. Sie bemerkte ihren Fehler erst, als ihnen ein anderer Wagen entgegenkam. »Oh, tut mir leid. Du machst natürlich alles richtig. Ich weiß nicht, wie du dir das merken kannst.«

»Ich halt die Kiste rechts auf der Piste«, grinste Rafe. »Funktioniert immer.«

Schweigend fuhren sie in der nachmittäglichen Sonne dahin. Nach und nach veränderte sich die Landschaft. Die Werbetafeln und die am Straßenrand geparkten Autos machten weiten, mit Blumen übersäten Wiesen Platz. Dahinter zogen sich dunkle Wälder entlang.

»Weißt du«, sagte Rafe mit einem Blick in den Rückspiegel, »wir werden uns irgendeinen Plan zurechtlegen müssen.«

Emma tat so, als hätte sie ihn nicht gehört. Sie lehnte am Seitenfenster und betrachtete die Landschaft. Mit Weintraubenmotiven bemalte Schilder wiesen auf Abzweigungen hin, enge Feldwege, in deren Mitte Gras wucherte. »Château Mireille«, las sie. »Château de Montagne.«

»Hast du dir schon überlegt, was du tun wirst?«, fragte Rafe. »Willst du einfach die ganze Nacht vor dem Haus warten?«

»Keine Ahnung.«

Noch mehr Felder. Lange Reihen von Pflanzen, die mit Drähten an Holzpfeilen befestigt waren.

»Na schön.« Rafe gab auf. Er trat aufs Gaspedal. »Wir werden uns was überlegen, wenn wir da sind.«

Fahr, dachte Emma. Fahr einfach.

Ihr Puls erhöhte sich mit jedem neuen Dorf. Je weiter sie ins Land hineinfuhren, desto näher kamen sie St-Bourdain, und desto hübscher wurden die Ortschaften. Die meisten Häuser bestanden, wie in den englischen Cotswolds, aus gelbem

Sandstein. Dahinter wuchsen mannshohe Pflanzen. Man hätte sich darin verstecken können. Emma sah Bauernhöfe, in deren Vorgärten Hühner herumliefen, von Kletterpflanzen überwucherte Steinmauern, in langen Reihen angebautes Gemüse. Lebte Ritchie gerade in einem ähnlichen Haus? In einem ähnlichen Garten?

Ich komme, Rich. Ich bin fast da.

Sie fühlte seine Anwesenheit so stark, als säße er mit im Auto. Emma wusste, sie irrte sich nicht. Irgendwo zwischen diesen gelben Häusern, diesen schattigen Bäumen, befand sich ihr kleiner Junge und wartete darauf, von ihr nach Hause geholt zu werden.

Ritchie war da. Sie wusste es genau.

Er war da.

Kapitel 11

Wie ernüchternd es gewesen war, mit Ritchie vom Krankenhaus nach Hause zu fahren.

Im Taxi hatte er anbetungswürdig ausgesehen in seinem neuen, blau-weiß gestreiften Strampler und der kleinen Wollmütze. Er hörte nicht auf, verwundert aus dem Fenster zu schauen, so als hätte er da draußen etwas Unglaubliches entdeckt; nur dass sein Kopf leider immer wieder zur Seite kippte. Emma stützte sein Köpfchen vorsichtig ab, damit er gut sehen konnte.

»Ganz schöner Brummer, was?«, meinte der Taxifahrer bewundernd.

Emma lächelte stolz.

Aber als sie an der Wohnung ankamen und der Taxifahrer Emma half, alle Sachen zum Aufzug zu tragen, als sie in den fünften Stock fuhren und die Wohnungstür hinter ihnen ins Schloss fiel – als sie all das geschafft hatten, waren sie plötzlich allein. Sie saßen da und schauten sich an. Nach der Geschäftigkeit auf der Säuglingsstation kam Emma die Wohnung leer und still vor. Keine weinenden Babys, keine Mütter im Bademantel, die sie beim Vorübergehen lächelnd grüßten. Keine Krankenschwester, die hereinkam, um Ritchie zu kitzeln und ihn zu loben, weil er so brav schlief. Niemand, der auf Emma wartete, dem sie Ritchie zeigen und sagen konnte: »Sieh mal. Ist er nicht das hübscheste Baby auf der ganzen Welt?«

Wenigstens *hatten* sie inzwischen eine Wohnung.

»Wie soll ich eine eigene Wohnung bezahlen?«, hatte Emma die Sozialarbeiterin besorgt gefragt, zwei Wochen, bevor ihr Mietvertrag in Clapham auslief. Emma hatte nachgerechnet und erschreckt festgestellt, dass ihr, wenn sie nicht mehr arbeitete, nicht einmal genug Geld für die Miete bei Joanne blieb.

»Sie haben Anspruch auf bestimmte Leistungen«, hatte die Sozialarbeiterin ihr versichert. »Obwohl Sie, falls Ihre Mutter Ihnen etwas vermacht hat, zu Miete und Nebenkosten etwas beisteuern müssen.«

Damit hatte Emma sowieso gerechnet. Ihr war trotzdem unwohl bei dem Gedanken, den Notgroschen schon jetzt aufbrauchen zu müssen. Sie hatte gehofft, das Geld für schlechte Zeiten sparen zu können – die aber, so gesehen, bereits angebrochen waren.

»Was meinen Sie, wie lange es dauern wird, etwas Passendes zu finden?«, fragte Emma.

»Eigentlich haben wir geplant, Sie unterzubringen, bevor das Baby kommt.« Die Sozialarbeiterin warf mit gerunzelter Stirn einen Blick auf ihren Schreibblock. »Leider ist das Wohnungsangebot im Moment sehr schlecht. Wir können nichts garantieren.«

»Und was soll ich in der Zwischenzeit machen?«, fragte Emma. Man konnte nicht für ein paar Wochen irgendwo einziehen; überall musste man einen richtigen Mietvertrag unterschreiben, eine Kautions hinterlegen. Warum hatte sie sich nicht früher darum gekümmert?

»Falls Sie in der Klemme stecken, bringen wir Sie in einer Pension unter«, erklärte die Sozialarbeiterin. »Nur übergangsweise. Sie stehen auf unserer Warteliste ganz oben, als dringlicher Fall. Weil Sie eine besonders gefährdete Obdachlose sind.«

Eine besonders gefährdete Obdachlose. Als Emma mit ihren Taschen im schäbigen Zimmer einer Pension stand, die neben einem Waschsalon in Balham untergebracht war, überkam sie zum ersten Mal echte Angst. Gefährdete Obdachlose kannte sie nur aus dem Fernsehen. Die lagen unter Brücken und redeten in der U-Bahn mit leeren Sitzen. Der braune Fleck auf der Matratze rief in Emma Ekel hervor, und ihr wurde übel. Sie legte sich die Hände auf den Bauch. Auf gar keinen Fall wollte sie hier ihr Kind bekommen.

Zu ihrer großen Erleichterung wurde ihr zehn Tage vor Ritchies Geburt eine Wohnung in einer Wohnanlage zwischen Hammersmith und Fulham angeboten. Kilometerweit entfernt von Joanne und Barry und von ihrer Ärztin, Dr. Rigby. Emma würde sich eine neue Ärztin suchen müssen, aber sie konnte es sich jetzt nicht leisten, anspruchsvoll zu sein.

Zu jener Zeit war sie gerade noch in der Lage zu gehen oder, besser, zu watscheln. Die Sozialarbeiterin, eine lebhaft Frau mit grauem, zum Bob geschnittenem Haar, kam mit zur Wohnungsbesichtigung. Das Apartment befand sich in einem riesigen dunkelbraunen Wohnblock, der durch einen Parkplatz von einem zweiten, identischen Block getrennt war. Die Wände waren bis in Reichweite mit Graffiti in Rot und Orange übersät. Auf dem Schild über den Mülltonnen stand: »An alle Mieter. Müll bitte IN die Tonnen, NICHT daneben.«

Die Sozialarbeiterin holte eine Plastikkarte heraus und zog sie durch den Schlitz neben der Sicherheitstür aus Stahl und Glas. Die gekachelte Eingangshalle dahinter wirkte düster. In einem Plastiktopf neben dem Aufzug stand eine braune Yuccapalme.

Nur ein Aufzug!, dachte Emma sofort. Für ein elfgeschossiges Wohnhaus.

»Keine Sorge«, sagte die Sozialarbeiterin mit einem Blick auf Emmas dicken Bauch. »Die Gebäudeverwaltung arbeitet recht zuverlässig. Wenn etwas kaputtgeht, setzen sie es normalerweise innerhalb weniger Tage instand.«

Es dauerte nicht lange, die Wohnung zu besichtigen. Der gelb gestrichene Flur war so eng, dass Emma mit ihrem Bauch und die Sozialarbeiterin nur abwechselnd darin stehen konnten. Vom Flur gingen drei Türen ab. Die erste führte ins Badezimmer, das kein Fenster, sondern nur eine Lüftungsklappe besaß. Immerhin gab es eine Badewanne.

»Ein echter Pluspunkt, wenn man ein Baby hat«, meinte die Sozialarbeiterin lächelnd.

Im Schlafzimmer standen ein Einzelbett mit sauberer, gestreifter Matratze, ein Einbauschränk mit weißen Türen und, direkt unter dem Fenster, eine Kommode mit zwei Schubfächern. Die Kommode musste raus, wollte Emma hier ein Babybett unterbringen. Das Wohnzimmer wirkte dunkel, obwohl es erst drei Uhr nachmittags war und die Vorhänge vor der Balkontür geöffnet waren. Hier standen ein mit kastanienbraunem Cord bezogenes Sofa, ein runder Tisch mit Glasplatte und zwei Metallstühle. Ein offener Durchgang führte in die winzige, fensterlose Küche. Emma sah einen Herd, einen Kühlschrank, eine Spüle und zwei senffarbene Hängeschränke in Kopfhöhe. Der weißgrau gemusterte Linoleumfußboden war an manchen Stellen mit Klebeband ausgebessert.

Aber der Balkon gefiel ihr. Ein einfaches Rechteck mit Betonboden, auf dem sich ein Mensch knapp hätte ausstrecken können. Emma könnte ihn mit Pflanzen schmücken, im Sommer wäre es richtig hübsch. Der Teppichboden in der Wohnung war abgewetzt, aber sauber. Nirgendwo dunkle Flecken. Emma atmete erleichtert auf. Es war vielleicht nicht das Ritz, aber immer noch tausendmal besser als die Pension.

»Ich nehme sie«, sagte sie zu der Sozialarbeiterin.

»Sie haben kaum eine Wahl, oder?«, antwortete die Sozialarbeiterin fröhlich.

Emma zog am nächsten Tag ein. Obwohl sie all ihre Habseligkeiten mitnahm, reichte eine Fahrt mit dem Taxi. Trotz des sauberen Eindrucks ging Emma zu Sainsbury's an der nächsten Ecke, besorgte einen ganzen Vorrat an Putzmitteln und schrubhte alles noch einmal durch. Im Lauf der nächsten Tage gab sie einen Teil des Geldes, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, für Babyartikel aus. Sie kaufte einen Kinderwagen, der sich zum Buggy umfunktionieren ließ, ein Kinderbett, Decken, Fläschchen, einen Sterilisator. Becher, Teller, Besteck, Lätzchen. Und an einem Straßenstand am Hammersmith Broadway einen grünen Plüschfrosch mit lustigen Augen.

An dem ersten Wochenende lag sie im Bett und lauschte dem dumpfen Hämmern der Musik, die von irgendwo über ihrer Wohnung kam. Jemand feierte eine Party. Sollte er doch; es war Samstagabend. Von unten gellten Schreie herauf, dann das Splittern von zerberstendem Glas. Emma legte sich die Hände auf den Bauch. Hier drinnen war sie sicher. Sie wohnte im fünften Stock und niemand konnte heraufklettern. Sie besaß eine Magnetkarte für die schwere Tür am Hau-seingang, dazu einen normalen Schlüssel für das Schloss an ihrer Wohnungstür.

Sie würden hier leben können, sie und das Baby. Sie würden es schon schaffen. Eine Zeitlang jedenfalls.

Und dann, acht Tage später, war Ritchie auf die Welt gekommen, und die Wochen danach verschwammen zu einem undeutlichen Traum. Emma verwendete ihre gesamte Zeit und Kraft darauf, sich auf ihn zu konzentrieren. Es gab so viel zu tun. Sie schien ihn ständig füttern zu müssen – mit Pausen, in denen sie ihn hoch-nahm und auf seinen Rücken klopfte, wie die Hebamme es ihr gezeigt hatte, bis er ein Bäuerchen machte. Sie musste seine Windeln wechseln. Seine Fläschchen abkochen. Seine Kleider waschen. Sie war ununterbrochen beschäftigt.

Doch Emma wunderte sich darüber, wie schnell sie den Dreh raus hatte. Ihre Befürchtung war, nicht mit einem Baby umgehen zu können, schließlich kannte sie niemanden mit einem Kleinkind. Und die schlaflosen Nächte waren nicht so schlimm, wie sie dachte. Es war anstrengend, keine Frage, jede Nacht ein paarmal aufzustehen, um Ritchie die Flasche zu geben. Aber nach einigen Wochen schlief er durch, und bald hatten sie zu einer eingespielten Tagesroutine gefunden. Aufstehen um halb sieben. Fläschchen. Beide zurück ins Bett bis um neun. Zwei kleine Nickerchen am Nachmittag. Fertig machen fürs Bett um acht oder halb neun. Ritchie war ein zufriedenes Baby; er weinte nur, wenn er Hunger oder eine nasse Windel hatte. Es hätte schlimmer kommen können, das wusste Emma aus Büchern und Zeitschriften. Sie hatte von Kindern gelesen, die Tag und Nacht schrien und sich durch nichts beruhigen ließen. Ritchie war anders. Sie hatte Glück. Sie bekam genug Schlaf, sie schaffte den Haushalt. Eigentlich war es gar nicht so schwierig.

Außer, dass sich alles wiederholte.

Wieder, wieder, wieder und wieder.

Als die schlimmsten Nächte hinter ihr lagen, bemerkte Emma zum ersten Mal, wie einsam sie war. Wie kompliziert es war, mit einem kleinen Kind die Wohnung zu verlassen, und wie wenig Leute sie in der letzten Zeit getroffen hatte.

Deswegen war Emma entzückt, als Joanne eines Abends nach der Arbeit bei ihr auftauchte. Ritchie war inzwischen sechs Wochen alt.

»Ems!«, rief Joanne und umarmte Emma, als sie die Tür öffnete. Joanne sah fantastisch aus. Sie trug spitze Highheels und einen blassblauen Hosenanzug. Das

Haar reichte ihr nur noch bis zur Schulter, und sie hatte sich einen langen Pony schneiden lassen, der ihr seitlich ins Gesicht fiel. »Tut mir leid, dass es so lange gedauert hat. Wir mussten die neue Wohnung renovieren. Barry und ich haben nur noch aus Kartons gelebt. Und in der Arbeit bin ich befördert worden. Es war der reinste Wahnsinn.«

Sie strich sich immer wieder den Pony aus dem Gesicht, während sie alles musterte: das Cordsofa, die Kartons mit Windeln und Feuchttüchern in der Ecke, die Handtücher und Babystrampler, die zum Trocknen auf den Lehnen der Metallstühle hingen.

»Deine Wohnung ist *wunderhübsch*«, sagte Joanne mit heller Stimme.

»Setz dich.« Emma war glücklich, Joanne zu sehen. »Ich mache uns einen Kaffee.«

Joanne ließ den Blick kurz über die Sitzfläche schweifen, bevor sie auf der Sofakante Platz nahm.

»Der ist ja süß«, flötete sie Ritchie ins Gesicht, der schlafend im Kinderwagen lag.

Sie weigerte sich jedoch, ihn auf den Arm zu nehmen.

»Babys mögen mich nicht«, kicherte sie und drehte die Knie in die andere Richtung. »Ich hätte Angst, ihn fallen zu lassen.«

»Ach, trau dich einfach«, meinte Emma. »Er wird schon nicht zerbrechen.«

Während sie das sagte, hob sie den Kleinen aus dem Kinderwagen. Die Babydecken fielen zu Boden. Emma legte Ritchie auf Joannes Schoß. Sie wollte unbedingt, dass Joanne ihn kennenlernte. Ritchie streckte sich und verzog das Gesicht. Und genau in dem Moment, als Joanne ihn anfassen wollte, brach er in ein schrilles Geheul aus. Joanne riss augenblicklich die Hände hoch.

»Ich habe dir doch gesagt, dass Babys mich nicht mögen«, verkündete sie und versuchte, Ritchie mit den Knien zu Emma zurückzuschieben.

»Lass ihm ein wenig Zeit«, meinte Emma. »Er hat Blähungen. Das geht vorbei, sobald er bequem liegt.«

Emma begriff, wie sehr sie sich danach sehnte, dass jemand anderes außer ihr Ritchie in den Arm nahm. Ihn knuddelte. Ihn liebte. Es war merkwürdig. Innerhalb weniger Wochen hatte dieses kleine, rosige Etwas es geschafft, ihr Herz zu rühren, und das auf eine Emma völlig unbekannte Weise. Wenn Joanne ihn nur für eine Minute in den Arm nahm, würde sie es selbst sehen. Aber da öffnete Ritchie den Mund und spuckte einen Schwall Milch auf Joannes blassblaue Hose.

»Tut mir leid. Tut mir wirklich leid.« Emma konnte gar nicht mehr aufhören, sich zu entschuldigen.

»Ist egal.« Hastig zog Joanne den ruinierten Stoff in die Höhe, damit er nicht ihr Bein berührte. »Aber vielleicht solltest du ihn jetzt lieber nehmen?«

Emma beruhigte Ritchie, wiegte ihn auf ihren Knien, während Joanne sich mit einem Geschirrtuch das Erbrochene von der Hose wischte und von ihrem neuen Job erzählte. Sie und Barry bauten gerade ein neues Badezimmer ein und planten, die Wand zwischen Küche und Esszimmer herauszureißen. Sie wisse gar nicht, wo ihr der Kopf stehe. Ritchie untermalte die Schilderungen mit einem monotonen, für ihn untypischen Weinen, was bedeutete, dass Joanne immer lauter sprechen musste, um sich verständlich zu machen. Emma verpasste das meiste, weil sie Ritchie immer wieder in andere Positionen drehen musste, damit sein Magen sich beruhigte.

Einmal, als es schien, als wäre Ritchie endlich still, fragte Emma: »Hast du ... Siehst du Oliver eigentlich noch?«

»Oliver?« Joanne runzelte die Stirn. »Jetzt, wo du es sagst ... Barry hat sich schon eine ganze Weile nicht mehr mit ihm getroffen. Ich glaube, sie arbeiten nicht mehr zusammen. Oliver muss gekündigt haben.«

»Oh.«

Ritchie begann erneut vor sich hin zu jammern, so dass Emma sich ihm zuwenden musste.

»Normalerweise ist er nicht so«, erklärte sie, als Ritchie zu ihrer Erleichterung endlich mit dem Heulen aufgehört und eingeschlafen war. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf ihrem Schoß. Nase und Mund berührten Emmas Hand, so dass sie sein Hicksen spürte. »Ich hätte ihn nicht wecken dürfen. Wenn du das nächste Mal kommst, wird er die ganze Zeit lachen, du wirst schon sehen.«

»Warum treffen wir uns nicht lieber abends, auf einen Drink?«, schlug Joanne vor. »Irgendwo auf halbem Weg. Dann können wir uns in Ruhe unterhalten. Außerdem wäre es gut für dich, mal rauszukommen.«

Emma erschrak. »Und was mache ich mit Ritchie?«

»Äh ... Babysitter?«

»Er ist noch ziemlich klein«, sagte Emma zögerlich. »Ich weiß nicht, wer ihn nehmen würde. Außerdem sind Babysitter teuer.«

Joanne zuckte die Achseln.

»Tja. Lass es mich wissen, wenn er groß genug ist. Dann können wir irgendwas verabreden.«

Joanne war nicht aufgefallen, dass Emmas Hände bei der Erwähnung von Olivers Namen gezittert hatten. Selbst eine halbe Stunde, nachdem Joanne gegangen war, hatte Emma sich noch nicht beruhigt. Als sie die Kaffeesachen abräumte, ließ sie zwei Löffel und die Zuckerdose fallen. Joanne hatte Emmas Fragen ganz beiläufig

beantwortet, so als ginge sie davon aus, Emma sei längst über Oliver hinweg. Aber selbst wenn Emma während der letzten Monate jede Menge Ablenkung gehabt hatte, war kein Tag vergangen, an dem sie nicht an ihn dachte.

Denn Ritchie sah Oliver so ähnlich! Die gleichen schweren Augenlider, der gleiche, wie zum Lächeln gemachte Mund. Alles. Ritchies Ankunft hatte alle möglichen Gefühle wieder geweckt. Wusste Oliver überhaupt, dass es Ritchie gab? Bei ihrer letzten Begegnung hatte sie Oliver gesagt, dass sie das Kind nicht behalten würde. Anscheinend hatte Joanne Oliver nichts erzählt.

Emma sehnte sich nach jemandem, mit dem sie Ritchie teilen konnte. Jemand, zu dem sie sagen konnte: »Oh, schau mal, hast du gesehen, was er da eben gemacht hat?« Emma hatte verzweifelt versucht, Oliver zu vergessen und nach vorn zu blicken. Aber das war unmöglich, jetzt, wo Ritchie da war und sie Oliver täglich ins Gesicht sah. Am Ende wurde der Wunsch, mit ihm zu sprechen, übermächtig.

Es dauerte eine Weile, bis Emma genug Mut gesammelt hatte, um ihn anzurufen. Bei den ersten Versuchen kam sie nicht darüber hinaus, die ersten Ziffern seiner Telefonnummer einzutippen, bevor sie wieder auflegte. Nachdem sich dieser Vorgang fünfmal wiederholt hatte, knallte Emma den Hörer auf und befahl sich, zur Vernunft zu kommen.

»Er ist der Vater deines Kindes«, ermahnte sie sich.

Um sich zu beruhigen, lief sie ein paarmal durchs Wohnzimmer. Sie zog die Vorhänge am Balkonfenster zu, sah nach Ritchie, der im Kinderwagen schlief, wischte einen Fleck von der gläsernen Tischplatte. Sie ging sogar ins Badezimmer, um sich die Haare zu kämmen. Inzwischen war es mehr als schulterlang; sie hatte schon ziemlich lange keinen Friseur mehr aufgesucht. Eigentlich war es für diese Länge zu dünn. Zotteln, dachte Emma. Meist band sie es einfach zurück.

Als Emma sich gesammelt hatte, setzte sie sich an den Tisch und wählte die Nummer noch einmal. Mit klopfendem Herzen hielt sie sich das Telefon ans Ohr. Dann hörte sie eine Frauenstimme: »Die von Ihnen gewählte Nummer ist nicht zu erreichen.«

Im Lauf der folgenden Tage wählte Emma die Nummer immer wieder, aber sie erhielt stets dieselbe Nachricht. Nun, da sie sich entschlossen hatte, Oliver endlich anzurufen, kam ihr die Verzögerung umso frustrierender vor. Hatte er eine neue Nummer? War er in den Urlaub gefahren?

Am Ende beschloss sie, Olivers Schwester anzurufen. Sie hatte noch nie mit Sasha geredet, aber sie kannte ihre Telefonnummer. Sie hatte sie damals von dem Brett in Olivers Küche abgeschrieben, weil sie davon ausgegangen war, dass sie eines Tages dick mit Sasha befreundet sein und ständig mit ihr telefonieren würde.

Bevor sie jedoch zur Tat schritt, musste Emma erneut all ihren Mut zusammennehmen. Es war gar nicht so leicht, einen völlig fremden Menschen anzurufen. Obwohl Sasha, wenn Emma es sich recht überlegte, Ritchies Tante war! Trotzdem blieb sie eine Unbekannte. Um Ruhe für das Gespräch zu haben, wartete Emma einen Abend ab, an dem Ritchie besonders gut gelaunt war. Bevor sie ihn vor dem Schlafengehen fütterte, füllte sie das Fläschchen voller als sonst, damit er nicht nach einer Stunde schon wieder Hunger bekam. Er steckte in einer Wachstumsphase. Ritchie freute sich über die Extraportion. Emma streichelte zufrieden über sein dickes Bäuchlein. Er würde eine Weile brauchen, um das zu verdauen. Sie legte Ritchie ins Kinderbettchen und zog die Schlafzimmertür bis auf wenige Zentimeter zu. Dann stellte sie den Fernseher leiser, setzte sich mit ihrem Adressbuch aufs Sofa und wählte Sashas Nummer.

Brrr-brrr. Irgendwo in Birmingham klingelte jetzt ein Telefon, auf einem Tischchen im Flur vielleicht oder in einer Küche. Emma räusperte sich. Sie fragte sich, wie Sashas Stimme wohl klingen würde.

Es klickte in der Leitung. Eine Frau sagte: »Hallo?«

Emma fragte: »Spreche ich mit Sasha?«

»Ja, ich bin am Apparat.« Eine klare, forschende Stimme. Sie hatte das »t« am Ende von »Apparat« deutlich ausgesprochen.

Emma schluckte und fuhr fort: »Hier spricht Emma Turner.«

Sie wartete, bekam aber kein Zeichen des Wiedererkennens.

Emma sagte: »Oliver, Ihr Bruder, hat vielleicht von mir erzählt?«

Sasha fragte: »Tut mir leid, wie war gleich der Name?«

»Emma. Emma Turner. Ich habe ... Ich war mit Oliver zusammen. Ist schon eine Weile her.«

»Oh. Ja.«

Sasha klang weder besonders interessiert noch besonders freundlich. Emma verließ der Mut, aber sie blieb dran.

»Ich habe versucht, ihn anzurufen«, erklärte sie, »aber sein Telefon scheint nicht zu funktionieren.«

»Ich verstehe«, sagte Sasha. »Tja, im Moment hält er sich im Ausland auf. Er ist mit seiner Freundin nach Indonesien gereist.«

Ach so. Oliver war also immer noch mit Sharmila zusammen, sie machten eine Reise. Emma versuchte, fröhlich zu klingen.

»Wissen Sie, wann sie zurückkommen?«

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Sasha. »Sie kennen Oliver. Er verrät kaum jemandem, was er plant. Aber ich glaube, er hat sich länger freigenommen, deswegen kann es gut sein, dass sie noch für eine ganze Weile unterwegs sind.«

Nach einer Pause fragte sie: »Soll ich ihm etwas ausrichten?«

Emma überlegte. Sollte sie Sasha den Grund ihres Anrufs verraten? Sie holte tief Luft.

»Ja«, sagte sie, »bitte tun Sie das. Als ich das letzte Mal mit Oliver geredet habe ... ich ihn das letzte Mal gesehen habe ... Ich war schwanger.«

Sasha schwieg.

»Ich weiß nicht, ob er Ihnen davon erzählt hat«, erklärte Emma. »Jedenfalls wollte ich ihn anrufen, um ihm zu sagen, dass ich ...« Emma hielt inne, um zu schlucken, dann fuhr sie fort: »Ich wollte ihn anrufen und ihm sagen, dass ich das Kind bekommen habe.«

Sasha schwieg immer noch.

»Es ist ein Junge.« Aus dem Schlafzimmer hörte sie leise rasselndes Atmen.

Weiteres Schweigen aus dem Hörer.

»Hallo?« Emma schaute den Hörer an. »Hallo?«

»Ich höre Sie«, sagte Sasha aus der Ferne. Emma hielt sich den Hörer wieder ans Ohr.

»Ich höre Sie«, wiederholte Sasha, »ich bin noch dran.«

»Ich weiß, dass das ein Schock für Sie sein muss.«

»Tja, na ja, nein. Ich wollte gerade sagen ... Wie wunderbar für Sie.« Höflich fügte sie hinzu: »Falls es das ist, was Sie wollten.«

»Oliver hat Ihnen nichts erzählt.« Emma zupfte an ihrem Adressbuch herum.

»Nein«, entgegnete Sasha, »tut mir leid.«

Das Adressbuch riss an einer Ecke ein. Emma hielt den kleinen Fetzen in der Hand.

»Also gut«, sagte sie. »na ja, jetzt können Sie verstehen, warum ich mit ihm sprechen muss.«

»Natürlich verstehe ich«, meinte Sasha. »Und falls ich etwas von ihm höre, sage ich ihm, dass Sie angerufen haben.«

Trotz aller Höflichkeit wollte sie damit wohl signalisieren, dass das Gespräch beendet war. Emma suchte fieberhaft nach einem Grund, es weiterzuführen, irgendeine Verbindung zu Sasha aufzubauen, aber ihr fiel nichts ein. Sasha schien alles andere als gewillt, ihr zu helfen. Sie war kurz überrascht gewesen, hegte aber offenbar kein weiteres Interesse an ihrem Neffen. Sie hatte Emma keine einzige Frage zum Baby gestellt. Wie es aussah, ob es gesund war. Nichts. Wie reserviert sie klingt, dachte Emma. Verstört legte sie den Hörer auf. Das Telefonat war so viel kürzer gewesen, als sie sich erhofft hatte. Sasha schien mehr mit Oliver gemein zu haben als mit jener fröhlichen Person, die Emma sich zusammenfantasiert hatte.

Emma wartete auf ein Zeichen von Oliver, aber nichts geschah. Vielleicht hatte Sasha ihm nichts erzählt? Bestimmt würde er sich bei Emma melden, wenn er wüsste, dass er Vater geworden war – und sei es aus reiner Neugier. Ja, er hatte Ritchie nicht gewollt. Emma konnte Olivers angewiderten Gesichtsausdruck nicht vergessen, als sie in der Küche standen und sie ihm von der Schwangerschaft erzählte. Aber nun war Ritchie da. Emma stellte sich vor, wie Oliver schnurstracks das nächste Schiff oder Flugzeug nehmen würde, wenn er die Nachricht erfuhr; endlich würde er verstehen, was in seinem Leben fehlte. Diese Gefühle, die selbst nach all der Zeit immer noch lebendig waren, konnten unmöglich nur von ihrer Seite kommen! Sie vermisste Oliver so schrecklich. Vermisste es, während der Nacht seine Hand oder seinen Fuß zu berühren. Ihr fehlte das beruhigende Gefühl, sich einem anderen Menschen verbunden zu wissen.

Es war schon seltsam. Wenn Emma an Oliver dachte, sah sie immer nur sich und Oliver als Paar, das im Sonnenschein am Fluss spazieren ging. Oliver hatte ihre triste Wohnung mit den Rigipswänden nie von innen gesehen, hatte nie das hungrige Baby schreien hören. Er war nie morgens auf der Suche nach einem sauberen T-Shirt durch die Wohnung gestolpert, hatte sich nie nach einer schlaflosen Nacht für die Arbeit fertig machen müssen. Er musste keine Windeln wechseln, die wie verfauter Seetang stanken. Oliver hatte Emma nicht unter den Wehen würgen und kotzen sehen. Er kannte ihren schwabbeligen Bauch und die Schwangerschaftsstreifen nicht. Emma konnte ihn sich nicht in solchen Situationen vorstellen, und sie wollte es auch nicht. Sie wollte ihn so haben, wie er gewesen war, und auch er sollte sie als die junge Frau von damals in Erinnerung behalten. Damals hatte ihr noch die ganze Welt gehört, damals hatte sie noch keine Entscheidungen getroffen, die sie nicht rückgängig machen konnte.

Nachdem sie eine Weile darüber nachgedacht hatte, gab sie Oliver nicht als Kindsvater an. Sollte das Jugendamt wegen des Geldes doch hinter ihr – oder ihm – herlaufen. Sie würde ihn nicht gegen seinen Willen zwingen, Vaterpflichten zu übernehmen.

»Sieht so aus, als wären wir ganz allein, Kumpel«, sagte sie schweren Herzens zu Ritchie.

Ritchie lag in seiner orangefarbenen Wippe und musterte sie ernst. Mit seinem kahlen Kopf sah er aus wie ein alter Professor. Kleine Kinder sind so, dachte Emma oft. Irgendwie weise. Sie können sich nicht ohne fremde Hilfe fortbewegen, deswegen liegen sie einfach so da und beobachten ihre Umgebung. Sie fragte sich, welche Meinung Ritchie von ihr hatte, wenn er sie so betrachtete? Sie wollte, dass er nur Gutes über sie dachte, und sie hatte Angst, von ihm als das durchschaut zu

werden, was sie in Wahrheit war: eine mittellose Alleinerziehende. Einsam und allein.

Eine Versagerin.

Das Geld war knapp. Ritchie schien jede Woche aus seinen Klamotten herauszuwachsen, ganz zu schweigen von den Unmengen an Trinknahrung und Windeln, die er täglich verbrauchte. Wenn Emma alles Nötige für ihn gekauft hatte, blieb kaum noch Geld für andere Dinge übrig. Ein Milchkaffee bei Starbucks kostete fast so viel wie ein neuer Strampelanzug.

Um aus der Wohnung zu kommen, gewöhnte Emma sich an, lange Spaziergänge mit Ritchie zu unternehmen. Manchmal war es Schwerstarbeit, den Kinderwagen über Bordsteine und stark befahrene Straßen zu schieben, aber nach diesen anstrengenden Aktionen fühlte sie sich besser. Sie machte sich fast jeden Tag auf den Weg, entschlossen, das neue Wohnviertel zu erkunden, von dem sie bislang so gut wie nichts gesehen hatte. In mancherlei Hinsicht war Fulham wie Clapham. In den Straßen tummelten sich Studenten, junge Familien und Karrieremenschen, die die gleichen bunten Hemden und modischen dunklen Anzüge trugen wie Olivers Kollegen in der City.

In der Nähe der North End Road entdeckte Emma eine Seitenstraße mit Marktständen, die billige Haushaltswaren, Obst, Gemüse und sogar Kleidung verkauften. Auf dem Markt roch es nach Fisch und Äpfeln. Die Marktleute schienen sich untereinander alle zu kennen. Sie standen zu zweit oder zu dritt beisammen und plauderten, ein Auge immer auf ihre Waren gerichtet. Sie hatten dicke Jacken, Wollmützen und Handschuhe gegen die Kälte an. Einige der Frauen trugen Saris. An einem Stand entdeckte Emma einen leuchtend roten Schneeanzug für Ritchie, der nur zwei Pfund neunundneunzig kostete. Damit wäre Ritchie perfekt für den Winter ausgestattet.

Auch wenn die Gegend an manchen Stellen ziemlich heruntergekommen wirkte, schien es hier ganz nett zu sein. Emma sah viele Mütter, die spazieren gingen und sich dabei angeregt unterhielten, die schreienden Kinder immer ein paar Schritte voraus. Manche Familien lebten in Wohnblocks, so wie Emma, andere in Straßen, die in Emmas Augen typisch für Fulham waren – mit Reihenhäusern aus grauem, manchmal blassbraunem Backstein, mit Erkern und hübschen Spitzdächern. Die schönsten Straßen waren jene, die unweit des Flussufers von der Fulham Palace Road abgingen, oder jene rings um die U-Bahn-Station Fulham Broadway.

Aber die wirklich atemberaubenden Häuser, Gebäude, bei deren Anblick es einem den Atem verschlug, entdeckte Emma eines Tages, als sie von der Fulham Road in Richtung Chelsea lief. Hier, versteckt in ruhigen Nebenstraßen, standen einige der beeindruckendsten Häuser, die Emma je gesehen hatte, sogar noch

beeindruckender als die Paläste, die sie aus Bath kannte. Prächtige Gebäude aus rotem Backstein, vier oder fünf Stockwerke hoch und mit riesigen Fenstern; makellos weiße Anwesen mit schwarz schimmernden Balkonbrüstungen und Treppen, die zu Säulen und massiven, polierten Holztüren hinaufführten. Emma starrte durch die Torgitter und fragte sich, was für Menschen hier lebten. Nur selten sah sie jemanden. Verglichen mit dem lebhaften Gewimmel in Fulham ging es in diesen Straßen ruhig zu. Manchmal entdeckte sie ein Kind, das mit seinem Kindermädchen spazieren ging – oder zumindest nahm Emma an, dass es sich um ein Kindermädchen handelte, wenn das Kind ohne und die Frau mit Akzent sprach. Die Schuluniformen waren kurios. Manche Kinder trugen altmodisch wirkende Outfits wie aus den vierziger Jahren – rostrote Shorts und braune Pullunder mit V-Ausschnitt, wie bei den *Fünf Freunden*, nur schicker. Andere sahen aus wie Elfen oder Kobolde aus einem Enid-Blyton-Buch. Sie flitzten in weiten Mänteln und Wollmützen umher, deren Zipfel ihnen bis auf den Rücken hing; ganz anders als die dunkelblauen Röcke und die praktischen, unförmigen, maschinenwaschbaren Anoraks, die Emma als Schulkind getragen hatte.

»Und, was denkst du?«, fragte sie Ritchie, während sie kehrtmachte, um nach Hause zu gehen. »Hättest du auch gern solche Shorts?«

Ritchie wirkte gelangweilt. Er hatte sich so weit vorgebeugt, wie die Haltegurte es zuließen, und beide Füße auf den Einstieg des Buggys gestellt.

»Was rede ich da?«, seufzte Emma. »Du würdest diese Kinder wahrscheinlich ärgern.«

Als Ritchie Zähne bekam, wurden seine Wangen heiß und rot. Wenn er weinerlich war, beruhigte ihn das Schaukeln des Buggys mehr als alles andere. An diesen Tagen stopfte Emma Milchflasche, Ersatzwindel und eine Wasserflasche für sich selbst in das Einkaufsnetz unter dem Buggy und brach zu einem besonders langen Spaziergang am Fluss auf. Sie mochte Chiswick Mall, wo graue, düstere Häuser am Ufer aufragten und in den Kopfsteinpflastergassen alte Straßenlampen standen, die sie an die Bücher von Charles Dickens erinnerten. Die schönste Route führte am Südufer in westlicher Richtung bis nach Barnes. Emma war fasziniert gewesen, als sie den Weg entdeckt hatte. Obwohl man sich mitten in London befand, fühlte man sich wie auf dem Land. Hier gab es umzäunte Felder, einige Leute waren sogar zu Pferd unterwegs und trabten durch die Wälder. An manchen Stellen war der Weg schlammig, so dass der Buggy stecken blieb, aber das störte sie nicht. Der Spaziergang beruhigte Emma, und eine Zeitlang konnte sie die Sorgen vergessen, die ständig an ihr nagten. Ritchie lehnte sich zurück, kaute auf seinem Beißring herum und beobachtete alles durch halb geschlossene Augenlider, so als wäre er

hypnotisiert. Hin und wieder setzte er sich auf, um nach etwas zu greifen – einem vorbeitrabenden Pferd oder einer auf einer Mauer sitzenden Möwe.

Auf dem Rückweg überquerten sie die Hammersmith Bridge, Emmas Lieblingsbrücke über die Themse. Als sie nach London zog, hatte sie anfänglich gedacht, die Hammersmith Bridge hätte etwas mit Harrod's zu tun. Das Grün und Gold der Brücke erinnerte sie an die Einkaufsstützen des Kaufhauses. Es lohnte sich, die düstere Unterführung und den lebensbedrohlichen Autoverkehr am Hammersmith Broadway in Kauf zu nehmen, um einen Blick auf die majestätischen, spitzen Türmchen und die altertümlichen Laternen zu werfen, die sich vom gelben Abendhimmel abhoben. Abends ging die Sonne fast direkt hinter der Brücke unter. Auf der anderen Seite des Flusses lag Castelnau, ein weiteres gemütliches Stückchen Land mitten in der Großstadt. Dort gab es altmodische Läden, Restaurants und sogar Schwäne, die auf der Themse vorbeiglitten.

Wenn Emma auf dem Heimweg die Brücke in der Dämmerung überquerte und in den alten Häusern und Kneipen am Ufer die Lichter angingen, fühlte sie Heimweh nach einem unbekannten Fischerdorf, in dem sie nie gewesen war. Manchmal machte die Einsamkeit ihr zu schaffen. Man konnte nicht ewig allein spazieren gehen. Ein paarmal rief Emma bei Joanne an, um sich mit ihr zu verabreden, aber Joanne hatte immer irgendeine Ausrede parat. Entweder steckte sie mitten in einer lebenswichtigen Werbekampagne, oder sie musste mit ihren Kollegen essen gehen, oder Barry hatte sich halb totgearbeitet und brauchte sie an seiner Seite.

»Dann komme ich zu dir«, schlug Emma vor. »Ich und Ritchie nehmen den Bus. Dann kannst du uns die neue Wohnung zeigen.«

»Das wäre toll«, sagte Joanne. »Aber, die Sache ist die ... Barry ist hier. Er arbeitet momentan von zu Hause aus.«

»Na und? Wir werden ihn nicht stören.«

»Aber anscheinend weint Ritchie ziemlich viel. Was, wenn er damit anfängt und Barry stört?«

»Verdammt noch mal, Joanne.« Emma konnte sich nicht länger zurückhalten. »Barry ist ein Computertechniker und kein Herzchirurg. Die Welt wird nicht zusammenbrechen, wenn er irgendwo ein Komma vergisst.«

Noch während sie sprach, wurde Emma bewusst, wie herablassend sie klang. Aber sie war verletzt, weil Joanne sich allem Anschein nach kaum noch für sie interessierte und sich seit Ritchies Geburt nur selten dazu aufgegriffen hatte, Emma anzurufen.

»Es tut mir leid«, sagte Emma schnell, »ich wollte nicht ...«

»Du hast nie besonders viel von Barry gehalten, oder?« Joannes Stimme klang kalt. »Wie ich schon sagte, Emma, heute passt es uns nicht. Bis bald.« Die Äußerung über Barry tat Emma leid. Eigentlich hatte sie ihren Kommentar gar nicht so schlimm gefunden, aber Joanne war trotzdem gekränkt und wies Emma ein weiteres Mal ab. Die Art und Weise, wie Joanne ihre Freundschaft einfach wegwarf, tat Emma weh. Emma wusste, dass Freundschaften zerbrechen konnten, wenn eine Frau ein Baby bekam, aber sie war immer davon ausgegangen, dass die Schuld bei der jungen Mutter liege, die sich für nichts anderes mehr interessiert als für ihr Kind. Sie wollte weiterhin mit Joanne in Kontakt bleiben, doch Joanne lebte inzwischen in einer neuen, glamouröseren Welt mit teuren Hosenanzügen und Beförderungen. Anscheinend wollte sie nichts mehr von Emma wissen. Vielleicht lag es an Barrys Einfluss. Es stimmte, Emma und Barry hatten sich nie verstanden, und vermutlich hielt Barry jetzt, da sie eine sitzengelassene Alleinerziehende war, noch weniger von ihr. Aber das bedeutete noch lange nicht, dass Joanne sich komplett auf seine Seite schlagen musste.

Doch Joannes Verhalten war eigentlich typisch. Schon früher hatte sie ihre Freundinnen fallen lassen, wenn ein Mann in ihr Leben getreten war. Einmal, in Bristol, hatten Emma und Karen sie monatelang nicht zu Gesicht bekommen, weil sie mit einem Medizinstudenten namens Andrew liiert war. Als dieser Schluss gemacht hatte, war Joanne wieder aufgetaucht, als wäre nichts gewesen.

Dabei hatte Emma sich wirklich auf ein Wiedersehen gefreut. Sie wollte Joannes Wohnung sehen und mit ihr tratschen wie in alten Zeiten. Joanne hatte erzählt, die Wohnung sehe fantastisch aus, seit sie einen Innenarchitekten beauftragt hätten. Barrys Wohnung befand sich in einem Haus direkt am Fluss und hatte diese hohen Fenster, die vom Fußboden bis zur Decke reichen. Alle hielten diese Apartments für wahnsinnig attraktiv, was Emma, wenn sie ehrlich war, nie hatte nachvollziehen können. Es stimmte, die Bewohner dieser Häuser konnten den ganzen Fluss überblicken, aber genauso gut konnten sie von außen gesehen werden. Einige Monate zuvor war Emma auf dem Weg zur Wandsworth Bridge dort vorbeigekommen und hatte im zweiten Stock einen splitter nackten Mann entdeckt, der bei voller Beleuchtung seine Achsel untersuchte. Trotzdem wäre es toll, den neuesten Klatsch von Joanne zu erfahren. Was die Leute inzwischen so machten, wo man auf einen Drink hinging, wer mit wem zusammen war. Ob irgendjemand von Oliver gehört hatte oder wusste, wo er steckte. Emma fühlte sich immer noch einsam. Ihr war, als hätte sie sich seit Ewigkeiten nicht mehr mit einem gleichaltrigen Menschen unterhalten.

Emmas zweiter dringender Wunsch bestand darin, Spielkameraden für Ritchie zu finden. Er wurde immer größer und neugieriger; sein Gesicht und der kahle

Kopf erinnerten sie an einen Mond. Ständig untersuchte er alles und starrte andere Leute an, ganz besonders Kinder und andere Babys. Wo immer sie auch hingingen, begegneten ihnen Frauen mit Kinderwagen. Babys, wohin man schaute. Bevor sie Ritchie bekommen hatte, war Emma nie aufgefallen, wie viele Kleinkinder es in London gab. Sie bemerkte, wie glücklich die anderen Mütter aussahen, während sie auf ihren Nachwuchs einredeten: »Schau mal, mein Schätzchen, ein *Baum*!« Emma fragte sich, ob sie mit Ritchie auch so sprechen sollte. Es gelang ihr jedoch nicht, so gut gelaunt und natürlich zu erscheinen wie die anderen, und außerdem klang es bei ihr dumm und bedeutungslos.

An einem Nachmittag ging sie mit Ritchie in den Ravenscourt Park. Sie verfütterten Kekse an ein Eichhörnchen, das sich ganz nah an sie heranwagte, um sich die Bröckchen zu schnappen. Es saß auf dem Boden, hielt einen Keks zwischen den Pfoten und bearbeitete ihn mit seinen kleinen Zähnen. Ritchie keuchte vor Begeisterung und versuchte, sich aus Emmas Umarmung zu befreien und das Tier zu berühren, bis es den Keks schließlich fallen ließ und auf einem Baum verschwand. Emma setzte Ritchie in den Buggy und schob ihn zum Spielplatz mit den anderen Müttern und Kindern. Aber Ritchie war noch zu klein für die bunt lackierten Schaukeln und Klettergerüste. Er zappelte und heulte und sah sich immer wieder nach dem Eichhörnchen um. Dann wurde er müde und rieb sich die Augen. Sie ließ ihn im Buggy, setzte sich in der Märzkälte auf eine Bank und schob den Buggy hin und her, damit Ritchie einschlief. Die anderen Kinder rannten und kletterten und kreischten. Als sie ihn lange genug geschaukelt hatte, schlief er endlich ein, gut verpackt in seinem roten Schneeanzug.

Auf dem Nachhauseweg fing es an zu regnen. Ein plötzlicher, eiskalter Guss, der von der Seite auf sie einprasselte. Emma huschte in ein Café, um sich unterzustellen. Die roten Tische wackelten, aber es war warm. Ritchie, der gerade wieder mit besserer Laune aufgewacht war, nuckelte Saft aus seiner Flasche, saß zufrieden im Buggy und lutschte dann an einem Teelöffel herum. Emma trank Tee aus einem Styroporbecher und blätterte in einer Ausgabe von *London Lite*, die ein Gast liegen gelassen hatte.

Ein kleiner Junge stampfte auf Ritchie zu, piekte ihm den Zeigefinger in die Brust und rief: »Hallo, Baby!«

Ritchie öffnete den Mund. Der Teelöffel fiel heraus. Fasziniert starrte er den Jungen an. Der piekte ihn wieder.

»Hallo!«, rief er, »hallo!«

Eine Frau mit beige-gold gemustertem Kopftuch stand von einem Tisch in der Nähe auf und eilte herbei.

»Jamal«, schimpfte sie, »lass das. Sonst tust du dem Baby weh.«

»Ist schon gut«, sagte Emma mit einem Blick auf Ritchies gespanntes Gesicht.

»Er wollte ihm nicht weh tun.«

Ritchie strampelte aufgeregt mit den Füßen.

Die Frau legte einen Arm um den kleinen Jungen.

»Sag dem Baby lieb hallo«, forderte sie ihn auf.

Jamal schaute Emma an und steckte sich einen Finger in den Mund. Er verbarg sein Gesicht am Knie der Mutter.

»Ach, plötzlich bist du schüchtern?« Die Frau tätschelte seinen Kopf. Sie lächelte Emma an. Ihre großen dunklen Augen waren sorgfältig mit Mascara und dunkelbraunem Eyeliner geschminkt. Emma versuchte das Lächeln zu erwidern, aber es fühlte sich ungewohnt und gequält an.

»Diese kleinen Racker stecken voller Energie«, meinte die Frau. »Sie werden es merken, wenn Ihr Kleiner zu laufen anfängt. Er wird seinen Daddy in den Wahnsinn treiben. So wie mein kleiner Jamal.«

Die Frau war so freundlich, so selbstbewusst. Emma verspürte den Wunsch, genauso interessant zu wirken, aber sie musste ständig daran denken, wie sie wohl aussah mit ihrem Parka und dem dicken Männerpullover, der ihr bei diesem Wetter genau richtig für einen Ausflug in den Park erschienen war. Die andere Frau war so schick, so weiblich mit ihrer gut sitzenden Jeans und der kurzen, rosafarbenen Jacke.

Die Frau sagte zu Jamal: »Wollen wir dem Baby noch einmal hallo sagen?«

Ritchie strampelte wieder und stieß leise, aufgeregte Laute aus: »Ah-ha-ha-ha.« Jamal schüttelte den Kopf, das Gesicht immer noch an die Knie der Mutter gedrückt. Die Frau sah Emma lachend an. Sie schien auf irgendeine Reaktion zu warten. Emma strengte sich an, aber ihr fiel nichts ein, was sie hätte sagen können. Stattdessen starrte sie in ihren Teebecher.

Nach einer Weile schaute die Frau zur Glastür des Cafés. Dann sagte sie zu ihrem Jungen: »Tja, Jamal. Anscheinend hat es aufgehört zu regnen. Sieht aus, als könnten wir weiter.«

Sie gingen an ihren Tisch zurück, um ihre Sachen zusammenzupacken.

»Auf Wiedersehen«, sagte sie, als sie auf dem Weg nach draußen an Emmas Tisch vorbeikam.

»Auf Wiedersehen.«

Die Cafétür fiel zu. Ritchie starrte ihnen nach. Er hatte mit dem Quieken und Strampeln aufgehört. Sein Mondgesicht verzog sich enttäuscht. Eine Sekunde lang spürte Emma den Impuls, nach draußen zu rennen und Jamal und seine Mutter zurückzurufen. Jetzt, da sie gegangen waren, wirkte das Café sehr leer.

»Wenn Sie in dieser Gegend niemanden kennen«, schlug die Frau von der Mütterberatung vor, »sollten Sie sich vielleicht einer Krabbelgruppe anschließen. Die Infos liegen in der Stadtbücherei aus.«

Emma fand den Gedanken an eine Krabbelgruppe nicht besonders verlockend. Sie ärgerte sich immer noch über ihre Reaktion, als die Frau im Café sie angesprochen hatte, und wollte sich nicht noch einmal in eine solche Lage bringen. Wahrscheinlich wurde sie ein bisschen seltsam. Früher hatte sie niemals Schwierigkeiten gehabt, Leute kennenzulernen. Doch Ritchie war so begeistert gewesen von dem kleinen Jamal, dass sie es ihm zuliebe versuchen wollte.

Als sie mit Ritchie im Buggy auf den Aufzug wartete, hörte sie hinter sich jemanden rufen: »Oh, was für ein hübsches Baby!«

Emma drehte sich um. Eine Frau mit dunklen Augen und rosigen Wangen bewunderte Ritchie mit vor der Brust gefalteten Händen. Sie trug Jeans und ein rosa geblümtes T-Shirt. Emma hatte die Frau ein paarmal aus der Nachbarwohnung kommen sehen.

»Wie alt?«, fragte die Frau, ohne den Blick von Ritchie abzuwenden.

»Acht Monate«, antwortete Emma.

Die Frau riss die Augen auf.

»Erst! Dabei ist er schon so groß, ich hätte ihn für älter gehalten. Er sieht so groß aus wie meine Tochter, aber die ist erst ein Jahr alt.«

»Ich glaube, ich habe Ihre Tochter noch nie gesehen«, sagte Emma höflich.

»Oh, nein.« Die Frau schüttelte den Kopf. »Das können Sie auch gar nicht. Sie ist zu Hause bei meiner Familie auf den Philippinen.«

»Oh ... äh ...« Emma wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Ich arbeite in London«, erklärte die Frau. »Ich bin Krankenschwester im Chelsea & Westminster. Aber für meine Tochter ist es zu Hause besser. Sie kann bei meiner Mutter sein, während mein Mann und ich hier arbeiten.« Sie klang wehmütig. »Ich habe sie seit vier Monaten nicht gesehen. Nur auf Fotos.«

»Das muss sehr schwer für Sie sein.« Emma war schockiert. Und sie hatte gedacht, *sie* sei schlecht dran. Wie verzweifelt musste diese Frau sein, um hier zu leben und ihre Tochter Tausende von Kilometern entfernt von anderen Leuten großziehen zu lassen?

»Es ist schwer«, gab die Frau zu. »Aber so ist es das Beste für meine Familie. Meine Mutter liebt sie sehr, und mit dem Geld kann ich meiner Tochter eine bessere Zukunft bieten.«

Vorsichtig fragte sie Ritchie: »Wie heißt du denn?«

»Ritchie«, antwortete Emma.

»Nun, Ritchie, ich bin Rosina Alcaarez. Ich wohne direkt nebenan. Vielleicht suchst du mich einmal? Dann kannst du mich an meine Tochter erinnern.«

Rosina Alcaarez lächelte, als sie den Aufzug verließen. Emma erwiderte das Lächeln. Rosina war etwa so alt wie sie und machte einen netten Eindruck. Wie traurig, dass sie ihre Tochter nicht bei sich haben konnte. Vielleicht würde sie Ritchie wirklich einmal zu Rosina hinüberbringen.

Trotzdem fühlte sie sich irgendwie niedergeschlagen.

Auf dem Weg zur Bücherei musste sie an einer roten Ampel neben zwei Frauen warten, einer jungen, etwa Mitte zwanzig, die das lange Haar zum Zopf geflochten trug, und einer älteren mit Faltenrock und Puffärmeljacke. Zwischen den beiden lag ein winziges, zerknautschtes Baby in einem Kinderwagen und schlief. Es war wie ein Geburtstagsgeschenk in eine Decke mit kleinen rosa Herzen eingewickelt.

»Lass mich Lucy eine Weile schieben«, bat die ältere Frau. »Dann kannst du endlich mal in Ruhe einkaufen.«

»Wirklich, Mom?« Das Gesicht der jungen Frau hellte sich auf.

»Natürlich.« Die ältere Dame streichelte dem Baby zärtlich über die Wange. »Wir zwei drehen eine kleine Runde. Wir werden uns prächtig amüsieren.«

Emma konnte den Blick von den dreien gar nicht mehr abwenden. Hätte ihre Mutter genauso gehandelt, wenn sie noch am Leben wäre?

Als die junge Frau die Hand hob, um sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen, sah Emma an ihrem Finger etwas blitzen. Einen Ehering. Also besaß diese Frau auch noch einen Ehemann. Jemanden, der den ganzen Tag an sie dachte und sich abends nach der Arbeit auf sie freute.

In der Bücherei stand Emma eine ganze Weile vor dem Schwarzen Brett, um nach einem passenden Angebot für sich und Ritchie zu suchen. Immer wenn die Tür sich öffnete, flatterten die mit Heftzwecken befestigten Zettel im Luftzug. Lesezirkel. Kunstgeschichtliche Reisen nach Florenz. Ein Geologieausflug nach Schottland. Am unteren Rand des Bretts fand Emma endlich, wonach sie suchte. Ein vormittäglicher Musikkreis für Mutter und Kind. Direkt hier in der Bücherei. Das klang gut. Dann las Emma weiter. Oh. Das Kind musste mindestens ein Jahr alt sein, um mitmachen zu dürfen.

Emma seufzte. Wahrscheinlich war es besser so. Sie wusste ohnehin nicht so genau, ob sie Lust hatte, in einem zugigen Raum zwischen lauter Frauen herumsitzten, die sich über ihre Familien und über das nette Wochenende in Kew Gardens unterhielten. Vielleicht war die Begegnung mit Rosina Alcaarez genug für heute. Emma würde es dabei belassen, sich ein Buch ausleihen und wieder nach Hause gehen.

Sie schob den Buggy am Schwarzen Brett vorbei zu den Bücherregalen und suchte sich ein paar Romane heraus, leichte Kost, die sie schon kannte, dazu ein zerfleddertes, wasserfestes Bilderbuch für Ritchie, der gern in der Badewanne saß und blätterte. Emma war mit den Büchern auf dem Weg zum Schalter, als ihr Blick auf eine Frau fiel, die plaudernd mit einer Gruppe von Leuten am Fenster stand. Emma hielt inne.

In der Bücherei war es dunkel. Draußen dämmerte es. Der Himmel hinter dem Fenster wirkte blassgrau. Davor zeichneten sich deutlich das schulterlange Haar und die schlanke Gestalt der Frau ab. Sie hatte Emma den Rücken zugekehrt, trotzdem war Emma die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter nicht entgangen. Emma stand zwischen zwei hohen Regalen mit Nachschlagewerken und starrte die Frau an: wie sie sich hielt, wie sie beim Sprechen gestikulierte. Das Gefühl wurde stärker; wenn die Frau sich jetzt umdrehte, würde Emma ihre Mutter vor sich sehen.

»Was machst du denn hier?«, würde sie lächelnd fragen. »Wie schön, dich zu sehen.«

Sie würde auf sie zukommen und Emmas Hand nehmen.

»Das sind meine Tochter und mein Enkelsohn«, würde sie voller Stolz verkünden. »Hast du etwas vor, Emma? Wir könnten doch irgendwo zu Mittag essen?«

Emma klammerte sich an den Griffen des Buggys fest. Das Grau hinter den Fenstern begann zu leuchten. Da drehte die Frau sich um. Es war ein fremdes Gesicht, und der Himmel verdüsterte sich schlagartig.

Emmas Mutter hätte sowieso nicht mit anderen herumgestanden, um sich zu unterhalten. Emmas Mutter war immer allein gewesen.

Ritchie bekam Fieber, er spuckte, und sein Kot hatte eine komische Farbe. Emma fürchtete ständig, irgendetwas falsch zu machen, irgendetwas zu übersehen, und da war niemand, der ihr einen Rat geben konnte.

»Alle jungen Mütter haben diese Ängste«, beruhigte sie Dr. Stanford, die neue Hausärztin. »Er wächst gut heran. Hat ordentlich an Gewicht zugelegt.«

Ja, das stimmte. Er nahm zu. Er konnte sehen. Er konnte hören. Er fing jetzt an zu krabbeln. Aber da waren so viele Fragen, die Emma gerne gestellt hätte.

Ist er glücklich? Lächelt er genug? Sind wir zu viel allein? Sollte er öfter mit anderen Leuten zusammen sein?

Liebe ich ihn genug?

Denn in der letzten Zeit hatte sie manchmal einen Gedanken gehabt: Was, wenn es Ritchie einfach nicht gäbe?

Auf dem blau-weißen, halb von einer Hecke verdeckten Schild stand: »Willkommen in St-Bourdain«.

Rafe lenkte den Wagen an den Straßenrand. Der Schotter knirschte unter den Reifen. Er schaltete den Motor aus.

»Da ist es«, sagte er, »das erste Haus hinter dem Schild. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es das ist.«

Emma lehnte sich auf dem Beifahrersitz nach vorn, um besser sehen zu können.

Lange Schatten fielen über die Felder. Ein Stück weiter, auf der anderen Straßenseite, standen zwei gelbe Steinsäulen, dazwischen ein eisernes Tor. Hinter dem Tor schlängelte sich eine Auffahrt den Hügel empor. Ganz oben stand das Haus, bis auf das Dach von riesigen Bäumen verdeckt. Das Gras am Hang war knöchelhoch; in der Mitte der Einfahrt wucherte ein wenig Unkraut.

»Der Garten ist eine Katastrophe«, lautete Raves Urteil. »Sieht so aus, als wären sie für eine Weile verreist gewesen.«

Der Garten mochte ungepflegt sein, war aber dennoch wunderhübsch. Überall gab es Bäume, deren Blätter in der lauen Brise raschelten. Vor einer Steinmauer lagen Holzscheite aufgestapelt. Direkt hinter dem Tor rekelte sich eine Katze in der Sonne. Unter den Bäumen marschierten Gänse umher.

Emma zwang sich, langsam zu atmen. Sie musste jetzt Ruhe bewahren.

Sie öffnete die Tür und stieg aus dem Auto. Auch Rafe stieg aus, er machte Emma ein Zeichen, die Autotür so leise wie möglich zu schließen. Er ging um die Kühlerhaube herum und stellte sich neben sie.

»Was willst du tun?«, fragte er leise.

»Ich weiß es nicht.«

»Wir sollten nichts überstürzen«, sagte er. »Lass uns kurz nachdenken. Wir wissen nicht, ob sie möglicherweise ...«

Unvermittelt wich er einen Schritt zurück.

»Leute«, zischte er, duckte sich und streckte eine Hand nach Emma aus. Emma duckte sich ebenfalls, ganz automatisch, ohne noch einmal zum Haus hinüberzusehen.

In der Einfahrt waren mehrere Personen aufgetaucht, die sich auf das Tor zubewegten.

»Vorsicht«, warnte Rafe, als Emma einen Schritt nach vorn machte. »Komm ein Stück zurück.«

»Wir sind zu weit entfernt. Sie werden nicht hier rüber schauen.«

Jetzt konnte sie die Leute erkennen. Vorneweg lief ein älteres Paar, braun gebrannt und grauhaarig. Dann ein jüngerer Mann und eine Frau mit cremefarbener Bluse und Hose. Auf halber Strecke blieben sie stehen. Alle umringten die cremeweiß gekleidete Frau.

Es war Antonia, keine Frage. Emma hegte keine Zweifel. Ihr Haar wirkte dunkler als damals im Mr Bap's, denn natürlich hatte sie es sich für den Flug gefärbt. Der Rest war gleich geblieben. Die beigefarbene Kleidung, der forsche Gang, die aufrechte Haltung.

Und in ihren Armen ein kleiner Junge mit abstehenden Ohren. Sein Haar glänzte in der Sonne wie ein Heiligenschein. Als sie den runden Kopf erkannte, erstarrte Emma vor Sehnsucht. Antonia zog kurz den Kopf zurück, damit die ältere Frau das Kind küssen konnte, dann zog sie es wieder nah an sich heran. Es tat weh, diese Liebe und Zärtlichkeit mit ansehen zu müssen. Das Kind trug ein weißes T-Shirt und rote Shorts, hatte sich die Finger in den Mund gesteckt und beobachtete mit großen Augen die Gänse unter den Bäumen.

»Ist er das?«, fragte Rafe.

»Ja.«

Emma begann leise zu weinen. Sie legte sich die Finger an die Nase und versuchte, so lautlos wie möglich zu schniefen.

Sie hatte gar nicht bemerkt, dass sie wieder nach vorn gerutscht war, bis Rafe ihren Arm berührte.

»Nicht«, sagte er, »sie dürfen dich nicht sehen.«

»Was sonst?«, zischte Emma durch die zusammengebißenen Zähne, »was soll ich tun?«

»Warte.« Rafe hielt sein Handy in der Hand. Er tippte mit dem Daumen eine Nummer ein.

»Hallo?«, sagte er, »hallo?«

Die älteren Leute setzten sich wieder in Bewegung und kamen auf das Tor zu. Antonia, die sich umgedreht hatte, ging den Hügel wieder hinauf. Gleich würde Ritchie von Emmas Blickfeld verschwunden sein. Die Bäume würden ihn verschlucken, und er wäre weg.

»Ritchie!«, heulte Emma auf.

Rafes Hand schloss sich um ihren Arm.

»Lass mich los!« Sie versuchte, sich loszureißen. Und dann, von einer plötzlichen Panik ergriffen, fing sie zu schreien an: »Ritchie! Ritchie!« Ihr war egal, wer sie hörte.

Rafes Hand rutschte ab, aber er versuchte trotzdem, Emma zurückzuhalten. Bis zu diesem Moment war er ruhig geblieben, aber Emmas Not brachte ihn aus der

Fassung. Sein Handy fiel scheppernd zu Boden. Er bückte sich fluchend, um es aufzuheben, und im selben Moment riss Emma sich los.

»Emma!«, brüllte er, als sie über die Straße rannte.

Emma hörte seine Schritte, als er ihr nachjagte; aber dann musste irgendjemand seinen Anruf entgegengenommen haben, denn er blieb stehen, um in sein Handy zu sprechen.

»Polizei«, rief er, »helfen Sie uns, bitte!«

Kapitel 12

Die Dämmerung hatte alles Grün und Gold in Blau verwandelt, als ihr Wagen auf einem gepflasterten Hof abseits der Landstraße hielt. Die umstehenden Gebäude sahen dunkler und älter als alle anderen Häuser im Dorf aus. Die hohen Fenster reflektierten das Licht der Scheinwerfer.

»Was ist das?« Nervös setzte Emma sich auf dem Rücksitz auf. »Warum halten wir hier?«

»Muss das Konsulat sein.« Rafe schielte an der grauen Hausfront hinauf. »Dieser Engländer will sich hier mit uns treffen.«

»Aber ich dachte«, sagte Emma verwirrt, »wir würden zum Haus zurückgehen. Ich dachte, wir fahren hin und holen Ritchie.«

Sanft sagte Rafe: »Emma, das können wir nicht. Noch nicht. Diese Leute haben die Polizei im selben Moment gerufen wie wir. Erinnerst du dich? Wir haben keine Erlaubnis, uns dort aufzuhalten.«

Emma erinnerte sich. Teilweise jedenfalls. Ritchie mit den roten Shorts, die Finger im Mund. Der Teil war klar und deutlich. Der Rest verschwamm. Sie erinnerte sich daran, wie sie Rafe abgehängt hatte und über die Straße und durch das Tor gerannt war, immer den Hügel hinauf. Die Leute in der Auffahrt waren ebenfalls gerannt und eine Sekunde später hinter den Bäumen verschwunden. Emma hatte entschlossen die Verfolgung aufgenommen, die Bäume umrundet und sich vor einem großen Haus wiedergefunden. Die Leute von der Einfahrt drängelten sich an der Eingangstür. Emma erreichte sie, gerade als die letzte Person im Haus verschwand. Es war der Mann, der neben Antonia in der Auffahrt gestanden hatte, ein hochgewachsener Typ mit braunen Locken. Emma hatte plötzlich das Gefühl, als liefe er absichtlich langsamer als die anderen, als drehte er sich immer wieder nach ihr um, weil er auf sie wartete. Sie warf sich gegen die Tür und versuchte, sie aufzudrücken, aber der Mann ließ sie nicht herein.

»Gehen Sie mir aus dem Weg!«, kreischte Emma.

Sie sah ihm ins Gesicht und stellte fest, dass er ihren Blick erwiderte. Sie wandte die Augen nicht ab.

»Bitte«, sagte sie. »Bitte. Sie haben meinen kleinen Jungen.«

Der Mann zögerte.

»Es tut mir leid«, sagte er und drückte die Tür zu.

Emma hatte dagegengehämmert und -getreten. Sie musste nicht lange nachdenken, um zu wissen, dass es tatsächlich so passiert war; ihre Handkanten waren geschwollen und taten weh. Außerdem hatte sie Halsschmerzen; sie musste geschrien haben. Wenn man gegen eine Tür hämmert, schreit man normalerweise auch. Irgendwann hatte sie einen Stein im Blumenbeet entdeckt und von der Tür abgelassen, um ihn aufzuheben. Sie hatte den Stein gegen ein Fenster geschleudert, das mit lautem Splittern zerbrach. Die zerschlagene Fensterscheibe war zu hoch, um heranzukommen, aber Emma hatte eine Idee. Sie sah sich nach weiteren Steinen um. Dann hörte sie dröhnende Automotoren und das Geräusch von Reifen, die über Schotter fuhren. Zuschlagende Türen. Männer mit runden Hüten, die sie umringten und auf Französisch anbrüllten.

Zunächst dachte Emma, die Männer wären auf ihrer Seite. Das waren bestimmt die Polizisten, die Rafe gerufen hatte; sie waren gekommen, um ihr zu helfen. Aber die Beamten klangen nicht besonders freundlich. Sie brüllten weiter, zeigten immer wieder auf das Haus, dann auf ihre unter den Bäumen geparkten Streifenwagen. Falls sie Englisch sprachen, fanden sie es nicht der Mühe wert, sich verständlich zu machen. Dann entdeckte Emma die Waffen, schwere Pistolen, die in Halftern an den Gürteln der Polizisten steckten, und ihr Magen krampfte sich zusammen.

Rafe stritt sich mit einem der Beamten. Sie hatten sich voreinander aufgebaut, gestikulierten wild und rissen die Arme in die Höhe. Sie sprachen nicht dieselbe Sprache, aber irgendwann schien Rafe sein Anliegen deutlich gemacht zu haben, denn der andere Mann hob beide Hände, während Rafe auf Emma zuing und mit ihr redete.

»Die wollen, dass wir auf die Wache mitkommen«, erklärte er. »Wenn wir freiwillig gehen, werden wir nicht verhaftet.«

»Verhaftet?« Emma starrte ihn ungläubig an. »Wieso sollten wir verhaftet werden?«

»Die Hunts könnten uns wegen Hausfriedensbruchs anzeigen«, erklärte Rafe. »Womöglich sogar wegen Einbruchs und Sachbeschädigung. Immerhin hast du versucht, gewaltsam in das Haus einzudringen.«

»Aber wissen die denn nicht Bescheid?«, rief Emma. »Wissen die nicht, warum ich da reinwill? Die haben meinen Sohn. Ich gehe nicht ohne ihn.«

Sie wollte wieder zum Haus laufen, aber ein grimmig dreinschauender Polizist versperrte ihr den Weg. Rafe nahm Emmas Hand.

»Du hast jetzt keine Wahl«, flüsterte er nervös. »Wenn du nicht freiwillig gehst, werden sie dich gewaltsam von hier wegbringen.«

Emma warf noch rasch einen Blick auf die Pistolen, die schwarz und glänzend an den Gürteln hingen. Sie hatte noch nie zuvor eine echte Waffe gesehen. Die Polizisten machten ihr Angst. Sie schauten so anders aus als die britischen Bobbys – höfliche Männer und Frauen mit schwarzen Helmen und hellgelben Sicherheitswesten. Diese Männer hingegen wirkten wie Soldaten, hart und grimmig.

»Mit diesen Leuten legt man sich besser nicht an«, sagte Rafe. »Je rascher wir mit ihnen gehen, desto schneller finden wir jemanden, der Englisch spricht und das britische Konsulat einschalten kann. Dort wird man uns weiterhelfen.«

Als Nächstes erinnerte Emma sich daran, auf der Rückbank eines Streifenwagens zu sitzen, der durch die Abenddämmerung raste. Vor einem beigefarbenen Gebäude hatte sich ihnen ein Mann in kariertem Hemd genähert und sie aufgefordert, in seinen Wagen umzusteigen – um zum Haus der Hunts zurückzufahren, dachte Emma.

Aber nun standen sie hier vor diesem Konsulatsgebäude.

Emma kletterte aus dem Auto. Rafe stand neben ihr auf dem Kopfsteinpflaster und unterhielt sich mit dem Mann im Karohemd. Emma fühlte sich plötzlich sehr unwohl.

Was machte sie hier? Warum hatte sie zugelassen, dass man sie von Ritchie entfernte?

Sie folgte Rafe und dem Fahrer eine Treppe hinauf und durch einen geschwungenen Türbogen. In einer Eingangshalle mit hoher Decke klackerten ihre Absätze auf den Bodenkacheln.

»Warten Sie bitte hier«, sagte der Mann und verschwand.

In der Halle war es kalt. An der Decke hing eine nackte, viel zu helle Glühbirne, die harte Schatten warf. An den Wänden befanden sich schwere, gerahmte Gemälde von alten, bärtigen Männern mit spöttischem Blick. Und was war das da in der Nische? Emma starrte auf eine lebensgroße Frauenstatue aus Marmor, die sich über das Kind auf ihrem Schoß beugte. Das Gesicht der Gestalt lag im Schatten. Das Kind schaute angsterfüllt zu ihr auf. Die Hand der Frau war zum Schlag erhoben.

»Hallo!«

Emma wirbelte herum.

»Brian Hodgkiss«, sagte ein rotgesichtiger junger Mann atemlos, der aus dem hinteren Teil der Halle auf sie zukam. Zur Begrüßung hob er eine Hand. »Officer im Dienst. Ich vertrete den Konsul außerhalb der Öffnungszeiten und bei Notfällen. Wie ich höre, haben Sie sich da in eine ganz schön schwierige Lage gebracht.«

»Ja.« Emma ging auf ihn zu. »Ja, das stimmt. Ich will meinen Sohn wiederhaben, und zwar noch heute Nacht.«

»Ich verstehe«, sagte Mr Hodgkiss. Er machte eine besorgte Miene. »Ich kenne Ihre Geschichte, und Sie haben mein Mitgefühl. Das Problem ist nur, dass die Familie sagt, es handle sich nicht um Ihr Kind.«

»Doch, es ist mein Sohn.« Emma bemühte sich, so fest wie möglich zu klingen. Mr Hodgkiss hüstelte.

»Ich habe eben mit einem gewissen Detective Inspector Hill von der Londoner Polizei telefoniert«, fuhr er fort, »und ich glaube, die Identität des Kindes ...«

»Seine Identität steht außer Frage«, fuhr Emma ihn an. »Ich habe ihn vor weniger als einer Stunde mit eigenen Augen gesehen.«

»Das will ich gar nicht bestreiten.« Mr Hodgkiss hob die Hände und ließ sie gleich wieder sinken. »Ganz und gar nicht. Trotzdem hätten Sie sich nach Angaben der Polizei nicht dort aufhalten dürfen. Die Familie hätte das Recht, Sie wegen Hausfriedensbruchs anzuzeigen.«

»Was hätte ich denn sonst tun sollen?«, jammerte Emma.

Rafe, der neben ihr stand, legte ihr eine Hand auf den Arm.

»Können wir das nicht irgendwie klären?«, fragte er. »Sie sehen doch, dass sich diese Sache nicht von allein regeln wird.«

Mr Hodgkiss wandte sich Rafe zu, sichtlich erfreut, einen vernünftigen Ansprechpartner gefunden zu haben.

»Bitte haben Sie Verständnis«, sagte er. »Wir müssen hier beide Seiten berücksichtigen. Die Eltern des Kindes haben uns ebenfalls um Hilfe ersucht. Um ehrlich zu sein« – an dieser Stelle warf Mr Hodgkiss Emma einen flüchtigen Blick zu –, »haben sie sehr viel Verständnis für Sie. Insbesondere Mrs Hunt lässt Ihnen ausrichten, wie sehr sie mit Ihnen fühlt, weil Sie Ihr Kind vermissen. Aber ...«

»Sie lügt!«, rief Emma. Wie konnte diese Frau so unverfroren sein? »Sie weiß genau, warum ich mein Kind vermisste! Sie hat ihn entführt, diese Lügnerin!«

»Entschuldigen Sie«, sagte Rafe. »Was ist mit einem DNA-Test?«

Schweigen.

Rafe erklärte: »Ich denke, dass sich das Problem damit ein für alle Mal aus der Welt schaffen ließe.«

Emma war zu verblüfft, um etwas zu sagen. Ein DNA-Test! Wieso war sie nicht selbst darauf gekommen? Das war der einzig richtige Weg, Ordnung in dieses schreckliche Chaos zu bringen. Sie sah Mr Hodgkiss an. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn.

»Na ja«, meinte er, »ja, da könnten Sie Recht haben.«

»Wie wollen wir das organisieren?«, fragte Emma.

»Ich bin kein Anwalt«, entgegnete Brian Hodgkiss. »Deswegen kann ich Ihnen nichts Genaueres sagen. Aber ich denke, es hängt davon ab, ob die Familie ihre Zustimmung gibt.«

»Und falls nicht?«

»In dem Fall glaube ich nicht, dass Sie auf einen Test bestehen können.«

»Wie meinen Sie das, wir können nicht darauf bestehen?«, fragte Emma wütend. »Warum *sollten* die sich denn weigern? Warum glauben Sie denen und nicht uns?«

»Ich habe hier wirklich nichts zu entscheiden«, antwortete Brian. »Mein Rat an Sie lautet, gleich morgen früh ins Konsulat zu kommen, damit wir Ihnen einen englischsprachigen Anwalt besorgen können. In der Zwischenzeit«, er wühlte in seiner Hosentasche und zog eine Karte heraus, »habe ich hier ein paar Telefonnummern, falls Sie ein Bett für die Nacht ...«

»Ein Bett für die Nacht?« Emma war außer sich. »Wenn Sie glauben, ich würde mich einfach ins Bett legen, während Ritchie immer noch in diesem Haus bei diesen Leuten ist, sind Sie schief gewickelt.«

Brian Hodgkiss hörte höflich zu. Als Emma fertig war, sagte er: »Das ist Ihre Sache, Ms Turner.« Als Emma die angebotene Karte immer noch nicht genommen hatte, fügte er hinzu: »Ich muss Ihnen jedoch sagen, dass Sie sich, falls Sie zum Haus der Familie Hunt zurückkehren, möglicherweise eine Anzeige wegen Hausfriedensbruchs einhandeln. In dem Fall könnte das Konsulat nichts mehr für Sie tun.«

Seine Kälte verwirrte Emma.

»Die haben es Ihnen gesagt, stimmt's?«, fragte sie.

»Wer?«

»Die englische Polizei. Die haben Ihnen erzählt, was Dr. Stanford über mich gesagt hat. Deswegen wollen Sie mir nicht helfen.«

»Ms Turner, ich habe wirklich keine Ahnung, wovon Sie sprechen. Tja, ich würde es eigentlich vorziehen, die Polizei heute Abend kein zweites Mal hier zu sehen, aber ...«

Rafe trat einen Schritt vor.

»Ich nehme die Karte«, sagte er und streckte die Hand aus.

Mit erleichterter Miene gab Brian ihm die Karte.

»Reden Sie mit dem Anwalt, okay?«, sagte er in kumpelhaftem Tonfall. »Kommen Sie morgen früh wieder. Gegen neun, das müsste reichen.«

»Machen wir«, sagte Rafe knapp.

»Also dann. Gute Nacht.«

Brian hielt ihnen die Tür auf. Emma war so perplex, dass sie, ohne noch ein Wort zu sagen, das Haus verließ. Sie konnte es nicht fassen. Sie waren hilfe-

suchend hergekommen, aber man hatte sie hinausgeworfen wie Betrunkene aus einem Pub. Es konnte doch unmöglich sein, dass Brian Hodgkiss ihre einzige Verbindung zur britischen Vertretung darstellte? Es musste doch irgendjemand anderen geben, den sie anrufen konnten und der wusste, was jetzt zu tun war.

»Und jetzt?«, fragte sie Rafe. »Was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht.« Rafe stand auf der Treppe, hielt die Karte von Brian Hodgkiss in der Hand und wirkte so ratlos, wie Emma ihn noch nie gesehen hatte. »Vielleicht sollten wir warten und morgen früh mit diesem Anwalt reden.«

»*Morgen früh?*« Was war mit ihm los? »Bis dahin sind die Hunts über alle Berge. Sie werden Ritchie nehmen und verschwinden. Wahrscheinlich packen sie in diesem Moment schon die Koffer.« Emma überkam erneut Panik. »Warum haben wir ihn dort gelassen? Ich stand direkt neben ihm! Er war da. Vor meinen Augen, und ich habe ihn allein gelassen. O Gott! Wir müssen zurück, sofort!«

Rafe wollte etwas sagen, aber Emma hatte sich schon umgedreht. Sie würde das Auto nehmen und ... aber nein, das ging nicht, wo befand sich das Auto? Vor dem Haus der Hunts! Was um Himmels willen sollte sie nur tun? Auf der Straße war kein Verkehr. Im ganzen Ort waren die Bürgersteige hochgeklappt, nirgendwo brannte Licht. Sie wusste nicht einmal, wie sie ein Taxi herbeirufen oder eine Auskunft bekommen könnte

Irgendwo in der Nähe fiel eine Tür ins Schloss. Brian Hodgkiss näherte sich von einem Seitenflügel des Gebäudes und ging auf ein Auto zu, das am Straßenrand parkte. Er lief an ihnen vorbei, ohne sie zu bemerken.

Emma beobachtete ihn, dann rannte sie los.

»Warten Sie!«

Sie durfte ihn nicht gehen lassen. Auch wenn er ihr nicht helfen konnte, war er doch alles, was sie noch hatte.

»Warten Sie«, wiederholte sie.

Brian drehte sich um. Er machte ein argwöhnisches Gesicht. Als Emma ihn erreicht hatte, zerrte sie sich den Rucksack von der Schulter.

»Schauen Sie«, sagte sie und öffnete mit zitternden Händen die Klappe. »Ich habe Fotos von Ritchie dabei.« Sie durchwühlte den Rucksack nach dem Briefumschlag, den sie eingepackt hatte. »Sehen Sie?« Sie zog eins der Bilder aus dem Umschlag und hielt es Brian unter die Nase.

»Sagen Sie der französischen Polizei, sie soll das Kind mit diesen Fotos vergleichen. Dann werden sie sehen, dass er mein Sohn ist! Die müssen diesen DNA-Test machen. Die *müssen* es einfach! *Sie* müssen sie dazu bringen.«

Brian versuchte, den Blick von dem Foto abzuwenden, das Ritchie im Schlafanzug zeigte. Aber Emma ließ nicht locker, bis er hinschaute.

»Wie ich Ihnen schon sagte«, murmelte Brian, »habe ich keinen Einfluss auf die Polizeiarbeit. Ich bin hier ohne Machtbefugnis.«

»Und mehr haben Sie nicht zu sagen?« Emma schüttelte wütend das Foto. »Ihre Antwort lautet immer nur: ›Ich bin kein Anwalt. Ich bin kein Anwalt.‹ Ist das der einzige Satz, den Sie ...«

Hinter Emmas Rücken räusperte sich Rafe.

»Mr Hodgkiss«, sagte er, »haben Sie Kinder?«

»Wie bitte?«

»Haben Sie Kinder?«

Mr Hodgkiss hob eine Augenbraue.

»Ja, habe ich, in der Tat, aber ...«

»Wie alt sind Ihre Kinder?«

Mr Hodgkiss zögerte.

»Zwei und vier Jahre.«

»Würden Sie sie wiedererkennen?«, fragte Rafe. »Ich meine, wenn jemand sie mitnehmen und behaupten würde, es wären seine? Würden Sie sie trotzdem als Ihre Kinder erkennen?«

Brian Hodgkiss fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Sein Gesicht glänzte schweißnass. Trotz der Halbglatze sah er sehr jung aus, eher wie ein Schuljunge denn wie der Vater von zwei Kindern. Hier draußen gab er sich weniger großspurig als drinnen in der prächtigen Empfangshalle. Er schien ein netter Mensch zu sein. Wirklich. So als wollte er das Richtige tun.

»Hören Sie«, sagte er, »die Sache ist die, einer unserer Mitarbeiter hier im Konsulat ist ziemlich gut mit dem Hausarzt der Familie befreundet, einem gewissen Dr. Ridgeway, glaube ich.«

»Und das erhebt die Hunts über jeden Zweifel?«, fragte Rafe ungeduldig.

»Nein, natürlich nicht. Aber Dr. Ridgeway ist seit über zwanzig Jahren hier ansässig und in dieser Gegend bekannt und geachtet. Er ist selbst Brite, deswegen kümmert er sich besonders um die britischen Auswanderer. Und jene Familie hatte gewisse Probleme ...« Er überlegte, dann fuhr er fort: »Vielleicht dürfte ich es Ihnen nicht erzählen, aber ich sehe nicht, wo das Problem liegen sollte. Alle hier kennen die Geschichte. Anscheinend war das Kind der Hunts als Baby sehr krank, irgendeine Erbkrankheit, glaube ich. Hatte was mit den Nerven zu tun oder so ähnlich. Er wurde allen möglichen Spezialisten vorgeführt – die Eltern haben nichts unversucht gelassen, das können Sie sicher nachvollziehen -, und Dr. Ridgeway hat sich um das Kind gekümmert, wann immer sich die Familie in Frankreich aufhielt. Sie können sich also vorstellen, dass er die Familie und auch das Kind sehr gut kennt.«

»Sie wollen uns also sagen, die haben ein krankes Kind?«, fragte Rafe. »Ich bin zwar kein Arzt, aber auf mich hat das Kind ehrlich gesagt einen ziemlich gesunden Eindruck gemacht.«

»Na ja«, meinte Mr Hodgkiss, »das ist interessant. Die Familie hörte nämlich irgendwann von einer neuen Behandlungsmethode in Indien. Irgendein spirituelles Heilverfahren, ich kenne die Einzelheiten nicht. Jedenfalls war Dr. Ridgeway nicht sonderlich überzeugt, und er riet ihnen davon ab hinzufahren. Aber da sie alles andere schon probiert hatten, sind sie für ein paar Monate mit dem Kind rübergeflogen, und was soll man sagen ...« Er breitete die Arme aus. »Es hat funktioniert. Das Kind wurde geheilt.«

Verzweifelt sagte Emma: »Sie reden von einem anderen Kind. Das Kind, das ich heute gesehen habe, das Kind, das die Leute jetzt bei sich im Haus haben, ist *mein* Sohn!«

»Ms Turner ...«

Emma weinte und sagte zu Rafe: »Wir verschwenden unsere Zeit. Lass uns zurückfahren. Ich hätte ihn mitnehmen sollen, als sich die Gelegenheit dazu bot.«

Sie drehte sich zur Straße um.

»Sie werden sich mit ihm aus dem Staub machen«, wimmerte sie. Was wollte sie hier? Was, in Gottes Namen, hatte sie geritten, als sie zuließ, dass Ritchie ein weiteres Mal vor ihren Augen verschwand?

Ein Handy klingelte, dann hörte Emma Brians Stimme.

»Hallo?«

Emmas Gedanken rasten. Wie verdammt unsensibel von ihm, in diesem Moment ans Handy zu gehen. Dann fragte Brian mit lauter Stimme: »Was?«

Emma drehte sich um. Brian hob eine Hand, es war eine entschlossene Warten-Sie-kurz-Geste.

»Das ist ja unglaublich«, sagte er ins Handy. »Ja. Ja, ich glaube schon. Um ehrlich zu sein, haben wir uns genau in diesem Moment darüber unterhalten ... ja, ja. Ich rufe Sie wieder an.«

Brian ließ sein Handy zuschnappen.

»Tja!«, sagte er. Seine Wangen glühten. Er schien wie verwandelt, wirkte jetzt wie ein gutmütiger, freundlicher Weihnachtsmann, der eine wunderbare Überraschung für sie bereithielt.

Rafe und Emma starrten ihn an.

»Das war Philippa Hunt«, erklärte Brian. »Wie ich vorhin schon sagte, fühlen die Hunts mit Ihnen. Sie wollen helfen, indem sie sich selbst als Entführer ausschließen und Ihnen damit den Weg frei machen, sich auf andere Spuren zu konzentrieren.«

Rafe fragte: »Was wollen Sie damit sagen?«

Brian antwortete mit Stolz in der Stimme: »Mrs Hunt hat sich zu einem DNA-Test bereit erklärt.«

Das Gästehaus, das Brian Hodgkiss ihnen für die Nacht empfohlen hatte, lag direkt um die Ecke, in einer Nebenstraße. Die Fenster waren dunkel, aber offenbar wurden Rafe und Emma erwartet. Als sie vor dem Haus ankamen, öffnete sich quietschend eine Tür und gab den Blick auf eine ausgesprochen füllige, ältere Frau in einem bis oben zugeknöpften, geblühten Hausmantel frei.

»Psst!« Die Frau legte einen Finger an die Lippen. Dann winkte sie die beiden in den dunklen Flur, wo es nach Keksen roch, und verriegelte die Haustür hinter ihnen. Sie wedelte mit den Händen, um ihnen zu bedeuten, leise zu sein, und führte sie die mit einem braun gemusterten Teppichläufer ausgelegte Treppe hinauf. Oben angekommen, öffnete sie eine Tür zur Rechten und knipste das Licht an.

Alle drei blinzelten das gigantische hohe Bett an, das einen Großteil des Zimmers einnahm. Die Tagesdecke in leuchtendem Pink sah aus wie eine riesige Zunge.

»Voilà«, sagte die Frau zufrieden.

Emma war zu verdattert, um etwas zu sagen.

»Dieses Zimmer«, fragte Rafe entgeistert, »ist für ...«, er deutete abwechselnd auf sich und auf Emma, »uns beide?«

Die Frau machte ein erschrockenes Gesicht. Sie schnalzte kopfschüttelnd mit der Zunge.

»Deux chambres«, antwortete sie und hob zwei Finger. Sie durchquerte das Zimmer und stieß eine weitere Tür auf. Emma erhaschte einen Blick auf schimmernde Kacheln, eine weiße Wanne und ein weißes Waschbecken. Hinter dem Bad führte eine weitere Tür ins gegenüberliegende Zimmer.

»Ah«, sagte Rafe, »merci.«

Die Frau nickte, zeigte auf die gefalteten Handtücher auf dem Stuhl und ging hinaus.

Immer noch verwirrt, ließ Emma sich aufs Bett sinken.

»Wie zuverlässig ist ein DNA-Test?«, fragte sie.

Rafe antwortete: »Ziemlich zuverlässig, soweit ich weiß.«

»Es kann dabei nicht rauskommen, dass er von einer anderen abstammt, wenn es nicht so ist?«

»Nein.«

»Wie werden sie den Test durchführen? Müssen sie irgendwas in Ritchie reinstecken?«

»Nein. Sie werden mit einem Wattestäbchen eine Speichelprobe aus seinem Mund nehmen.«

»Wer?«

»Ein Arzt. Oder eine Krankenschwester. Mit den Hunts werden sie genauso verfahren. Sie werden von allen dreien Speichelproben nehmen, sie dann ins Labor schicken und auf Übereinstimmungen überprüfen.«

»So einfach ist das«, stellte Emma fest. Sie hatte das Gefühl, im letzten Moment vor einem tiefen Abgrund gerettet worden zu sein.

Es war kaum zu begreifen. Wie all das – Ritchie zu finden, den DNA-Test in die Wege zu leiten – beinahe nie passiert wäre. Wie nah sie daran gewesen war, ihn endgültig zu verlieren.

»Gott sei Dank«, sagte sie. »Gott sei Dank sind wir hergekommen. Ansonsten hätten die sich niemals darauf eingelassen.«

Rafe gab keine Antwort.

»Was?«, fragte Emma. »Was ist?«

»Warum, glaubst du, haben sie dem Test zugestimmt?«, fragte Rafe langsam.

Emma runzelte die Stirn. An der Wand gegenüber hing ein gerahmtes Bild von einem Pferd und einem Fohlen, die Nase an Nase im Stall standen.

»Keine Ahnung«, entgegnete sie. »Vielleicht haben sie Gewissensbisse?« Sie erinnerte sich, wie der Mann »Tut mir leid« gesagt hatte, bevor er ihr die Tür vor der Nase zuschlug.

»Oder sie wissen nicht, wie aussagekräftig so ein Test ist«, überlegte Emma. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass sich, wenn sie es wirklich tun und der Test so genau ist, wie du sagst, herausstellen wird, dass er nicht ihr Sohn sein kann.«

Rafe nickte.

»Oder?« Plötzlich war Emma sich nicht mehr sicher. »Was denkst du? Meinst du, sie verschwinden unbemerkt, während wir hier rumsitzen und auf den Test warten, ohne uns was Böses zu denken?«

Emma sprang auf.

»O Gott. Wir müssen zurück und das Haus beobachten.«

Rafe sagte: »Brian Hodgkiss hat dort angerufen, außerdem war die Polizei noch da. Brian glaubt nicht, dass die Hunts in dieser Nacht noch irgendwohin fahren.«

»Und du vertraust ihm?«

»Warum sollte er uns anlügen?«

»Weil er nicht auf unserer Seite steht. Er glaubt nicht, dass Ritchie mein Kind ist.«

»Emma.« Rafe versuchte, sie zu besänftigen. »Er weiß nicht, wem er glauben soll. Er macht nur seinen Job.« Rafe kratzte sich am Kopf. Er wirkte sehr unzu-

frieden mit sich. »Ich wünschte, ich hätte die Klappe gehalten. Ich weiß nicht, warum ich so was sage. Ich weiß nur eins: Wenn wir dorthin zurückfahren und die Hunts uns sehen, ändern sie vielleicht ihre Meinung, was den Test angeht.«

Emma versteifte sich einen Moment.

»Du siehst müde aus.« Rafe berührte ihre Hand. »Versuch, ein bisschen zu schlafen. Sieh mal.« Er wies zum Fenster. »Es dämmt gleich. In ein paar Stunden führen sie den Test durch. Im Moment können wir nichts tun.«

Als Rafe gegangen war, musterte Emma das Bett mit der Tagesdecke in grellem Pink. Versuch zu schlafen! Genauso gut könnte sie versuchen, den Atlantik zu durchschwimmen. Sie machte sich stattdessen daran, Gribbit aus der Tasche ihres Rucksacks zu ziehen. Er sah ganz verbeult aus, und seine Arme und Beine standen in alle Richtungen ab. Emma strich ihn glatt und drückte sich den Frosch dann ins Gesicht. Der Schmerz übermannte sie förmlich. Das Verlangen nach ihm schien übermächtig, jetzt, wo sie ihm zum Greifen nah gewesen war. Sie vermisste ihn so sehr. Tat sie das Richtige? Durfte sie in diesem Zimmer sitzen, während Ritchie sich in einem anderen Haus bei diesen Leuten befand? Es war seltsam, ihn in der Nähe und doch so weit entfernt zu wissen; es war falsch. Wenn sie bloß wüsste, was sie tun sollte. Ob sie sich allein zum Haus zurückschleichen und sich davorsetzen sollte, um zu verhindern, dass die Hunts mit Ritchie verschwanden? Sollte sie ein Fenster einschlagen oder eine Tür aufbrechen, um ins Haus zu gelangen, Ritchie zu packen und mit ihm zu flüchten?

Voller Unruhe stellte sie sich mit Gribbit ans Fenster. Keine Autos zu sehen. Keine Lichter. Nur niedrige Häuser, die sich zusammendrängten. Die Aussicht schien dieselbe wie einhundert oder zweihundert Jahre zuvor zu sein. Emma wollte sich mehrmals ihre Schuhe anziehen, überlegte es sich aber anders und ließ es bleiben. Wenn sie zum Haus der Hunts ging und der Test deswegen abgesagt wurde ... Am Ende gab Emma erschöpft auf. Sie schaltete das Licht aus und kroch unter die glatten Laken, ohne vorher die Tagesdecke vom Bett zu nehmen. Aber sie war zu aufgeregt, um zu schlafen. Die schweren Vorhänge waren nicht ganz zugezogen, so dass ein schwacher Lichtschein durch den Spalt fiel.

Ritchie hatte so klein und süß und hübsch ausgesehen. Kein Wunder, dass Antonia ihn so fest an sich drückte, ihn sogar vor ihrer eigenen Familie geschützt hatte. Er hatte gut genährt und gepflegt gewirkt und Kleider von der teuren Sorte getragen. Man konnte sehen, dass er nicht gequält wurde. Er litt nicht. Der Gedanke befreite Emma von einer schweren Last. Zum ersten Mal, seit alles angefangen hatte, fühlte sie sich wirklich erleichtert.

Aus dem Flur hörte sie das langsame Ticken einer Uhr; es klang wie ein Herzschlag.

Vermisste er Emma? Dachte er überhaupt an sie?

Eltern liebten ihre kleinen Kinder mehr, als sie sich das jemals hätten vorstellen können. Aber für die Kinder war es anders. Sie vergaßen Dinge einfach. Außerdem war Ritchie sicher sehr abgelenkt und beschäftigt. So viele Menschen, die ihn im Arm halten und lieb haben wollten.

Und das Haus, ja der ganze Ort war wunderschön. Die Gänse unter den Bäumen. Die Katze in der Sonne. Die Felder mit den gigantischen Maispflanzen.

Stell dir vor, du bist ein kleiner Junge und wächst hier auf.

Der Tag dämmerte. Fahles Licht fiel ins Zimmer. Emma legte sich auf die Seite. Das Stacheldrahtbündel in ihrem Bauch war verschwunden, stattdessen breitete sich dort jetzt eine raue Leere aus.

Kapitel 13

MONTAG, 25. SEPTEMBER
NEUNTER TAG

Am Morgen rief Emma als Erstes bei Brian Hodgkiss an. »Sie sind immer noch da, oder?«, wollte sie von ihm wissen. »Und sind nicht mit Ritchie weggefahren?«

»Sie sind immer noch da«, wiederholte Brian. »Ich habe eben mit ihnen telefoniert.«

Sie hatte keine Ahnung, warum die Hunts sich so kooperativ zeigten, aber ihr sollte es recht sein.

»Wann wird der Test durchgeführt?«, fragte sie.

»Heute Vormittag. Mrs Hunt bringt Ritchie um zehn in die Arztpraxis. Mr Hunt weigert sich, sich dem Test zu unterziehen. Er sieht keine Notwendigkeit. Aber das kann uns egal sein, denn obwohl normalerweise Proben von beiden Elternteilen genommen werden, benötigen wir für unsere Zwecke nur die mütterliche ...«, antwortete Brian.

Emma unterbrach ihn: »Wann bekommen wir die Ergebnisse?«

»In frühestens vierundzwanzig Stunden. Vorausgesetzt wir können das Labor dazu bewegen, uns als eiligen Fall zu behandeln.«

»Und Sie sind sich absolut sicher, dass sie in der Zwischenzeit nicht versuchen werden, mit Ritchie zu fliehen?«

In sehr geduldigem Tonfall erwiderte Brian: »Das ist äußerst unwahrscheinlich. Ein Konsulatsmitarbeiter wird sie regelmäßig aufsuchen, bis die Testergebnisse vorliegen. Die Hunts haben kein Problem damit. Ich denke, das sollte Sie beruhigen.«

Emma wusste nicht, was sie sonst noch sagen sollte.

Brian fragte: »Dürfte ich bitte mit Mr Townsend sprechen?«

Rafe übernahm das Telefon; aus der Distanz klang Brians Stimme blechern. Emma konnte jedes Wort hören.

»Sie wissen, dass sie sich der Familie auf keinen Fall nähern darf«, warnte Brian. »Schon gar nicht in diesem Zustand. Wenn sie die Hunts noch einmal belästigt, wird sie verhaftet. Die Hunts haben Angst um das Kind. Sie wollten, dass wir bis zum Eintreffen der Testergebnisse ein Auge auf ihr Haus haben. Ehrlich gesagt kann ich ihnen keinen Vorwurf machen.«

»Ich verstehe.«

»Sie sollten also im Interesse aller dafür sorgen, dass sie sich fernhält, bis die Testergebnisse vorliegen.«

Rafe sagte: »Das werde ich.«

Irgendjemand hatte den Mietwagen aus St-Bourdain geholt und vor der Pension in Bergerac abgestellt. Rafe schlug Emma eine Spazierfahrt vor. Er wählte die kleineren Nebenstraßen und bog willkürlich ab, denn die Hauptsache war, nicht stehen zu bleiben. Der Morgen war zitronenfrisch, und es begegneten ihnen keine anderen Autos. Hin und wieder lugte hinter den Baumwipfeln der umliegenden Hügel der Turm eines Schlösschens hervor. Es war wie im Märchen.

»Was glaubst du, was als Nächstes passiert?«, fragte Emma zum wiederholten Mal.

Rafe warf einen Blick auf die Uhr am Armaturenbrett.

»Kurz nach zehn«, sagte er. »Wahrscheinlich werden gerade die Abstriche gemacht.«

Emma fragte sich, wie Ritchie all das fand. Er konnte Ärzte nicht leiden. Als sie einmal wegen seiner Ohren mit ihm zu Dr. Stanford musste, hatte er sich so flach wie eine Flunder an sie gedrückt. Er war misstrauisch gewesen und hatte durchaus begriffen, dass etwas nicht stimmte. Emma konnte sich gut vorstellen, wie er sich in diesem Moment sträubte, den Mund zu öffnen, und nach dem Stäbchen griff, mit dem der Abstrich gemacht wurde.

»Er liebt alles Saure«, sagte Emma unvermittelt. »Zitronenscheiben. Solche Sachen. Obwohl er dabei immer das Gesicht verzieht, besteht er drauf, sie sich in den Mund zu stecken.«

»Männer«, sagte Rafe grinsend. »Wir lernen einfach nichts dazu.«

»Wirklich«, beharrte Emma, »er ist ein richtiger kleiner Mann. Du wirst es selbst sehen, wenn du ihn kennenlernst. Einmal hat er sich den Finger in der Tür eingeklemmt und dabei nicht mal geweint, obwohl der Nagel blau anlief. Er ist auf mich zugekrabbelte, hat eine Grimasse gezogen und den Finger hochgehalten, um ihn mir zu zeigen. Und er hat geübt, wie man gegen einen Ball tritt. Ich musste nur sein anderes Bein festhalten.«

Emma konnte gar nicht mehr aufhören zu reden. Was taten die anderen in diesem Moment? War der Test vorbei? War der Arzt nett zu Ritchie?

Nach einer Weile versagte Emma die Stimme. Sie fuhren schweigend weiter. An einer Kreuzung mussten sie anhalten. Vor ihnen versuchte ein Traktor mit einem Anhänger voller Landmaschinen an einer hohen Steinmauer vorbei nach rechts abzubiegen. Der Beifahrer, ein junger Mann, war ausgestiegen, um dem Fahrer beim Rangieren zu helfen. Die Sonne brannte vom Himmel. Ohne den Fahrtwind

stieg die Temperatur im Auto schnell an. Die Brise, die von draußen hereinwehte, war warm und voller Staub.

Irgendetwas störte Emma. In Mr Bap's Café hatte Antonia erzählt, sie habe ein Kind. Einen kleinen Sohn. Später hatte Emma vermutet, dass das gelogen war. Aber jetzt schien es, als hätte Antonia tatsächlich ein Kind. Aber wo war es? Die Bilder aus der Überwachungskamera hatten bewiesen, dass die Hunts kein anderes Kind aus London mitgenommen hatten als Ritchie. Und gestern in der Auffahrt war Ritchie das einzige Kind weit und breit gewesen. Falls die Hunts wirklich ein leibliches Kind besaßen – was hatten sie mit ihm gemacht?

Im Auto wurde es immer heißer.

Warum hatten die Hunts diesem DNA-Test zugestimmt? Es war seltsam, seltsam, seltsam. Rafe hatte schon am Abend zuvor gesagt, es sei seltsam, und er hatte Recht. Es ergab keinen Sinn, ein Kind zu entführen und dann nicht zu fliehen, obwohl die Polizei schon zweimal da gewesen war. Antonia musste heute Morgen mit Ritchie zum Test erschienen sein, andernfalls hätte das Konsulat sich längst gemeldet. Was aber noch nicht bedeutete, dass sie vorhatte, das Testergebnis abzuwarten.

Emma wandte sich Rafe zu.

»Lass uns zurückfahren. Zurück zum Haus.«

»Emma ...«

»Die Straße davor ist öffentlich. Niemand kann uns verbieten, dort entlangzufahren oder auf einem öffentlichen Parkplatz stehen zu bleiben.«

Rafe sagte: »Da hast du ausnahmsweise Recht. Trotzdem wird die Polizei das anders sehen.«

»Sie werden ihn entführen«, beharrte Emma. »Die warten nur, bis wir uns in Sicherheit wiegen, und dann hauen sie ab.«

»Emma, denk noch einmal nach.« Rafe sah verschwitzt aus, sein Gesicht war gerötet. »Was würde es nützen, vor ihrem Haus zu stehen? Falls die Hunts verschwinden wollen, gibt es jede Menge andere Möglichkeiten. Die leben auf einem Gehöft, umgeben von Äckern und Feldwegen. Wenn sie sich davonstehlen wollen, können wir sie nicht aufhalten.«

»Verdammt noch mal.« Emma hatte sich diesen Unsinn lange genug angehört. »Bei dir klingt es wie irgendeine Sportübung mit festgelegten Regeln. Wir reden hier über *meinen Sohn*! Wenn ich zu blöd bin zu kapieren, wie so etwas normalerweise abläuft, ist mir das egal. Ich will keine verdammt Spielregeln einhalten, sondern einfach nur da hin und ihn mir wiederholen.«

»Ich kann verstehen, wie du dich fühlst«, entgegnete Rafe. Er klang nicht weniger wütend und frustriert als Emma. »Und ich wünschte, ich könnte dir helfen.

Aber ich weiß, wie diese Leute ticken. Für die *ist* das Ganze ein Spiel. Man *muss* die Regeln befolgen, denn ansonsten machen sie keinen Finger krumm, um zu helfen. Ich wünschte, ich könnte dir raten, einfach mit ihm zu verschwinden. Aber das geht nicht, oder? Du hast keine Wahl.«

Emma ließ sich auf den Beifahrersitz sinken und legte die Hände über die Augen. Jedes Mal, wenn sie auf diesem riesigen Netz ein Stück vorangekommen war, spannte es sich und katapultierte sie an den Ausgangspunkt zurück.

Der Traktor dröhnte vor sich hin. Durch das geöffnete Fenster roch Emma den Gestank von Benzin und heißem Teer. Wieder ein Tag verloren. Aber bis hierher war sie immerhin gelangt. Sie würde durchhalten. Sie drückte sich Daumen und Zeigefinger an die Augen. Das Ganze war ein Spiel? Auch gut. Es war lächerlich, aber sie würde mitspielen. Sie würde es schon schaffen. Sie würde einfach hier sitzen bleiben und warten, denn eines war klar: Irgendwann würde das Testergebnis kommen, und alles hätte ein Ende.

Wenigstens wusste sie, dass es Ritchie gut ging. Sie hatte es selbst gesehen. In diesem Moment lag er wahrscheinlich in seinem Bett und schlief. Hatte er hier überhaupt den gleichen Tagesrhythmus wie zu Hause? Fiel Antonia auf, wenn er müde wurde? Gönnte sie ihm genug Schlaf?

Er hatte hier keinen Gribbit. Ohne den Frosch konnte er nicht einschlafen. Vermisste er ihn? Oder gab es hier ein anderes Stofftier? Einen neueren, plüschigeren, hübscheren Gribbit, einen gut riechenden, fleckenlosen Gribbit?

Emma verdrängte diese Gedanken. Es machte sie verrückt, hier herumsitzen und warten zu müssen. Aber sie musste Rafe vertrauen, dass Abwarten jetzt das Beste war. Wenn Rafe nicht gewesen wäre, hätte sie Ritchie niemals wiedergesehen.

Zum Glück ging es da vorn weiter. Der Traktor hatte es endlich an der Wand vorbeigeschafft. Der junge Mann winkte Rafe zu, bevor er wieder auf den Beifahrersitz kletterte. Rafe folgte nicht dem Traktor, sondern bog nach links in eine verlassene Straße ab. Sie kamen in ein neues Dorf. Sie hatten wohl die Küste erreicht. Emma konnte das Meer zwischen den Häusern glitzern sehen. In der Stadt selbst bevölkerten Touristen die Bürgersteige.

»Das ist Arcachon. Ganz in der Nähe gibt es eine sehr berühmte Düne«, erklärte Rafe. »Man kann raufsteigen, sie ist riesig. Wir sollten sie uns ansehen. Ein bisschen Bewegung täte uns gut.«

Wie aufs Stichwort erhob sich hinter den Bäumen vor ihnen plötzlich eine Art gelbe Mauer von der Höhe eines vierstöckigen Hauses.

»Das soll eine Düne sein?« Emma spähte misstrauisch hinauf. An den Rändern bewegten sich kleine schwarze Pünktchen wie Ameisen. Menschen, stellte Emma fest.

»Los, komm.« Rafe deutete auf den Seitenstreifen. »Wir sollten es versuchen. Das wird uns das Warten verkürzen.«

Es war eine Wohltat, aus dem Auto herauszukommen. Emma hatte lange genug in diesem Backofen gesessen. Um zur Düne zu gelangen, mussten sie ein kleines Wäldchen durchqueren, dessen Boden von Unkraut und heruntergefallenen Ästen bedeckt war. Emma legte den Kopf in den Nacken, um den Dünenkamm zu erspähen. Die Düne war wirklich steil.

»Ich glaube nicht ...«, begann Emma.

Rafe war schon im Begriff, hinaufzuklettern.

»Komm«, rief er. »Von oben werden wir eine tolle Aussicht haben.«

Emma versuchte halbherzig, ihm zu folgen. Nach einer Minute war sie außer Atem. Ihre Füße versanken bei jedem Schritt im Sand, so dass sie das Gefühl hatte, kein Stück voranzukommen.

»Geht's?«, rief Rafe. Er war stehen geblieben, um auf sie zu warten.

Emma richtete sich auf und strich sich das Haar aus der Stirn. Das T-Shirt klebte ihr am Körper. Das war doch verrückt. Da kletterte sie auf einen Sandhaufen, während ihr Kind im Haus einer Irren eingesperrt war. Was hatte sie sich eigentlich gedacht?

»Ich gehe nicht weiter«, entschied Emma. »Du kannst raufsteigen, wenn du unbedingt willst. Ich warte hier.«

Rafe rutschte die Düne wieder herunter.

»Zieh die Schuhe aus«, sagte er. »Schau mal, wie die Leute da drüben es machen.« Er zeigte auf eine Gruppe von Teenagern, die ein paar hundert Meter entfernt auf allen vieren hochkrabbelten.

»Das mache ich nicht«, sagte Emma verächtlich.

»Warum nicht?«

»Weil ich keine Lust habe. Das ist doch albern.«

»Gib mir deine Schuhe und deine Tasche«, versuchte Rafe sie zu überreden. »Dann hast du die Hände frei.«

Langsam ging er Emma auf die Nerven.

»Ich brauche deine Hilfe nicht«, fuhr sie ihn an. »Ich kann sehr gut allein ...«

»Das weiß ich.« Plötzlich klang auch Rafe wütend. »Aber du hast mehr zu tragen als ich. Ich wollte dir bloß helfen.«

Böse funkelten sie sich an. Dann beugte Emma sich zu ihrer eigenen Überraschung vor, um sich die Schuhe auszuziehen und sie Rafe nacheinander in die Hand zu drücken.

»Bist du jetzt zufrieden?«, fragte sie.

Sie legte die Tasche oben auf die Schuhe, drehte sich wortlos zur Düne um und begann hinaufzuklettern.

Diesmal kam sie schneller voran. Schweiß lief ihr von der Stirn, trotzdem gab Emma nicht auf. Der Hang wurde umso steiler, je höher sie kam. Ihre Lunge brannte, aber das war jetzt egal, denn sie wollte unbedingt hinauf.

Dann hatte sie den Kamm erreicht, und zu ihren Füßen breitete sich das graue Meer, der Atlantik, aus.

»Oh!«

Ringsum nur Weite. Der Wind peitschte Emma ins Gesicht und zerrte an ihren Haaren. Es war, als hätte jemand den Deckel von der Welt abgenommen und den Inhalt davonfliegen lassen. Übrig geblieben war nur die reine Freude darüber, oben angekommen zu sein. Emmas Beine fühlten sich wie Gummi an, aber das war nicht so schlimm. Alles würde in Ordnung kommen.

»Gut gemacht!«, rief Rafe. Er hatte vor Emma das Ziel erreicht und saß jetzt ein paar Schritte entfernt im Sand.

Emma war zu atemlos, um zu antworten. Ihre Knie knickten ein. Sie ließ sich zu Boden sinken, lag mit ausgestreckten Armen auf dem Rücken und starrte in den Himmel. Der Wind kühlte Emmas Stirn und Wangen. Sie schloss die Augen und lauschte dem Geräusch der Wellen und dem Kreischen der Möwen. Langsam beruhigte sich ihre Atmung, und das zitterige Gefühl in ihren Beinen ließ nach.

Eine Weile später setzte sie sich auf. Rafe hatte in der Zwischenzeit eine Sandburg gebaut und den unteren, breiteren Teil mit Steinchen verziert. Am Turm in der Mitte waren noch Rafes Fingerabdrücke zu sehen. Auf der Spitze ragte ein hölzerner Eisstiel in den Himmel.

»Helms Klamm«, erklärte Rafe, als er Emmas Blick bemerkte. »Uneinnehmbar für die Mächte der Dunkelheit.«

Der Wind blies stärker. Helms Klamm bebte kurz und fiel dann in sich zusammen.

»Und«, fragte er, »wie fühlst du dich jetzt?«

»Besser«, gestand Emma.

»Darf ich dich was fragen?«

»Sicher.«

»Wo ist deine Familie?«

Emma zögerte. Natürlich. Er hatte ja keine Ahnung. Sie strich sich die Haare hinter die Ohren.

Knapp, ganz knapp schilderte sie Rafe den Tod ihrer Mutter.

»Das tut mir leid.« Rafe sah sie an. »Und so kurz vor Ritchies Geburt.«

»Und mein Dad«, fügte Emma hinzu, »ist abgehauen, als ich drei war. Nach Swindon, wo er mit einer Frau namens Jackie zusammenlebt. Jetzt kennst du die Geschichte meiner Familie.«

»Siehst du deinen Dad noch?«

Emma schüttelte den Kopf. »Er ist gestorben, als ich neun war. Ich habe ihn sowieso kaum gekannt. Er hat sich nicht oft gemeldet, nachdem er ausgezogen ist.«

»Muss ziemlich schwer für deine Mum gewesen sein«, meinte Rafe.

»Na ja, es war nicht gerade ein Honiglecken. Sie hatte jede Menge Schulden und musste zwei Jobs annehmen, um uns über Wasser zu halten. Sie hat sich damit abgefunden. So gehört es sich doch, oder?«

Rafe schwieg. Emma konnte die nächste, unvermeidliche Frage schon fast hören: *Und was ist mit Ritchies Vater?*

Sie hatte keine Lust, jetzt darüber zu reden, deswegen kam sie ihm zuvor:

»Was ist mit deiner Familie? Bist du aus London?«

»Ich bin in Lewisham aufgewachsen«, antwortete Rafe. »Meine Mum lebt immer noch dort, zusammen mit meinem Stiefvater. Mein leiblicher Vater ist ausgezogen, als ich noch ein Kind war.« Er verzog das Gesicht. »Einfach so. Wie deiner.«

Und wie der von Ritchie, dachte Emma und spürte einen Stich. Stimmt mit ihnen etwas nicht? Warum hatte keiner von ihnen einen Vater, der daran interessiert war, sie aufwachsen zu sehen?

»Hast du noch Kontakt zu ihm?«, fragte sie höflich nach.

»Hin und wieder. Vor ein paar Jahren ist er nach Spanien gezogen. Fünfund-siebzig Jahre alt und immer noch auf der Suche nach sich selbst. Er spielt in Malaga Gitarre in einer Band, kannst du dir das vorstellen? Hat sich eine dreißig-jährige Freundin genommen.«

Rafes Grinsen verschwand. Er nahm den hölzernen Eisstiel und begann, im eingestürzten Sandhaufen zu rühren.

»Seit ich nicht mehr bei der Polizei bin«, sagte er, »stelle ich fest, dass ich ihm immer ähnlicher werde. Ich lasse mich treiben. Bin ständig auf der Suche.«

»Du warst sicher ein guter Polizist«, sagte Emma. Sie meinte es ehrlich.

»Na ja, es geht so. Ich bin in einer ziemlich rauen Gegend aufgewachsen und habe es meiner Mum nicht immer leicht gemacht, nachdem mein Dad weg war. Ein paar von uns haben dann angefangen, Autos zu klauen. Die Bullen sind angerückt und haben uns verfolgt. Glücklicherweise haben wir niemand dabei umgebracht, von uns selbst ganz zu schweigen. Obwohl ich heute sagen muss, dass das wohl kein großer Verlust gewesen wäre. Meist wurden wir von der Polizei geschnappt. Nach einer Weile hat mich das doch beeindruckt. Ich habe eingesehen, wie sinnlos

unsere Aktionen waren, das Rumhängen, die Diebstähle, wohingegen ich als Polizist vielleicht tatsächlich von Nutzen sein könnte.«

»Hattest du keine Probleme, in den Dienst aufgenommen zu werden?« Emma war neugierig geworden. »Weil du doch ein Autodieb warst.«

»Nee. Na ja, vielleicht. Als ich vierzehn war, bin ich in die nächste Polizeiwache marschiert – inzwischen kannten mich dort alle – und habe gesagt, dass ich Polizist werden möchte. Der Typ hinter dem Tresen fand, er hätte nie was Lustigeres gehört. Aber nachdem sie aufgehört hatten zu lachen, hat sich einer von ihnen tatsächlich sehr hilfsbereit gezeigt. Er riet mir, mich von Ärger fernzuhalten, in die Schule zu gehen und dranzubleiben, denn dann stünden meine Chancen, aufgenommen zu werden, genauso gut wie bei jedem anderen.« Bei dieser Erinnerung musste Rafe lächeln. »Meine Mum war begeistert.«

»Es hat dir aber nicht gefallen, oder?«, fragte Emma. »Im Polizeidienst, meine ich.«

»Doch.« Rafe Miene hellte sich kurz auf. »Doch, hat es.«

Der Wind zerzauste sein Haar, und im hellen Licht musste er die Augen zusammenkneifen. Die Geste ließ ihn konzentriert und kühn erscheinen, er sah jetzt so aus, wie Emma ihn sich vorstellte: aktiv, energiegeladen, ans Leben in der freien Natur gewöhnt. Wie er mühelos über Zäune und Mauern sprang oder sich, den Revolver in der Hand, von einer Brücke stürzte, um einen Verbrecher dingfest zu machen. Und dazu verfügte Rafe über Eigenschaften, die so viele Polizisten nicht – oder nicht mehr – hatten: Freundlichkeit und Mitgefühl. Das hatte er bewiesen, als er in ihre Wohnung gekommen war, um nach ihr zu sehen.

»Ich konnte gar nicht glauben, dass ich für die Arbeit auch noch bezahlt wurde«, erzählte Rafe. »Ich hätte es auch umsonst getan. Eine Zeitlang jedenfalls.« Er zuckte die Achseln. »Den Rest kennst du. Ich hatte mir dummerweise eingebildet, ich könnte etwas verändern. Aber das Ganze ist eine riesige Maschinerie. Ich wollte kein Rädchen darin sein.«

»Ein weiterer Grund, warum du dort hättest bleiben sollen«, sagte Emma. »Überall fehlen Leute, die ihre Aufgabe ernst nehmen. Wenn die Guten draußen bleiben, wird sich nie was ändern.«

Sie beobachtete ein Kind, das juchzend die Düne hinunterrollte. Eine Frau rutschte lachend und rufend hinterher. Das Kind hatte blondes, verwuscheltes Haar. Emma war sich sicher, dass Rafe sie beobachtete, aber als sie zu ihm hinüberschaute, hielt er seinen Blick auf die Rückseite der Düne gerichtet.

»Komm, wir feuern das Paar da unten an«, sagte er und sprang auf. »Sie sehen aus, als könnten sie Hilfe gebrauchen.«

Ein Mann und eine Frau, beide in den Siebzigern, kamen heraufgekllettert. Der rotgesichtige Mann atmete schwer, während er galant versuchte, seine üppige Gattin von hinten anzuschieben. Sie hatte aufgegeben und lag nur wenige Meter vom Dünenkamm entfernt auf dem Bauch.

»Weiter!«, rief Rafe. »Sie haben es fast geschafft!«

»Das habe ich ihr auch schon gesagt«, keuchte der Mann. Er sprach mit amerikanischem Akzent.

»Hör dich doch an«, sagte die Frau mit einem giftigen Blick. »Gib doch zu, dass du für jede Ausrede dankbar bist, um eine Pause einzulegen.«

Trotzdem stützte sie sich auf die Knie, um weiterzuklettern. Inzwischen schauten noch weitere Leute über den Kamm. Einige französische Schülerinnen, die im Kreis gesessen, Chips gegessen und sich angeregt unterhalten hatten, waren aufgestanden und bildeten jetzt eine lange Reihe auf dem Dünenkamm.

»Kommöhn Sie«, riefen sie. »Sie können es schafföhn!«

Als das Ehepaar endlich oben war, brachen die Mädchen in Gejohle aus und sprangen klatschend auf und ab. Zu ihrer eigenen Überraschung klatschte Emma mit.

»Oje.« Die Frau kniete im Sand, blies die Backen auf und wedelte sich Luft zu. »Wie nett von Ihnen. Ich dachte wirklich nicht, dass ich das schaffen würde.«

»Natürlich haben Sie das«, sagte Rafe.

Emma bemerkte, dass einige der Französinen zu Rafe hinüberschielten. Er hatte heute viel Sonne abbekommen und konnte ohne weiteres als Franzose durchgehen. Wie er da auf der Düne herumhüpfte und mit dem amerikanischen Ehepaar scherzte, wirkte er wie ein zu groß geratener Junge, strahlte gleichzeitig aber auch eine gewisse Härte aus. Er warf Emma einen Blick zu, und sie lächelte. Rafe schien überrascht zu sein und erwiderte das Lächeln. Aber Emmas Gedanken waren schon wieder ganz woanders. Sie dachte an den kleinen Jungen, der kreischend den Hügel hinuntergerollt war. Sie schlang die Arme um ihren Körper. Sie würde mit Ritchie herkommen. Eigentlich hatten sie sich nie zusammen amüsiert, nicht richtig. Es würde so sein wie mit dem Kleinen da unten.

Auf der Rückfahrt nach Bergerac machten sie in einem der gelben Steindörfer Halt, um etwas zu essen. Die Innenwände des Restaurants bestanden aus groben Ziegelsteinen, auf den Tischen standen Kerzen in leeren Weinflaschen. Kellner in schwarzen Westen und weißen Schürzen hasteten mit Eiskübeln und Speisekarten herum.

Da die Steinwände so dick waren, musste Emma vors Haus gehen, um Handyempfang zu haben. Weiter unten am Fluss spannte sich eine Brücke mit hübschen Bogen über das Wasser. Emma rief bei Brian Hodgkiss an.

»Ah, sehr schön«, sagte Brian Hodgkiss, als er Emmas Stimme hörte. »Der Test wurde durchgeführt. Ich habe eben noch mit den Hunts gesprochen. Sie sind noch in der Gegend.«

Was für eine Erleichterung! Emma hatte keine Ahnung, welches Spiel die Hunts da spielten; aber was immer es auch war, Ritchie schien in Sicherheit zu sein.

Sie sagte: »Ich habe mich gefragt, ob es vielleicht irgendeine Möglichkeit gibt, ihn heute Abend zu sehen?«

»Ich glaube nicht, dass das geht.« Brian klang verlegen.

»Nur ein ganz kurzes Treffen«, bettelte Emma, »im Beisein anderer Leute. *Sie* kann meinerwegen auch kommen.«

»Das geht nicht«, wiederholte Brian. »Nicht, solange die Familie ihre Zustimmung nicht gibt, was ich mir ehrlich gesagt nicht vorstellen kann. Es tut mir leid.« Es klang, als wäre es aufrichtig gemeint.

In freundlicherem Ton fügte er hinzu: »Es dauert nicht mehr lang. Die Ergebnisse müssten morgen vorliegen.«

Brian Hodgkiss klang viel netter als am Abend zuvor, so, als wäre er endlich auf Emmas Seite.

Emma schilderte Rafe das Telefonat.

»Vielleicht habe ich ihn bald wieder«, sagte sie mit zitternder Stimme.

Rafe schwieg. Die gute Laune, die er auf der Düne noch gehabt hatte, schien verflogen. Ein Kellner tauchte mit Tellern beladen an ihrem Tisch auf. Pyramiden aus Schinken, Käse, Tomaten, dazu warmes französisches Brot. Emma hatte zum ersten Mal seit Tagen wieder Appetit und probierte alles, aber Rafe hielt sich zurück. Ganz bestimmt war er müde von der langen Autofahrt und der Kletterei. Emma war sich im Klaren darüber, tief in seiner Schuld zu stehen.

Als sie zurückkamen, lag die Pension dunkel und still vor ihnen. Sie schlossen leise die Haustür auf. Emma schlich hinter Rafe die Treppe hinauf und musste sich anstrengen, in der Dunkelheit überhaupt etwas zu erkennen.

Rafes Zimmer besaß eine eigene Tür, die nur ein paar Schritte hinter der zu Emmas Raum lag. Er blieb vor der ersten Tür stehen, um ihr eine gute Nacht zu wünschen.

»Danke für den schönen Tag«, sagte Emma. Sie flüsterte, um niemanden zu wecken. »Das hat mir sehr geholfen und mich vom Grübeln abgehalten.«

Das stimmte. Emma fühlte sich erleichtert, viel gelöster und hoffnungsvoller als zuvor. Alles würde gut werden. Sie konnte es fühlen.

»Mir hat es auch gefallen«, meinte Rafe. »Ich bin froh, wenn ich dir helfen kann.«

Er ließ die Arme hängen. Emma ergriff seine Hände und umschloss sie fest.

»Wir schulden dir viel«, sagte sie, »Ritchie und ich. Du hast die Adresse für mich rausgefunden. All das hier wäre ohne dich nie geschehen. Warum hast du das getan? Du kennst uns kaum.«

Rafe holte tief Luft, als wollte er etwas sagen, doch dann schwieg er.

»Ist ja auch egal, warum«, sagte Emma lächelnd, »ich finde es jedenfalls schön, dass du uns begegnet bist.«

Sie beugte sich vor, um Rafe einen Gutenachtkuss zu geben. Dann schien ihr ein flüchtiger Kuss auf die Wange zu wenig. Sie ließ ohne nachzudenken Rafes Hände los und umarmte ihn.

»Ich danke dir«, sagte sie.

Rafe umarmte sie auch, drückte sie so fest wie sie ihn. Er presste seine harte und ein bisschen kratzige Wange an ihre. Er roch nach Schweiß, nach dem Meer und ein wenig nach Äpfeln und Ingwer.

»Habe ich gern gemacht«, sagte er.

Einen Moment lang hielten sie einander umfangen. Rafe ließ als Erster los und trat einen Schritt zurück.

»Wir sollten jetzt schlafen gehen«, erklärte er. »Morgen wird vielleicht ein anstrengender Tag.«

»Hoffentlich.« Emma glühte.

Aber sobald sie allein in ihrem Zimmer war, wusste sie, dass sie noch lange nicht würde einschlafen können. Als sie ihre Jeans auszog, rieselte Sand auf den Teppich. Die Socken klebten an ihren Füßen. Ein heißes Bad wäre jetzt genau das Richtige, um zu entspannen.

Emma schlich leise ins Badezimmer, um Rafe nicht zu stören. Sie zog ihr T-Shirt aus und hängte es über den Handtuchhalter. Dann hakte sie ihren BH auf. Im Spiegel über dem Waschbecken entdeckte sie die Falten an ihrem Bauch. An ihren Beinen zeichneten sich blaue Venen ab, die vorher nicht da gewesen waren. Die Schwangerschaft hatte sie zum Vorschein gebracht. Emma hatte die Krampfadern mit Schrecken an sich entdeckt, sich inzwischen aber an den Anblick gewöhnt.

Sie beugte sich gerade über die Badewanne, um den Wasserhahn aufzudrehen, als die Tür zu Rafes Zimmer aufging und er mit einer Zahnbürste in der Hand hereinkam. Er entdeckte Emma und schreckte zurück.

»Mist.« Emma hielt nach einem Handtuch Ausschau, riss dann ihr T-Shirt vom Haken und bedeckte sich damit.

»Entschuldigung. Entschuldigung.« Rafe wich rückwärts aus dem Zimmer. »Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich lasse dich allein.«

Emma sah sich wieder im Spiegel und zuckte zusammen. Wie peinlich. Sie hatte sich in voller Schwabbelpracht von einem Typen erwischen lassen, den sie kaum

kannte. Was hatte sie damals zu ihm gesagt, als er sie zu Hause besuchte und ihr anbot, das Abendessen zu kochen? Welche schmutzigen Absichten hatte sie ihm damals unterstellt? All das kam Emma jetzt wie ein Witz vor.

»Ist schon gut!«, rief sie. Am besten, sie machte alles nicht noch komplizierter. »Komm rein und putz dir die Zähne. Ich warte nebenan.«

Aber Rafe war weg. Die Porzellanseifenschale auf der Badewannenkante zitterte kurz und kippte dann herunter. Sie zerschellte auf den Bodenfliesen. Rafe musste sie bei seinem Rückzug berührt haben.

Ritchie saß auf Emmas Knien. Sie hielt ihn fest umschlungen, während sie ihm einen Muffin kleinschnitt.

»Er liebt Muffins«, erklärte sie Antonia, die ihr gegenübersaß. »Besonders die mit Schokolade.«

»Das wusste ich gar nicht«, sagte Antonia.

Ritchie streckte strahlend die Hände aus. Er nahm die Muffinstückchen und stopfte sie sich in den Mund.

»Sehen Sie.« Emma küsste Ritchie. »Ich habe es Ihnen doch gesagt. Er ist mein Sohn.«

Antonias Miene verfinsterte sich. Sie nahm einen schweren Becher und knallte ihn auf die Tischplatte.

Rums. Rums. Rums.

»Aufhören!« Entsetzt hielt Emma Ritchie die Ohren zu. »Was tun Sie da? Sie machen ihm Angst.«

Rums. Rums.

»Emma?«

Rums.

»Emma? Aufwachen!«

Sie lag auf irgendeinem glatten, pinkfarbenen Stoff. Aus allen Vorhangritzen drang Licht ins Zimmer.

Jemand hämmerte an die Tür.

»Emma!« Es war Rafe. »Man hat uns angerufen. Wir sollen zum Konsulat kommen.«

Emma war in der nächsten Sekunde aus dem Bett. Warum hatte man nicht sie persönlich angerufen? Hatte sie das Klingeln überhört? Sie zog sich eilig an, zwängte ihre Füße ohne Socken in die Turnschuhe und rannte aus dem Zimmer.

Sie wechselten kein Wort. Emma rannte den ganzen Weg, Rafe immer ein paar Schritte voraus. Das Konsulat befand sich gleich um die Ecke.

Man empfing sie am Seiteneingang und wies ihnen den Weg in ein Büro. Der Raum war einfach und modern eingerichtet, es gab einen Drehstuhl aus Leder und

einen Schreibtisch mit glänzender Oberfläche und einem Computer darauf. Alles war so anders als in der pompösen Eingangshalle, in der sie vor zwei Tagen gestanden hatten. Brian Hodgkiss stand neben dem Schreibtisch und begrüßte sie.

»Guten Morgen«, sagte er.

»Guten Morgen«, antwortete Emma atemlos. Ihr Blick hastete hin und her, sie suchte alles ab.

Neben Brian stand ein Mann, der sein Zwillingsbruder hätte sein können. Die gleiche beigefarbene Hose, die gleiche hohe Stirn, die gleiche gestreifte Krawatte unter dem Pullover mit Rundhalsausschnitt. Der Unbekannte hielt einen braunen, aufgerissenen Briefumschlag und ein zusammengefaltetes Blatt Papier in der Hand. Emmas Blick blieb am Papier hängen. Sie wusste sofort, was das war.

»Das Ergebnis vom DNA-Test ist da«, erklärte Brian überflüssigerweise.

Emma machte einen Schritt nach vorn, sie wollte dem Mann tatsächlich das Papier aus der Hand nehmen. Der hob den Arm und wich zurück.

»Ich verstehe, dass Sie es eilig haben«, sagte er. »Ich werde es nicht spannend machen.«

Er faltete den Brief auseinander. Starrte einen Moment lang darauf. Räusperte sich.

»Der Bericht ist recht detailliert«, erklärte er, »deswegen werde ich versuchen, Ihnen gleich das Wichtigste ...« Seine Augen wanderten über die Seite. Seine Stimme verlor sich. »... Test wurde durchgeführt mit der Zustimmung von ... hmm ... Name des Kindes ... ja ... mutmaßliche Mutter ... Wahrscheinlichkeit der ... ah, da ist es ja.« Er räusperte sich wieder. »Also. Um das Ganze zusammenzufassen. Wie das Testergebnis mit 99,999-prozentiger Wahrscheinlichkeit besagt, heißt die Mutter des betreffenden Kindes ...«, er blickte auf und kniff wie zur Entschuldigung die Lippen zusammen, »... Mrs Philippa Hunt.«

Kapitel 14

DIENSTAG, 26. SEPTEMBER
ZEHNTER TAG

Eine kalte Hand streckte sich nach Emmas Eingeweiden aus, packte fest zu und schüttelte sie, bis Emma fast zu Boden ging. Der Fußboden schwankte. Das Zimmer drehte sich.

»Ich verstehe nicht«, stammelte sie. Sie drehte sich zu Rafe um. »Du hast gesagt, der Test wäre zuverlässig.«

»Das dachte ich.« Rafe war bleich.

»Ist er auch«, warf Brians Zwillingbruder ein.

»Er ist nicht ihr Sohn«, sagte Emma flehend, »der Test ist falsch. Es muss doch irgendetwas geben, das wir tun können.« Brian Hodgkiss presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Ich bin britische Staatsbürgerin«, schrie Emma, »Sie sind verpflichtet, mir zu helfen!«

»Es tut mir leid.« Brian Hodgkiss wirkte jetzt wieder steif und kühl. So als hätte er Schwierigkeiten bekommen, weil er in diese Sache hineingerutscht war. »Es tut mir leid, aber wir können nichts tun. Fliegen Sie nach Hause. Vergessen Sie das hier. Vielleicht erfahren Sie in England, was mit Ihrem Kind passiert ist.«

»Können wir den Test nicht mit *meiner DNA* wiederholen? Vielleicht handelt es sich um einen Zufall. Vielleicht gibt es mehr als eine Übereinstimmung.«

»Ich glaube nicht, dass es so funktioniert.«

»Ich werde das Land nicht ohne Ritchie verlassen.«

»Ich muss Sie warnen«, sagte Brian Hodgkiss. »Wenn Sie die Familie noch einmal belästigen, hat das ganz sicher Ihre Verhaftung zur Folge.«

»Dann verhaften Sie mich doch!«, schrie Emma. »Ich werde hierbleiben. Wenn es sein muss, werde ich ihn kidnappen.«

Brian tauschte Blicke mit seinem Kollegen, dann sagte er: »Das würde ich Ihnen nicht raten, Ms Turner. Ehrlich gesagt ist die Familie derzeit bei Freunden untergebracht, aus Sicherheitsgründen. Sie haben vor, die Gegend bald zu verlassen. Das Haus steht zum Verkauf.«

»Sie ziehen weg?« Emma war schockiert. »Wohin?«

Brian gab keine Antwort.

»Wohin?« Emma schlug mit beiden Fäusten auf die Tischplatte. Stifte und Büroklammern hüpfen. Aus dem Augenwinkel konnte sie sehen, wie Brians Kollege eilig das Büro verließ. Ein Computer mit riesigem Monitor nahm einen Großteil der Tischplatte ein. Emma umfasste den Monitor mit beiden Armen und zerrte ihn an die Tischkante.

»Ich schmeiße das auf den Boden«, drohte sie. »Ich meine es ernst. Ich werde alle Fensterscheiben einschlagen. Ich werde nicht gehen, bis Sie mir antworten.«

»Ms Turner.« Brian stürzte herbei und rückte den Monitor wieder an seinen Platz. »Wir werden die Polizei rufen. Ich warne Sie. Ich werde Sie festnehmen lassen.«

Emma zerrte wieder am Monitor, und Brian rief: »Ms Turner!«

Aus dem Hintergrund kam Rafe's ruhige Stimme: »Emma. Emma, hör zu.«

»Lass mich in Ruhe.«

»Emma, das hat keinen Zweck. Komm mit mir. Wir besprechen das, wir denken uns was aus.«

»Lass mich in Ruhe.« Emma begann zu schluchzen. »Ich hätte ihn mir da vor dem Haus schnappen sollen, aber du hast mich daran gehindert. Wenn du nicht wärst, hätte ich ihn jetzt wieder.«

Rafe versuchte, ihre Hand zu nehmen. Emma ließ vom Monitor ab, wirbelte herum und stieß Rafe mit aller Kraft weg.

»Lass mich in Ruhe!«, brüllte sie. »Hau ab!«

Sie riss sich los, stolperte gegen den Schreibtisch und konnte sich gerade noch an der Kante festhalten.

Brian sagte: »Mr Townsend, ich werde leider nicht umhinkommen ...«

»Geben Sie uns eine Minute«, bat Rafe, »bitte!«

Und dann verließen Emma plötzlich die Kräfte. »Vorbei«, dachte sie und stellte verwundert fest, wie erleichtert sie war. »Es ist vorbei.« In ihrem Innern löste sich die Verhärtung auf, die sich nur gebildet hatte, weil die anderen sie für eine Irre oder eine Lügnerin gehalten hatten. Wahrscheinlich war sie denen auch egal gewesen, denn in dieser Welt gab es Menschen, die zählten, und solche, die nicht zählten. Manche hatten Macht, andere hatten keine; genau so war es. Emma wusste nicht, wie man an Macht kam, und sie würde es auch nie erfahren, denn das war ein Geheimnis, das nicht für Menschen ihres Schlags bestimmt war. Sie war niemand. Sie war nicht gut genug für Ritchie, das wusste sie jetzt. Sie sank neben dem Schreibtisch nieder und stützte sich auf ihre Arme, die sich anfühlten wie mit Sand gefüllt.

»Ist schon gut«, flüsterte sie, »ist schon gut.«

Rafe fragte: »Kommst du mit?«

»Ja.«

Die Tür flog auf. Drei oder vier Hünen stürmten herein und kamen auf Emma zu. Rafe hob die Hand.

»Sie ist dabei zu gehen«, sagte er kalt. »Ihr haltet euch zurück, okay?«

Brian musste irgendein Zeichen gemacht haben, denn die Männer blieben stehen.

»Alles in Ordnung, Emma?« Rafe reichte ihr die Hand. Sie musste sich beim Gehen auf ihn stützen.

»Ich glaube, es ist allein Ihre Schuld, dass sie überhaupt hier ist«, sagte Brian Hodgkiss zu Rafe, als sie hinausgingen. »In London werden Sie sich zweifellos ein paar unangenehme Fragen gefallen lassen müssen. Dienstgeheimnisse heißen nicht ohne Grund so. Man sieht ja, was sonst passiert!«, rief er ihnen nach.

»Ja, ja«, murmelte Rafe.

Der Mietwagen stand immer noch vor der Pension. Rafe öffnete die Beifahrertür und half Emma ins Auto.

»Warte hier«, sagte er und hob beschwichtigend beide Hände. Er schlug die Autotür zu und rannte in die Pension. Emma lehnte sich vor, bis ihre Stirn das Handschuhfach berührte. Einige Minuten später kam Rafe mit den Taschen zurück. Er schaute besorgt ins Auto, so als fürchtete er, Emma könnte verschwunden sein.

Sie verließen die Stadt.

»Was willst du tun?«, fragte Rafe. »Wenn du bleiben möchtest, bleibe ich bei dir. Ich weiß allerdings nicht, was wir hier noch ausrichten können.«

Sonnenblumen, ganze Felder davon. Die gelben Köpfe nickten.

»Vielleicht sollten wir zum Flughafen fahren«, schlug Rafe vor. »Wir fliegen nach Hause und setzen uns dort mit dem Auswärtigen Amt in Verbindung.«

»Ich habe Dr. Stanford gesagt, ich wünschte, er sei tot.«

»Ich weiß«, erwiderte Rafe. »Du hast es mir erzählt.«

»Das war aber noch nicht alles. Es kommt noch schlimmer. Ich habe dir nicht alles erzählt.«

»Manchmal sagt man Dinge ...«

»Ich habe ihr gesagt, dass ich manchmal daran denke, Ritchie zu verletzen.«

»Aber das hast du nicht ernst gemeint.«

»Doch, habe ich.« Emmas Stimme zitterte. »Habe ich.«

»Du bist zu deiner Ärztin gegangen, um dir helfen zu lassen«, rief Rafe und schlug mit der Faust aufs Lenkrad. »So, wie es sich gehört.«

»Ich wollte mir nicht helfen lassen«, sagte Emma.

Sie verdrehte sich auf dem Sitz und begann zu weinen.

»Ich hatte vor, ihn umzubringen.«

Sie erwartete, wieder von Rafe unterbrochen zu werden. Aber er schwieg. Das Auto fuhr mit unveränderter Geschwindigkeit weiter. In der Ferne war kurz ein goldenes Schloss zu erkennen, Helms Klamm im Wald. Dann waren sie vorbei, und das Schloss lag hinter ihnen.

»Muh«, sagte Ritchie an dem Tag, als er den ersten Schritt machte.

Er watschelte durchs Wohnzimmer und hielt die Arme in die Luft, wie um das Gleichgewicht zu halten. Er wankte auf Emma zu und schlang seine Arme um ihren Hals.

»Du schlauer Junge!« Emma packte ihn und bedeckte sein kleines, rundes Gesicht mit Küssen. »Du bist der schlaueste Junge auf der ganzen Welt!« Sie küsste seine Schläfen, dann seine Augenlider, die Ohren und schließlich die aller-schönste Stelle, die Stelle unterhalb der Ohren, an der die Wange in den Hals über-ging. Sie konnten beide nicht aufhören zu lachen.

Im Notfall entschied er sich jedoch fürs Krabbeln; es war immer noch die schnellere Fortbewegungsart. Er ging in die Küche und setzte sich die gelbe Plastikschüssel auf den Kopf.

»Halloo!«, rief er. »Halloo!«

Er liebte es aufzuräumen. Er legte alle Bauklötze in die Kiste zurück, er keuchte und grunzte vor Anstrengung, während er den Deckel für jeden einzelnen Klotz öffnete und schloss.

»Du kannst sie offen lassen«, erklärte Emma. Manchmal brachte er sie zum Lachen.

Aber dann gab es andere Momente, in denen er ihr den letzten Nerv raubte. Er machte eine Menge Arbeit. Immer war er da, immer auf der Suche nach ihr, und er brach in Tränen aus, wenn sie nur für eine Sekunde aus dem Zimmer ging. Musste sie aufs Klo, stand er draußen vor der Tür und rief: »Muh! Muh!«, bis sie wieder herauskam. Das ständige Gejammer zerrte an ihrem Nervenkostüm. Sie fing an, ihn öfter anzufahren, manchmal brüllte sie sogar, bis er endlich mit dem Geheul aufhörte und sie entsetzt anschaute.

Mit Ritchies Zähnen kamen die Mittelohrentzündungen, eine nach der anderen. Er wachte oft nachts auf und weinte, dann musste Emma aufstehen und ihn zu sich ins Bett holen, wo er mindestens eine Stunde damit verbrachte, rumzuhampeln, zu schniefen und auf ihren Bauch zu klettern. Sie ging mit ihm zu Dr. Stanford, die sagte, dass es sich lediglich um einen Virus handle und zusätzliche Antibiotika nichts bringen würden. Emma war anderer Meinung und davon überzeugt, dass Ritchie ernstlich etwas fehlte. Warum sonst war er so weinerlich und anhänglich? Dr. Stanford verlor langsam die Geduld mit Emma.

»Schon wieder hier?«, fragte sie, wann immer Emma auf dem Stuhl vor Dr. Stanfords Schreibtisch Platz nahm. »Was ist es denn dieses Mal?«

Emma stellte auch fest, dass sie viel müder war als früher. Sie unternahm keine ausgedehnten Spaziergänge mit Ritchie mehr, denn sie fühlte sich zu schwach dafür. Tagsüber lag sie immer öfter auf dem Sofa und schlief, während Ritchie allein durchs Wohnzimmer kroch und vor sich hin brabbelte. Ihre Abgeschlagenheit machte Emma Sorgen. Manchmal, wenn sie gerade dabei war zu essen oder Ritchies Buggy zu schieben, hielt sie einfach inne, unfähig, sich zu bewegen, so als drückte eine schwere Last buchstäblich auf ihre Schultern. Emma fragte sich, ob es etwas mit ihren Muskeln zu tun haben könnte. Ritchies Geburt hatte sie ziemlich beansprucht. Er war ein großes Baby gewesen, aber sie selbst war klein. Im Lauf der vergangenen Monate hatte sie Beschwerden entwickelt, die sie vorher nicht gekannt hatte: Blasenentzündungen, Blutarmut, Rückenschmerzen. Sie war nie besonders in Sorge um ihre Gesundheit gewesen, weil es dazu keinen Anlass gegeben hatte. Aber was, wenn sie jetzt krank wurde? Was in Gottes Namen würde sie dann mit Ritchie machen?

Emma wurde ganz besessen von der Idee, sich gesund zu ernähren. Sie und Ritchie hatten Anspruch auf kostenlose Milch, und sie lagerte Bohnen dosenweise ein, weil sie gehört hatte, Bohnen wären gesund. Kartoffeln auch; man konnte sie einfach in der Mikrowelle kochen. Für sechshundvierzig Pence bekam man eine Packung geschnittenes Brot, die für eine ganze Woche reichte. Vom Gesundheitszentrum erhielt Emma Vitamintabletten gratis, und sie achtete darauf, jeden Morgen eine zu schlucken. Trotzdem schaffte sie es, sich eine Halsentzündung zuzuziehen, die immer schlimmer wurde, bis Emma nach einigen Tagen nicht einmal mehr in der Lage war aufzustehen. Die Entzündung klang irgendwann ab, aber nicht, bevor Emma sich schreckliche Dinge vorgestellt hatte. Was, wenn sie ins Krankenhaus musste?

Was, wenn sie eines Tages stürzte, im Badezimmer vielleicht, und sich ein Bein brach und nicht mehr aufstehen konnte? Wer würde sie vermissen, wer würde kommen und nach ihnen sehen? Ritchie könnte in der Wohnung verhungern, ohne dass jemand es bemerken würde.

Achtundzwanzigster August. Ritchies erster Geburtstag. Das Sonnenlicht flutete zur Balkontür herein. Emma zog Ritchie seine Shorts und das blaue »Surfer Dude«-T-Shirt an. Er watschelte für eine Weile durch die Wohnung und wurstelte mit seinen Spielsachen herum, bis Emma ihn zum Mittagsschlaf in den Buggy legte. Sie musste noch die Küche aufräumen.

Nach einer Weile spähte sie um die Ecke, um nach Ritchie zu sehen. Er schlief neben der Balkontür, während die Sonnenstrahlen auf seine untere Gesichtshälfte

fielen. Emma stand mit dem Geschirrtuch in der Hand da und beobachtete ihn. Ein Jahr war er heute geworden! Wer hätte das gedacht? Er schnarchte leise. Selbst in diesem Moment war er so hübsch! Sie ging zum Buggy und streichelte Ritchie mit den Fingerspitzen über die Wange, ganz sanfte, damit er nicht aufwachte.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte sie sanft, »mein süßer kleiner Liebling.«

Heute würde sie sich ganz besondere Mühe mit ihm geben.

»Heute werden wir ein Geschenk für dich kaufen«, sagte sie. »Irgendwas richtig Schönes.«

Nach dem Mittagessen nahmen sie den Bus zur King's Road, eine Gegend, in der Emma normalerweise nie einkaufte, weil sie schlicht zu teuer war. Aber Ritchie trug immer diese billigen Klamotten vom Markt oder aus Billigkaufhäusern. Heute würde sie ihm endlich einmal etwas richtig Gutes gönnen.

Sie stiegen am Sloane Square aus und liefen auf der King's Road zurück in Richtung Westen. Viel Zeit war vergangen, seit Emma sich das letzte Mal in dieser Gegend aufgehalten hatte. Erstaunt sah sie sich um. Wie hübsch und bunt und sauber alles wirkte. Die Leute waren so gut gekleidet. Mädchen im Teenageralter mit Chiffonblusen und überlangen Ketten warfen im Gehen das lange, glatte Haar zurück. Ältere Frauen liefen mit riesigen Sonnenbrillen, aufgespritzten Lippen und winzigen Hunden in Handtaschen herum. Ein alter Mann in einer von zahllosen Orden geschmückten Uniform sauste in einem motorisierten Rollstuhl vorbei. Die Leute saßen an den Brunnen auf dem Duke of York Square, um Kaffee zu trinken, zu lesen und zu plaudern. Und die Geschäfte! Gott, sie hatte die Geschäfte vergessen. Wohin man auch sah: fantastische Vintagekleider und das Neueste von den großen Modehäusern; Schuhe; Schmuck; Handtaschen. Früher wäre Emma angesichts der Handtaschen schier ausgeflippt. Sie und Joanne hatten voller Ehrfurcht von Frauen gelesen, die sich um Plätze auf der Warteliste für Handtaschen balgten, die tausende Pfund kosteten. Jetzt kam ihr das seltsam vor. So viel Geld für eine Handtasche auszugeben, war verrückt, ja geradezu obszön.

Aber die Geschäfte für Kindermode ... Was für wunderbare Sachen es da gab! In einem Schaufenster hingen winzige weiße Kaschmirstrampler an gepolsterten Kleiderbügeln. Emma wunderte sich über die Größe. Hatte Ritchie tatsächlich jemals in so etwas hineingepasst? Jetzt wären sie selbst für seinen großen Zeh zu klein. Emma sah die Preise und erschrak ein zweites Mal. Wer in aller Welt gab so viel Geld für einen Strampler aus? Für ein Ding, das das Baby nicht länger als einen Monat trug? Und dann entdeckte sie auf einem überdimensionalen Buchstabenklotz mit dem Buchstaben »R« darauf einen hinreißend süßen, dunkelblauen Fleecepullover. Emma blieb stehen. Wie würde Ritchie darin wohl aussehen? Die Vorderseite zierte ein Filzelefant mit großen Augen. Der Elefant stand an

einem kleinen Teich, lächelte und begoss sich mit seinem Rüssel. Ritchie würde ihn lieben! Aber ein Fleecepullover wäre bei diesem Wetter zu warm. Dann überlegte Emma. Wenn sie den Pullover etwas größer kaufte – für ein achtzehn statt zwölf Monate altes Kind beispielsweise –, würde Ritchie ihn den ganzen Winter lang tragen können und noch darüber hinaus. Die Ausgabe würde sich lohnen.

Im Laden hob sie Ritchie aus dem Buggy, damit er den Pullover anprobieren konnte. Er lachte Emma schelmisch unter der Kapuze heraus an.

»Wie sü-üß!«, flötete die Verkäuferin. Das sagten sie immer, damit man ihr Zeug kaufte. Aber in diesem Fall stimmte es. Ritchie sah tatsächlich süß aus.

»Jetzt ist er ihm noch zu groß«, erklärte die Verkäuferin lächelnd, »aber wenn es kalt wird, passt er genau.« Sie trug ein langes Seidentop über einer Leinenhose; und das weißblonde Haar reichte ihr bis zur Taille. Auf ihrem Namensschild stand »Ilona«. Emma schaute zur Seite. Inzwischen irritierte es sie, von Leuten angesprochen zu werden. Emma wusste, wie sie in den Augen anderer heute aussehen musste. Es war einfacher, ihnen aus dem Weg zu gehen und mit niemandem zu sprechen.

Während die Verkäuferin den Fleecepullover in weiches, blaues Seidenpapier einwickelte, stand Emma an der Kasse und beobachtete Ritchie, der durch den Laden watschelte und sich die Spielsachen anschaute. Er war ein bisschen unsicher auf den Beinen und kippte bei jeder Gelegenheit um. Vor einem roten Bobbycar mit schwarzen Rädern und einer Vertiefung in der Mitte, die als Sitz diente, blieb er stehen. Er packte den Griff am hinteren Ende des Bobbycars und schob. Es bewegte sich.

»Muh!« Entzückt wandte er sich Emma zu, um sich zu vergewissern, dass sie es auch gesehen hatte.

»Das ist toll!«, sagte Emma. Die Verkäuferin band eine blaue Schleife an den Griff der Plastiktüte. »Aber jetzt müssen wir gehen.«

Ritchie ignorierte sie. Er gab dem Bobbycar einen weiteren Schubs.

»Das gefällt dir, was?«, rief die Verkäuferin. »Unser Bobbycar gefällt dir.«

»Komm, Rich.« Emma nahm seinen Arm.

Ritchie heulte und versuchte, sich loszureißen. Mit dramatischer Geste streckte er die freie Hand nach dem Bobbycar aus.

»Der Arme.« Ilona, die verführerische Verkäuferin, rief vom Verkaufstresen herüber: »Er will nur spielen.«

Emma gab keine Antwort und setzte ihn unsanft in den Buggy. Dann schnappte sie sich die Tüte vom Tresen, stieß die Ladentür auf und trat auf die Straße. Sie war wütend auf die Verkäuferin und auf Ritchie.

»Warum hast du dich so aufgeführt?«, fuhr sie ihn an. Er hatte sich ihrem Willen noch nie widersetzt.

Ritchie saß still im Buggy, die Wangen vor Aufregung gerötet. Emma achtete nicht darauf, wie viele Leute sie mit dem Buggy anrampelte. Oh, diese blöde Kuh mit ihren Seidenklamotten und ihren langen Haaren.

Emma lief die ganze King's Road entlang, am Rathaus und Heal's und dem Kino vorbei. Dann, als sie sich beruhigt hatte, drehte sie wieder um und ging den ganzen Weg zurück zum Geschäft.

»Bitte nicht einpacken«, sagte sie knapp zur Verkäuferin, als die mit einem Berg Seidenpapier ankam, um das Bobbycar einzuwickeln.

Draußen vor dem Geschäft band Emma ein Stück Schnur am Lenkrad des Bobbycars fest. Sie zog es den ganzen Weg bis nach Hause hinter sich her. Inzwischen brannte die Sonne unerbittlich heiß vom Himmel. Ein Bus blies Emma schwarzen Qualm ins Gesicht. Sie war jetzt müde, freute sich darauf, sich bald hinlegen zu können.

Als sie zu Hause ankamen, hatte Ritchie das Bobbycar längst vergessen. Doch sobald er es im Aufzug neben sich entdeckte, hellte sich seine Miene auf.

»Ah-ha-ha-ha«, gluckste er und streckte die Arme danach aus, »ah-ha-ha-ha.«

Er schob das Bobbycar begeistert durch die Wohnung. Emma zeigte ihm, wie er sich daraufsetzen konnte. Er war so glücklich, dass sie sich für ihren Versuch, ihm das Geschenk zu verweigern, hasste. Sie suchte nach dem Fotoapparat.

»Lächel für Mummy«, sagte sie.

Ritchie lächelte, es war ein breites Elefantenlächeln. Emma drückte auf den Auslöser.

Einige Tage später wachte sie wie so oft schon vor dem Morgengrauen auf und starrte trübsinnig den großen Riss in der Decke an. Würden sie und Ritchie ewig in dieser Wohnung bleiben müssen? Emma hatte vorgehabt, nur vorübergehend hier zu wohnen, bis sie etwas anderes gefunden hatte; aber inzwischen war ein Jahr vergangen, und sie lebten immer noch dort. Würde Ritchie in dieser Wohnung groß werden? Würden seine Kindheitserinnerungen aus graffitiverschmierten Wänden und dem trostlosen Ausblick auf eine Gegend ohne jedes Grün bestehen?

Sie hasste dieses Leben. Es war blöd, von Sozialleistungen und in einer Wohnung leben zu müssen, die man zugewiesen bekommen hatte. Keine Wahl zu haben, sich nicht beschweren zu dürfen, keine Entscheidung treffen zu können. Sie mochte den Sozialarbeitern keinen Vorwurf machen, sie hatten sich sehr hilfsbereit gezeigt, aber Emma wusste, was sie von ihr hielten. Wieder so eine alleinerziehende Mutter, die das System ausbeutet. Emmas Mutter hätte sich

geschämt. Niemals hätte sie vor der Rente auch nur einen Penny vom Staat angenommen, genauso wenig wie ihre Großmutter.

Aber falls Emma tatsächlich einen Job fand, wie würde sie den Kindergarten bezahlen? Und was, wenn sie genug verdiente, um in eine nettere Wohnung zu ziehen, und dann krank wurde und nicht mehr arbeiten konnte? Wie würde sie dann die Miete bezahlen? Hier zu wohnen, war wenigstens billig. Trotzdem quälte sie die Vorstellung, für immer hierbleiben zu müssen.

Im Zimmer wurde es heller. Bald würde Ritchie aufwachen. Die Aufgaben des kommenden Tages stürzten auf Emma ein. Sie musste Ritchie anziehen und füttern. Und die Wäsche waschen, was bedeutete, dass sie die Klamotten einsammeln und in den Gemeinschaftswaschraum im Keller des Hauses bringen musste, und das zusammen mit dem Waschpulver und Ritchie. Dann die Waschmaschine beladen. Eine Stunde später wiederkommen, um alles in den Trockner zu legen. Die Klamotten herausholen und zurück in die Wohnung schleppen. Ritchie das Mittagessen zubereiten und ihn füttern. Einkaufen gehen. Abspülen. Die Küche sauber machen.

Emma blieb mit pochenden Schläfen im Bett liegen.

Um sieben wachte Ritchie auf. Er klammerte sich kichernd ans Gitter seines Bettchens. Emma seufzte und stieg aus dem Bett, um ihn herauszuheben. Tat sie das nicht, würde er innerhalb einer Minute zu weinen beginnen.

Heute fühlte sie sich jedoch besonders müde und kaputt. Sie fütterte Ritchie mit der einen Hand, während sie ihr Kinn in die andere stützte und die Krümel am Boden anstarrte. Sie musste dringend einmal Staub saugen. Das meiste von Ritchies Kleidung lag im Wäschebeutel, deswegen zog sie ihm die Hose vom Vortag wieder an. Ein Hosenbein war mit Spinat bekleckert. Ritchie wehrte sich, als sie ihm den Pullover über den Kopf ziehen wollte.

»Grraaagh.« Er war in Hochform, wollte Aufmerksamkeit.

Emma klemmte ihn zwischen ihren Beinen ein und zog ihm den Pullover mit Gewalt an.

»Jetzt sei endlich still«, schimpfte sie, »damit ich mich auch anziehen kann.«

Sie konnte sich nicht aufraffen zu duschen. Dazu müsste sie Ritchie wieder in sein Bettchen setzen, wo er die ganze Zeit brüllen würde. Außerdem, wer würde sie schon sehen? Sie musste nur zu Sainsbury's. Sie zog sich einen Wollpullover über den Trainingsanzug und band sich die Haare zurück. Dann schlüpfte sie in ihre Flipflops. Fertig. Das reichte.

Der Spiegel an der Rückwand des Aufzugs sagte etwas anderes. Dort entdeckte Emma Schuppen in ihrem Haar. Außerdem sahen ihre Zähne gelb aus.

Gerade als die Aufzugtür zuging, rief jemand: »Stopp! Warten Sie!«

Die Türen glitten wieder auf, und Rosina Alcaez, die Nachbarin, eilte herein, frisch und adrett in der blauen Krankenschwestertracht.

»Danke, vielen Dank«, keuchte sie, »tut mir leid.«

Sie lächelte Ritchie an.

»Wie geht es dir?«, fragte sie. »Du hast mich nicht besucht.«

Emma hatte sich den Besuch fest vorgenommen, aber Rosina arbeitete sehr viel, und Emma wollte nicht in einem unpassenden Moment klingeln. Rosina sollte sich nicht verpflichtet fühlen, sie hereinzubitten. Im Lauf der Zeit schien es für Emma sowieso zu anstrengend, mit einer Frau zu plaudern, die sie kaum kannte.

Rosina warf Ritchie seltsame Blicke zu. Emma musste an ihre ungewaschenen Haare denken und wandte den Kopf ab. Rosina hörte nicht auf zu starren. Emma wünschte sich, sie würde sich raushalten und sich um ihren eigenen Kram kümmern.

»Ist mit dir alles in Ordnung?«, fragte Rosina leise.

»Mir geht's prima«, antwortete Emma knapp.

Mit einem Ruck kam der Aufzug im Erdgeschoss zum Stehen. Als die Türen sich geöffnet hatten, schob Emma den Buggy über die Schwelle und eilte so schnell sie konnte davon.

Als sie draußen auf der Straße stand, hatte sich der Knoten in ihrem Hals gelöst. Im Sainsbury's hielt Emma die Augen gesenkt und weigerte sich, mit dem geschwätzigen indischen Kassierer zu reden. Auf dem Rückweg blieb sie an einem Geldautomaten stehen, um ihren Kontostand zu überprüfen.

Das Portemonnaie war nicht mehr in ihrer Tasche.

Emma wühlte darin herum, um sich zu vergewissern. Sie durchsuchte alle Taschen, anschließend den Buggy und die Plastiktüten.

»Toll«, seufzte sie und richtete sich wieder auf. Sie musste die Geldbörse bei Sainsbury's liegen gelassen haben. Sie wendete den Buggy und lief zurück.

»Habe ich eben mein Portemonnaie hier vergessen?«, fragte sie den Kassierer.

Er war gerade dabei, eine andere Kundin zu bedienen, eine Frau in einem pinkfarbenen Poncho, die Emma böse anstarrte.

»Ihr Portemonnaie, Madam?«, fragte der Kassierer.

»Ja.« Emma war zu aufgeregt, um höflich zu sein. »Mein Portemonnaie. Ich hatte es eben noch in der Hand, um die Lebensmittel zu bezahlen. Ist knapp fünfzehn Minuten her.«

»Lassen Sie mich nachsehen.« Der Kassierer suchte seinen Arbeitsplatz ab, dann beugte er sich vor, um einen Blick auf den Fußboden zu werfen.

»Kein Portemonnaie«, sagte er dann. »Tut mir leid.«

Mist. In der Geldbörse hatten vierzig Pfund gesteckt, in bar. Davon hätte sie Lebensmittel für eine ganze Woche kaufen können. Vielleicht hatte sie sie auf der Straße verloren. Emma ging die Strecke bis zum Geldautomaten zurück, den Blick immer auf den Bürgersteig gerichtet. Nichts zu sehen. Sie durchsuchte ein weiteres Mal alle Taschen und Tüten. Dann zog sie ihr Handy heraus. Sie würde die gestohlene Karte sperren lassen müssen.

»WillkommenbeimKundenserviceSiesprechenmitDenise kannichbitteIhreKontonummerhaben?«, ratterte es am anderen Ende der Leitung.

»Die ... äh«, stammelte Emma. »Drei ... nein.« Drei oder acht? Welche Zahl war es? Sie kannte die verdammte Nummer auswendig. Warum konnte sie sich plötzlich nicht mehr daran erinnern?

»Anscheinend fällt sie mir gerade nicht ein«, erklärte Emma.

»Tut mir leid, dann kann ich Ihnen nicht helfen«, flötete die Stimme.

»Aber ich muss meine Karte sperren lassen«, protestierte Emma. »Ich glaube, sie wurde mir gestohlen.«

»Ich brauche die Kontonummer.«

»Ich kann Ihnen meinen Namen geben und die Adresse meiner Filiale in Bath.« Emma zählte alle Einzelheiten auf.

Ein Klicken in der Leitung, dann sagte die Stimme: »Tut mir leid, diese Filiale ist nirgends verzeichnet.«

»Das kann nicht sein.« Das Ganze war so abstrus, dass Emma fast lachen musste. »Ich habe mein Konto da, seit ich fünfzehn bin.«

»Wie lautet der Filialcode?«

»Keine Ahnung. Hören Sie, können Sie mich nicht einfach in meine Filiale durchstellen, damit ich das persönlich regeln kann?«

»Das ist leider nicht möglich, Madam. Außerdem ist diese Filiale nirgends verzeichnet.«

Emma hackte auf die »Auflegen«-Taste. Blöde Kuh. Emma würde die nächste Filiale aufsuchen und dort mit einem echten Menschen sprechen.

In der Bank ging sie direkt zum Schalter für den Kundenservice, hinter dem eine junge Frau mit schweren Augenlidern saß und sich etwas vom Kostümärmel zupfte.

»Kann ich helfen?« Die junge Frau untersuchte den Krümel zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Ja«, sagte Emma. »Ich möchte den Diebstahl meiner Bankkarte melden.«

»Haben Sie es bei der Hotline probiert?«

»Ja, habe ich. Die konnten mir nicht weiterhelfen. Deswegen bin ich hier.«

Die junge Frau seufzte laut. Sie zog ihren Flachbildmonitor herum.

»Kontonummer?«

»Die fällt mir im Moment nicht ein«, antwortete Emma. »Aber ich weiß die Adresse meiner Filiale und meine eigene und mein Geburtsdatum und alle meine Passwörter, und ich kann Ihnen meine Unterschrift zeigen ...«

»Wir brauchen die Kontonummer.«

»Hören Sie.« Emma musste sich zusammenreißen. »Wenn ich *gewusst hätte*, dass meine Karte heute gestohlen wird, hätte ich die Kontonummer mitgebracht, oder? Weil ich das aber nicht habe und auch nicht möchte, dass irgendjemand meine Karte benutzt, tue ich mein Möglichstes, um sie sperren zu lassen. Aber bei Ihnen scheint wohl niemand daran interessiert zu sein, mir zu helfen. Ich – weiß – die – Kontonummer – nicht. Lösen Sie das Problem. Das ist Ihr Job!«

Emma hatte sehr laut gesprochen. Zwei massig wirkende Männer mit blauen Hemden waren wie aus dem Nichts aufgetaucht und hatten sich rechts und links von der Bankangestellten aufgebaut.

»Alles in Ordnung?«, fragte einer der Männer.

Die Leute in der Schlange vor dem Kassenschalter drehten die Köpfe. Ritchie fing an zu schniefen.

Mit zitternden Händen drehte Emma den Buggy um und verließ die Bank.

Sie wusste, dass sie schnell nach Hause gehen und die Kontonummer holen musste, aber sie war jetzt zu wütend, sie musste erst mal von hier weg, um sich zu beruhigen. Sie schob den Buggy zum Flussufer.

Unter der Hammersmith Bridge schubsten sich ein paar Schüler in Schuluniform und Krawatte gegenseitig an die Mauer. Sie lachten laut. Ein Stück entfernt auf dem Uferweg kam Emma ein Mann entgegen. Selbst aus dieser Entfernung konnte sie erkennen, dass etwas mit seinem Gesicht nicht stimmte. Ein Auge saß niedriger als das andere, und die Haut darunter war gerötet wie bei einer Narbe.

Als der Mann näher kam, stießen die Jungen sich an und wurden still. Es war klar, was gleich passieren würde. Kaum hatte der Mann die Brücke erreicht, gab einer aus der Gruppe irgendeinen Kommentar ab, den Emma nicht hören konnte. Alle fingen an zu kichern.

Der Mann blieb stehen.

»Verzeihung«, sagte er in höflichem Tonfall, »es besteht überhaupt kein Grund für derlei Bemerkungen.«

»Was hast du gesagt?«, fragte der Junge und drückte die Schultern durch. Er trat ganz nah an den Mann heran und hielt sein Gesicht direkt vor das des Mannes. »Du Mutant. Was fällt dir ein, so mit mir zu reden?«

Der Mann ging schnell weiter.

»Scheißbehinderter!«, rief der Junge ihm nach. »So was wie dich sollte man nicht auf die Straße lassen.«

Der Mann tat so, als hätte er nichts gehört. Würdevoll schritt er weiter und verschwand hinter der nächsten Ecke. Emma hingegen verspürte plötzlich einen solchen Hass und Zorn, dass sie die Zähne zusammenbiss. Das Verlangen, hinüberzulaufen und dem Jungen ins Gesicht zu schlagen, wurde übermächtig.

Sie zwang sich jedoch kehrzumachen und den Buggy über die Rampe zur Straße zurückzuschieben. Dann bog sie rasch nach links auf die Brücke ab. Halt! Was war mit ihr los? Die Wut nahm zu, schwoll an, bis Emma übel davon wurde. War das die Welt, in der Ritchie aufwachsen würde? Waren das die Leute, mit denen er sich würde herumschlagen müssen? Oder würde er eines Tages so wie sie sein?

Oben auf der Brücke versuchte Emma, sich zu beruhigen. Sie legte eine Hand aufs Geländer. Unter ihr rauschte der Fluss. Die altmodischen, grün-goldenen Laternen schaukelten im Wind.

»Du zählst nicht«, sagte eine tiefe Stimme. »Du bist ein Nichts.«

Emma fuhr hoch und ließ den Blick nach rechts und links schweifen. Wer hatte da gesprochen? Die Brücke war menschenleer. Emma starrte wieder auf das Wasser, und ein seltsames Gefühl beschlich sie. Ein starkes Gefühl. Eine Gewissheit.

Wir werden alle sterben.

Nicht nur sie – alle. Alle in London. Selbst Ritchie, das Kostbarste, das sie besaß. Das Wissen war genauso real wie die Tatsache, dass sie hier auf der Brücke stand. Diese wunderschöne, gierige Stadt würde zusammenbrechen wie einst das Römische Reich.

Etwas Starkes, Böses kroch über die Brücke auf Emma zu. Es umfing sie wie dichter Rauch. In Todesangst stieß Emma den Buggy von sich, um Ritchie vor dem Bösen zu retten.

Die dunkle Stimme sagte: »Du bist nutzlos. Du wirst ihn enttäuschen.«

»Wer spricht da?«, kreischte Emma. »Wer bist du?«

»Runter von der Brücke«, befahl die Stimme.

Emma packte die Griffe des Buggys und rannte los. Ihre Schritte hallten auf den hohlen Bodenplatten.

Als sie sich vom Ufer entfernt hatte, ließ Emmas Gefühl, nicht allein zu sein, nach; aber die Angst blieb. Sie zitterte.

An diesem Abend weigerte Ritchie sich, seinen Brei zu essen. Emma versuchte nicht, ihn dazu zu zwingen. Sie saß erschöpft auf dem Sofa, einen Teller Bohnen auf den Knien. Ritchie schien bestens gelaunt. Immer wieder wollte er Emma dazu bringen, mit seinem Plastikwerkzeugkasten zu spielen. Sie sollte ihm zeigen, wie

man die Kugel mit dem Hammer durch das Loch schlug. Jedes Mal, wenn die Kugel durchfiel, machte es *ding, ding, ding*. Ritchie liebte das Geräusch.

»Sei still«, fuhr Emma ihn an.

Sie hatte das Gefühl, als wollten Millionen von Händen nach ihr greifen. Immer wieder musste sie an den Fluss denken. An die Schüler, die den Mann mit dem verbrannten Gesicht verhöhnt hatten. An die seltsame Stimme auf der Brücke. An diese Ahnung des Bösen. In der Zeitung las Emma ständig von Terroranschlägen, Klimawandel, Grippewellen und so fort. Immer waren es Menschen wie diese Jungen, die hart und rücksichtslos genug waren, die anderen niederzut trampeln, nicht Menschen wie sie oder Ritchie.

Ritchie stellte sich neben sie und schob lächelnd das Plastikspielzeug auf ihren Schoß. Der Teller kippte um, und die Bohnen fielen auf den Teppichboden. Emma sprang auf.

»Hau ab!«, schrie sie.

Sie gab Ritchie einen Stoß, während sie einen Moment vor Wut kochte. Sie machte sich diese Gedanken *seinetwegen*, verdammt noch mal. Sie fragte sich, was aus ihm würde, falls ihr etwas zustieß. War er denn kein bisschen dankbar?

Ritchie machte einen Satz nach hinten und landete auf dem Po. Er war gut gepolstert, wahrscheinlich hatte er sich nicht verletzt. Emma schaute kurz hin. Ritchie saß mit weit aufgerissenen Augen da, seine Miene verriet Überraschung und Erschrecken. Emma wandte sich ab. Sie fing an, die Bohnen mit der Gabel auf den Teller zurückzuschieben. Als Ritchie nach einigen Sekunden immer noch keinen Laut von sich gegeben hatte, drehte sie sich wieder zu ihm um. Er hatte die Unterlippe vorgeschoben und weinte. Nicht laut, wie sonst, sondern ganz leise. Tränen kullerten über seine Wangen.

»Oh, Ritchie!« Emmas Herz krampfte sich zusammen. »Komm her.«

Sie streckte eine Hand aus, aber Ritchie drehte sich weg. Das war völlig untypisch für ihn. Erschreckt ließ Emma die Bohnen liegen und kroch zu ihm, um ihn auf den Arm zu nehmen. Er machte sich ganz steif, drückte sich die kleinen Fäuste an die Augen und warf den Kopf hin und her, um ihrem Gesicht auszuweichen.

»Ritchie.« Emma war bestürzt. »Es tut mir leid. Was ist mit uns los? Was habe ich getan? Was habe ich getan?«

Später, als er eingeschlafen war, sah sie nach ihm. Das gelbe Licht aus dem Flur fiel in sein Bettchen. Emma stützte die Arme auf das Gitter und beobachtete ihn. Er lag auf dem Rücken, einen pummeligen Arm über dem Gesicht. Seine Brust hob sich ruckartig, so als hätte er Schluckauf. Seine Wangen waren nass. Er sah unglücklich aus.

Emma spürte einen Schmerz in der Brust.

Was war nur mit ihr los? Früher war sie nie so gewesen. Sie hatte Freunde gehabt und ganz normal gelebt. Und jetzt? Es kümmerte niemanden, ob sie lebte oder tot war. Sie war eine nutzlose Versagerin. Sie benahm sich grausam gegenüber ihrem kleinen Sohn.

Emma ging ins Bett, aber sie konnte nicht still liegen, wälzte sich herum; ihre Haut kribbelte. Sie fuhr sich mit den Händen über den Körper, um das Gefühl loszuwerden – und die Verantwortung.

»Hilfe«, schrie sie, »helft mir!«

Ihre Stimme verhallte. Schockiert schlug Emma sich die Hände vor den Mund. Ritchie drehte sich in seinem Bettchen um.

Emma hatte große Angst.

DIENSTAG, 26. SEPTEMBER

ZEHNTER TAG

Die Luft in der Wohnung war kalt und roch nach abgestandenem Essen. Emma ließ die Schlüssel auf den Tisch fallen. Sie stand reglos da.

»Schaffst du das, so allein?«, fragte Rafe.

Er hatte einen Stuhl herangezogen und wartete, bis Emma sich setzte.

»Es wird ihm ohne mich besser gehen«, sagte Emma stumpf. »Ich habe es nicht verdient, seine Mutter zu sein.«

»Natürlich hast du das«, widersprach Rafe. »Sei nicht so streng mit dir, Emma. Du hattest es nicht leicht.«

»Ich habe ihn nicht verdient«, wiederholte Emma. »Ich wollte nie für ihn verantwortlich sein. Außerdem ist es jetzt sowieso egal.«

Jetzt brauchte sie sich keine Gedanken mehr um ihn zu machen. Von nun an würde für Ritchie gesorgt sein. Es würde ihm gut gehen.

Rafe kniete neben Emma nieder.

»Du darfst nicht aufgeben. Geh den anderen Spuren nach.«

»Welchen anderen Spuren?«

»Hast du nicht gesagt, die Polizei hätte irgendwas von Manchester erzählt? Von einem Jungen, der aussah wie Ritchie? Die sind noch dabei, das zu überprüfen, oder?«

Emma brauchte eine Weile, um zu begreifen, was er meinte.

»Du glaubst nicht, dass er mein Kind ist«, sagte sie.

Rafe vermied es, ihr in die Augen zu sehen.

»Du glaubst mir nicht.« Emma war schockiert. Wirklich schockiert. Auf dem Rückflug hatte Rafe kaum ein Wort mit ihr gesprochen, so dass Emma dachte, es liege daran, dass sie ihm die Wahrheit über ihr Gespräch mit Dr. Stanford gebeichtet hatte. Trotzdem war sie davon überzeugt gewesen, dass Rafe auf ihrer

Seite stand. Aber nun wurde ihr klar, dass selbst ein so unvoreingenommener und verständnisvoller Mensch wie Rafe irgendwann an seine Grenzen stoßen musste.

Mit ihrem Geständnis war sie einen Schritt zu weit gegangen, mindestens.

Rafe schien sich unwohl zu fühlen.

»Es ist nicht so, dass ich dir nicht glauben würde, Emma. Ich weiß, du hast nicht den geringsten Zweifel, dass der Junge Ritchie ist. Es ist bloß ...«

Er seufzte.

»Der DNA-Test. Dagegen lässt sich nicht viel sagen. Vielleicht sollten wir uns dieser Tatsache stellen.«

Emma konnte es nicht fassen. Sie hatte gedacht, Rafe sei schlauer. Er musste doch gemerkt haben, was da ablief?

»Sie hat den Test gefälscht«, sagte Emma. »Sie hat irgendwas getan, um das Ergebnis zu beeinflussen.«

Rafe schüttelte den Kopf.

»Ich habe gesehen, wie solche Tests durchgeführt werden«, entgegnete er. »Der Ablauf ist genauestens geregelt. Sobald der Abstrich genommen wurde, verschwindet das Wattestäbchen in einem Beutel, der versiegelt ins Labor geschickt wird. Das macht man absichtlich so, um jegliche Manipulation auszuschließen.«

Während er redete, schüttelte Emma den Kopf.

»Wäre es nicht denkbar«, fuhr Rafe fort, »dass dieser kleine Junge bloß so aussah wie Ritchie? Dass du ihn verwechselt hast, weil du es dir so sehr gewünscht hast?«

»Nein«, sagte Emma tonlos, »ausgeschlossen.«

Rafe seufzte wieder.

»In ein paar Tagen geht mein Flug nach La Paz«, sagte er.

»Du solltest fliegen«, erwiderte Emma. »Ehrlich. Du darfst ihn nicht meinetwegen verpassen.«

»Das meinte ich gar nicht«, erklärte Rafe.

Dann sagte er etwas sehr Seltsames: »Warum kommst du nicht mit?«

»Wie bitte?« Emma starrte ihn an.

»Na ja«, antwortete Rafe wie zur Entschuldigung, »falls es sich bei dem Jungen in Frankreich deiner Meinung nach wirklich um Ritchie handelt, dann weißt du, wo er ist und dass es ihm gut geht. Du hast gesagt, du hättest ihn nicht verdient, weil die Verantwortung zu viel für dich war. Das ist die Gelegenheit für dich, etwas Abstand zu gewinnen. Komm für eine Weile mit, und wenn du wieder hier bist, versuchst du es noch einmal.«

»Ich soll ...« Emma traute ihren Ohren nicht. Was hatte Rafe da vorgeschlagen? Einen gemeinsamen *Urlaub*? Hatte er den Verstand verloren? Sie starrte ihn an und

erkannte, was sie von Anfang an hätte sehen müssen: einen jungen, ungebundenen Fremden mit blauer Outdoorjacke, der sich auf seine Rucksack-Weltreise freute. Wie abenteuerlich er das alles finden musste. Ein lebensechtes Drama, fast so wie ein Thriller, den man sich im Kino anschaute. Eine willkommene Abwechslung, weil er sich ansonsten ja ... wie hatte er es ausgedrückt? ... treiben ließ. Zwischen ihnen tat sich eine tiefe Kluft auf. Aber ihn zu verlieren war ein Verlust; selbst in ihrem Schmerz konnte Emma das fühlen, und es nagte an ihr, fügte ihr eine weitere, tiefe Wunde zu.

»Tut mir leid«, antwortete sie kalt, »aber ich kann unmöglich irgendwo Urlaub machen, wenn mein Sohn entführt wurde. Zu ihm kann ich wohl kaum *Abstand gewinnen*. Ich werde kein neues Leben anfangen, ein Leben ohne ihn. Das kann ich nicht ... niemals ...«

Die Stimme versagte ihr. Ihr blieb nur das Gefühl tiefsten Unglücks, tiefster Enttäuschung darüber, dass alles, einfach alles schiefgelaufen war.

Rafe nickte und machte ein komisches Gesicht.

»Okay«, sagte er. »Okay.«

Er versuchte nicht weiter, Emma zu überreden.

Beim Hinausgehen schloss er leise die Tür.

Kapitel 15

MITTWOCH, 27. SEPTEMBER
ELFTER TAG

»Mein Plan hat sich geändert«, sagte Rafe. »Ich reise morgen ab.«

Emma hatte rote, verquollene Augen. Sie blinzelte zum Wecker. Kurz vor sechs. Von der Straße drangen Stimmen und das Dröhnen des Verkehrs herauf. Anscheinend war es sechs Uhr abends, nicht morgens.

»Tut mir leid«, sagte sie. Worüber hatten sie sich unterhalten? Emmas Stimme klang heiser und belegt, so als wäre sie erkältet. »Was hast du gesagt?«

»Ich fliege morgen früh«, wiederholte Rafe. »Mein Flug geht um sieben. Früher, als ich dachte, aber mir wurde ein Job im Ausland angeboten, den ich nicht ablehnen konnte.«

Emma schwieg.

»Tja«, sagte Rafe, »sieht so aus, als würden wir uns vor meinem Abflug nicht mehr sehen.«

»Nein.«

»Meinst du, du schaffst das?«, fragte er.

»Ja. Danke.«

»Ich melde mich«, versprach Rafe.

»Hm-hm.«

Emma kroch zurück ins Bett. Er würde sich nicht melden. Sie konnte es ihm nicht verdenken. Ritchie war nicht sein Kind. Es war an der Zeit für Rafe, weiterzuziehen. Lindsay befragte Emma zu ihrem Frankreichtrip.

»Woher hatten Sie die Adresse der Hunts?«, wollte sie wissen.

Emma gab keine Antwort.

»Ihnen ist hoffentlich klar, dass Sie das nie wieder tun dürfen«, ermahnte Lindsay sie. »Sie hätten jede Menge Ärger bekommen können.«

Emma ignorierte sie. Sie ließ den Kopf auf die Sofalehne sinken und starrte an die Decke. Sollten die mit ihr machen, was sie wollten. Es kümmerte Emma nicht mehr.

Im Lauf der nächsten Tage gingen die Leute bei Emma ein und aus. Da gab es eine Sozialarbeiterin namens Ziba – oder so ähnlich -, die immer ganz in Schwarz gekleidet zu Emma kam, so als ginge sie auf eine Beerdigung. Einen Arzt namens Dr. Hughes, der einen dunkelblauen Nadelstreifenanzug trug. Immer wieder fragte

er Emma, wie sie sich fühle. Sie sagte, dass sie trotz ihrer Müdigkeit nicht einschlafen könne. Dr. Hughes kündigte an, ihr ein sehr mildes, aber wirksames Schlafmittel zu verschreiben.

»Wie fänden Sie die Vorstellung, ins Krankenhaus zu gehen?«, fragte er. »Nur für kurze Zeit, um sich auszuruhen.«

»Was immer Sie für richtig halten.«

Dr. Hughes schrieb etwas auf eine Karte. Noch mehr Notizen. Fasste man alle ärztlichen und polizeilichen Aufzeichnungen zusammen, musste sich inzwischen eine ganze Bibliothek zum Thema Emma angesammelt haben.

Dr. Hughes sagte: »Wir sprechen noch darüber.«

Irgendwann klopfte es an Emmas Wohnungstür, und als sie aufmachte, stand eine blau gekleidete Krankenschwester im Flur. Das Klopfen hatte Emma geweckt, und ein paar Sekunden lang war sie orientierungslos. Lag sie inzwischen im Krankenhaus? Aber bei der Krankenschwester handelte es sich um Rosina Alcaez, die Emma eine nach Gewürzen duftende Tupperdose entgegenhielt.

»Tut mir leid.« Rosina wirkte unsicher. »Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, dass ich geklopft habe? Ich bin auf dem Weg zur Arbeit, die Nachtschicht. Ich wollte Ihnen nur etwas zu essen vorbeibringen.«

Sie hielt die Tupperdose in die Höhe.

»Fisch«, erklärte sie, »mit Ingwer und Reis. Ganz mild. Und sehr nahrhaft.«

»Danke«, sagte Emma. »Aber ich habe eigentlich keinen Hunger.«

»Es ist philippinisches Essen«, sagte Rosina schüchtern. »Nicht allen schmeckt das. Wenn Sie möchten, besorge ich etwas Englisches?«

»Nein, das ist wirklich nicht nötig.«

»Okay.« Rosina nickte. »Tut mir leid, Sie gestört zu haben.«

Sie drehte sich um und wollte gehen.

Emma sehnte sich danach, die Wohnungstür zu schließen und sich wieder ins Bett legen zu können. Aber Rosinas stummes Nicken, die Art, wie sie mit dem so liebevoll gekochten und dann zurückgewiesenen Essen davonschlich, machten Emma unerwartet Gewissensbisse.

Sie riss sich zusammen und rief Rosina nach: »Wie geht es Ihrer Tochter?«

Rosina drehte sich sofort um, strahlte über das ganze Gesicht und kam zurück.

»Gut«, sagte sie, »sie ist ja so groß geworden! Ich habe ein paar Fotos, die vor ein paar Tagen mit der Post ...«

Dann unterbrach sie sich und biss sich auf die Lippe.

»Ist schon gut«, sagte Emma, »ich habe schließlich gefragt. Sie können gern von ihr erzählen.«

Aber Rosina nestelte nur stumm am Riemen ihrer Handtasche herum und starrte auf die Tupperdose.

»Haben Sie ein Foto dabei?«, erkundigte sich Emma.

»Ja, hab ich.« Rosina warf Emma einen raschen Blick zu. »Aber Sie müssen nicht ...«

»Bitte.« Emma machte die Tür weiter auf. »Bitte. Ich würde es gern sehen.«

Auf dem Sofa wühlte Rosina in ihrer Handtasche und reichte Emma dann ein Foto. Ein etwa achtzehn Monate altes, lächelndes Kleinkind in Nahaufnahme. Es hatte dunkle Augen und runde Wangen und trug etwas Weißes; man konnte nicht erkennen, ob es ein Kleid oder eine Bluse war. Man sah nur das strahlende Weiß um seinen Hals. Die Kleine sah aus wie ein Rotkehlchen im Schnee.

»Sie ist sehr hübsch.« Tränen liefen über Emmas Wangen. »Wunderhübsch, wirklich.«

Rosina war bestürzt. »Ich hätte es Ihnen nicht zeigen dürfen.«

»Doch, doch.« Emma wischte sich das Gesicht ab. »Ich bin froh, dass Sie es mir gezeigt haben.«

Aber Rosina ließ sich nicht beruhigen. Sie rutschte zur Sofakante vor und wandte sich Emma zu.

»Ich habe denen gesagt«, erzählte sie aufgebracht, »dass Sie ins Krankenhaus gehören. Sie sollten nicht allein zu Hause sein. Die Polizisten sagen, das würde in den Zuständigkeitsbereich von dem und dem fallen. Immer ist ein anderer fürs Organisieren verantwortlich. Dieser Dr. Hughes, der hier war, den kenne ich aus dem Krankenhaus. Ich treffe ihn auf dem Flur und sage, bitte, kommen Sie, und untersuchen Sie sie noch einmal. Sie ist so unglücklich. Und er sagt, sind Sie hier die Ärztin, wollen Sie mir vorschreiben, was ich zu tun habe?«

Emma hörte zu und wunderte sich. Rosina hatte sich während all der Zeit Gedanken um sie gemacht. Ihre scheue, stille Nachbarin hatte sich für sie eingesetzt, ohne dass Emma davon wusste und ohne Dank oder Gegenleistungen zu erwarten.

»Das ist wirklich sehr nett von Ihnen«, sagte Emma. Sie wischte sich wieder mit den Händen übers Gesicht. »Mir so zu helfen. Aber ich schaffe das schon, ehrlich.«

»Sind Sie sicher?«

Emma nickte. Sie fühlte sich sehr müde. Sie berührte das Gesicht der Kleinen auf dem Foto und sagte: »Ich habe Sie nie nach dem Namen Ihrer Tochter gefragt.«

»Estela.«

»Estela. Wie schön.«

»Es bedeutet ›Stern‹.« Rosina zögerte. »Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen das Foto dalassen.« Ihr Blick wirkte wieder verschüchtert, so als fürchtete sie, das Falsche gesagt oder getan zu haben. »Nur, wenn Sie möchten.«

»Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich es gern behalten«, entgegnete Emma.

Sie stellte das Foto von Estela auf das niedrige Fernsehtischchen, direkt neben das Bild von Ritchie. Jetzt lächelten die Kinder sich an.

»Eines Tages werden sie sich kennenlernen. Ich weiß es.« Jetzt hatte auch Rosina Tränen in den Augen. Sie rückte näher an den Tisch. Ihr Arm berührte den von Emma, und Emma wich nicht zurück.

Der Himmel draußen war finster. Über dem Wohnblock tauchten die ersten Sterne auf. Die Mütter saßen Seite an Seite und betrachteten schweigend die Kinderfotos.

Irgendwann wachte Emma auf. In der Wohnung war es totenstill. Keine Männer in Nadelstreifenanzügen. Keine Stimmen. Nichts.

Emma blieb mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Bett liegen, es war, als schwebte sie durch die Stille. Sie trieb durch das Nichts, sie befand sich in einem großen weißen Vakuum. Ihre Gedanken hatten keinen Anker mehr. Vom ständigen Liegen hatte sie Kopfschmerzen, aber sie wollte trotzdem nicht aufstehen. Genauso wenig wollte sie schlafen oder bleiben, wo sie war; sie wollte nicht allein sein, und sie wollte auch niemanden sehen.

Emma streckte den Arm aus, bis ihre Finger an einen Gegenstand auf dem Nachttisch stießen. Sie runzelte die Stirn. Das Objekt klapperte, wenn man es schüttelte. Emma hob den Arm, um zu sehen, was sie in der Hand hielt. Ein kleines, braunes, mit einem Deckel verschlossenes Plastikfläschchen. Das Pillenfläschchen, das Dr. Hughes ihr gegeben hatte, damit sie schlafen konnte.

Emma stützte sich auf einen Ellbogen und betrachtete die Flasche von der Seite. Kleine Kapseln, etwas größer als Reiskörner, kullerten über den Flaschenboden. Die eine Kapselhälfte war jeweils rot, die andere grün. Emma öffnete das Fläschchen und nahm eine heraus. Sie hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte sie hin und her, während sie sie untersuchte. Auf der Seite stand irgendeine Zahl. Emma steckte die Pille in den Mund. Sie schmeckte nach nichts, höchstens ein klein wenig nach Plastik. Emma schluckte. Sie brauchte mehrere Versuche, weil ihr Mund so trocken war, aber sie schaffte es.

Sie nahm eine zweite Pille. Anstatt sie zu schlucken, brach sie die beiden Hälften auseinander. Weißer Puder rieselte auf die Bettdecke. Die dritte Pille biss Emma mittendurch. Der Geschmack war so widerlich, dass sie sie sofort wieder ausspuckte.

Sie wollte sich noch eine nehmen, aber die Flasche war leer. Emma drehte sie auf den Kopf. Nichts. Sie hatte nur drei übrig gehabt. Die erste Pille steckte immer noch in ihrer Speiseröhre fest. Emma schluckte wieder, aber das Ding bewegte sich nicht vom Fleck.

Irgendwann stieg sie aus dem Bett. Sie ging zum Kühlschrank, um die Tablette mit irgendeiner Flüssigkeit hinunterzuspülen. Aber der Kühlschrank war leer. Irgendjemand hatte ihn ausgeräumt und einen Besen in die Tür geklemmt.

Emma dachte einen Moment nach. Dann zog sie ihre Turnschuhe an, schnappte sich ihre Tasche und ging zu Sainsbury's.

Geschlossen.

Es musste früher am Tag sein, als sie gedacht hatte.

Und jetzt? Niedergeschlagen stand Emma auf der Straße. Sie könnte wieder nach Hause gehen, aber sie musste nicht. Niemand wartete auf sie. Niemand wollte von ihr gefüttert oder gewickelt oder unterhalten werden. Sie konnte gehen, wohin sie wollte. Sie sollte das Beste draus machen. Immerhin hatte sie genau das gewollt, oder?

Emma lief zur U-Bahn-Station Hammersmith und stieg in die erste U-Bahn ein, die am Bahnsteig hielt: die Eastbound District Line. Emma setzte sich in eine Ecke, gleich neben die Zwischentür. Fast alle Plätze waren leer. Es gab nur noch drei andere Fahrgäste, Männer in Anzügen, die die *Metro* lasen. Vermutlich waren sie auf dem Weg zur Arbeit in der Innenstadt. Und wohin wollte sie? Emma warf einen Blick auf den Streckennetzplan über dem Fenster. Vielleicht zu einem der großen Bahnhöfe? Sie könnte aufs Land fahren, raus aus London. Bis zur Victoria Station waren es nur noch wenige Haltestellen. Soweit Emma wusste, fuhren von der Victoria alle Züge Richtung Süden. An die Küste.

Plötzlich wollte sie wieder das Meer sehen.

Ein kleiner Junge mit wuscheligem Haar, der eine Düne hinunterrollt. Als sie aus dem Bahnhofsgebäude trat, wirkte Brighton sehr fahl. Alles war cremeweiß, eierschalen- oder pastellfarben gestrichen. Der helle Himmel verriet ihr, in welcher Richtung das Meer lag. Den Hügel hinunter, einmal durch die Stadt. Überall waren Leute. Geschäfte, Spielhallen, Piers und Restaurants. Irgendwie hatte Emma etwas anderes erwartet. Sie war auf der Suche nach einer anderen Art von Strand.

»Du musst mit dem Bus nach Osten fahren, Schätzchen«, sagte die nette Frau, die in einem Pub den Fußboden wischte. »Da ist es ruhiger. Ist vielleicht eher das, was du suchst.«

Die Frau hatte Recht. Als Emma im Bus saß und die großen Gebäude zuerst kleineren Vororten und dann Dörfern wichen, fühlte Emma sich unglaublich er-

leichtert. Schließlich erreichte der Bus die Endstation, einen einsamen Pub am Ende der Welt. Auf dem Parkplatz standen zwei Autos. Keine Gäste. Nicht die richtige Jahreszeit für Touristen. Regentropfen klatschten in Emmas Gesicht, als sie ausstieg.

Man konnte das Meer riechen. Der Duft wurde von einer grasbewachsenen Hügelkette herübergeweht, die Emma an die französische Düne erinnerte. Ein Pfad, eigentlich nicht mehr als eine Furt im Sand, führte über die Dünen. Emma stemmte sich gegen den Wind und marschierte los.

Sie hatte gar nicht bemerkt, dass sie geklettert war, weshalb es sie bei ihrer Ankunft oben ziemlich überraschte, so hoch über dem Meer zu stehen. Hier gab es keine sanft geschwungenen Pfade, die zum Strand hinunterführten, sondern nur die steilen, schroffen Klippen.

Emma ging bis zur Kante und schaute hinunter. Die Klippen leuchteten in einem blendenden Weiß. Das Meer war blau, nicht blau wie der Himmel, sondern unwirklich türkisfarben. Emma starrte wie hypnotisiert nach unten. Die Farben wirkten unecht, sahen aus wie Wachsmalfarben.

In Emma stieg eine Erinnerung auf: Sie war sehr klein, spielte in einem weißen Zimmer mit einer Puppe in hellblauem Kleid. Emma wusste nicht mehr, wo das gewesen war; bei einem Nachbarn vielleicht oder auf einem Kindergeburtstag. Beim Spielen hatte sie vor sich hin gesummt.

Damals war sie glücklich gewesen.

Wenn sie wollte, konnte sie das wieder sein.

Ritchie würde gut ohne sie zurechtkommen, sie vergessen. Sie könnte ihn verlassen, seine weiche Haut und seine Ärmchen, die sich an ihr festklammerten. Er würde sie sowieso eines Tages loslassen: Sie sah ihn über einen Strand rennen, um irgendetwas nachzujagen, einem Drachen vielleicht oder einem Hund. Er war jetzt älter, zehn Jahre etwa, und er war stark, gesund und glücklich. Sein Haar wirkte dunkler, aber sein Lächeln war immer noch das von Oliver. Er war groß und redete in einer Sprache, die Emma nicht verstand. Er lief vorbei, ohne sie zu erkennen; er eilte nach Hause, an einen Ort, den Emma nicht kannte.

Der Himmel verdüsterte sich. Wind kam auf. Emma konnte die Wellen nicht mehr sehen, nur noch hören, wie sie an die Felsen krachten. Emma war jetzt hellwach.

»Zwischen deiner Mutter und dem Glück erhebt sich eine Mauer«, hatte Emmas Großmutter einmal gesagt. »Die steht schon so lange da, dass man wirklich etwas Riesengroßes bräuchte, um sie einzuschlagen.«

Emma berührte die Narbe an ihrem Kinn.

Das eifrige Kind, das auf seine Mum zuläuft. Der Schrecken, als ihre Mutter sie wegstieß. Die Angst, die entsetzliche Angst, als sie gegen den Kamin fiel.

Ihre Mutter, die erbleichte und aufsprang.

»Emma! Emma, alles in Ordnung?«

Ihre Stimme, so fremd und hoch. Sie eilte zu Emma, hob sie vom Boden auf, hielt sie im Arm, drückte sie an sich und wiegte sie hin und her.

»Es tut mir leid, es tut mir so leid«, hatte sie wieder und wieder gesagt. Ihre Stimme klang erstickt. Sie verbarg ihr Gesicht in Emmas Haar. »Das hätte ich nicht tun dürfen. Ich liebe dich, mein Schatz. Ich liebe dich, du weißt ja nicht, wie sehr.«

Emma konnte sich nicht mehr an die einzelnen Wörter erinnern, aber ungefähr so war es gewesen. Sie hatte noch lebhaft vor Augen, wie fest ihre Mutter sie an sich gedrückt und welche Angst sie gehabt hatte, denn sie war es nicht gewohnt, ihre Mutter so emotional zu erleben; gleichzeitig war sie überglücklich, denn alles war so wie in der Waschmittelwerbung. Emma hatte diese Werbung geliebt.

Ihre Mutter war jetzt bei ihr, neben ihr, ihr Haar flatterte im Wind, es hatte die gleiche Farbe wie Emmas.

Ich hätte Hilfe gebraucht, aber ich war zu stolz. Verzeih mir, mein liebes Kind. Ich hätte um dich kämpfen müssen.

»Ist schon gut, Mum. Ich weiß. Ich habe es immer gewusst.«

Der Wind legte sich allmählich. Die Wellen brachen sich nicht mehr an den Felsen, sondern rollten jetzt langsam dagegen.

Sie würde um Ritchie kämpfen. Ihr war nur noch nicht klar, wie sie ihn zurückbekommen könnte, aber sie würde es schaffen. Sie war vergleichsweise gut dran, oder? Sie wusste, dass er lebte, und bei wem. Das war so viel mehr, als die meisten Eltern anderer vermisster Kinder wussten. Es musste irgendeinen Weg geben, und Emma würde ihn finden.

Fünfzehn Minuten vor Mitternacht. Es war sinnlos, um diese Zeit noch auf einen Bus zu warten. Emma rutschte von der Düne herunter und lief neben der Landstraße her, bis sie ein Dorf erreichte. In einem Haus hing ein Schild mit der Aufschrift »Zimmer frei« im Fenster.

Die Frau an der Tür ließ sich Zeit und nahm Emma ausführlich in Augenschein, bevor sie ihr missmutig ein Zimmer gab. Emma vermutete, dass das Problem ihre nassen Sachen waren, die späte Stunde oder das fehlende Gepäck. Die Frau führte sie durch eine blitzsaubere Küche mit Kiefern Schränken und einem langen Tisch in der Mitte, auf dem schon für das Frühstück eingedeckt war. Die Frau notierte sich Emmas Personalien in einem Notizbuch mit marmoriertem Umschlag, nahm einen Schlüssel und führte Emma in ein Zimmer, das vom hinter der Küche gelegenen Flur abging.

Dort setzte sich Emma eine ganze Weile nah an die Heizung, um sich aufzuwärmen. Sie hatte gar nicht bemerkt, wie kalt der Wind auf der Klippe gewesen war.

Merkwürdig, wie deutlich sie die Anwesenheit ihrer Mum da oben auf den Klippen gefühlt hatte. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte Emma einfach weitergelebt und nichts von dem getan, was Menschen normalerweise tun, wenn der engste Angehörige stirbt. Weinen, am Parfüm der Mutter schnuppen, ihr Grab besuchen. Alles Dinge, die die anderen angeblich taten.

Emma wusste nicht, warum es bei ihr anders war. Der Tod ihrer Mutter hatte wie eine schwere Last auf ihr gelegen. Eine Zeitlang war es Oliver gelungen, das Gewicht von ihr zu nehmen, doch als er losgelassen hatte, kehrte es mit voller Wucht zurück. Nur dass sie es diesmal kaum bemerkt hatte, weil sie gleichzeitig die Sorge für Ritchie tragen musste.

»Warum ruft sie immer wieder an?«, hatte Emma Joanne jedes Mal gefragt, wenn ihre Mutter eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatte.

Jetzt wusste sie, warum. Weil auch ihre Mutter niemals aufgegeben hatte.

Der Wind rüttelte an der Fensterscheibe, aber er wurde langsam schwächer. Ihre Mum war hier viel weniger präsent als auf den Klippen. Von dort oben hatte man dieses Haus sehen können, bis nach Frankreich, wenn man übers Meer schaute.

Emma flüsterte: »Wenn du ihn sehen kannst, dann sag ihm, dass ich komme. Sag ihm, er soll durchhalten.«

Dann zog Emma sich aus und legte ihre Kleider zum Trocknen über einen Sessel. Sie ließ sich auf das Bett sinken und war eingeschlafen, kaum dass sie die Decke über sich gezogen hatte. Sie träumte überhaupt nichts.

Als sie aufwachte, war es im Zimmer sehr hell. Emma hatte die Vorhänge nicht zugezogen. Auf der Fensterbank stand eine Vase mit getrockneten Blumen. Emma konnte den Ast eines Baums erkennen und ein Stück Wäscheleine, an der ein blaues Herrenoberhemd und ein paar Handtücher hingen. Irgendwo hämmerte jemand auf einem Gegenstand herum. Ein Hund bellte. Kinderstimmen wehten herein: »Du bist!«

»Nein, *du* bist!«

Emma streckte die Beine aus. Merkwürdig, wie sehr ihr Körper schmerzte. Sie hatte einen Muskelkater, als wäre sie einen Marathon gelaufen. Außerdem knurrte ihr Magen. Vom Flur kam der Geruch nach Toast und Butter. Wie spät war es? Emma hob den Kopf. Sie konnte nirgendwo eine Uhr entdecken. Wo hatte sie ihre Tasche hingelegt? Sie könnte die Uhrzeit vom Handy ablesen.

Die Tasche lag ein paar Schritte entfernt unter einem Stuhl. Emma blieb in die Decke eingewickelt sitzen und beugte sich aus dem Bett, um nach der Tasche zu

angeln. Sie wühlte darin herum, bis sie schließlich ganz unten ihr Handy fand. Sie hielt es sich vor die Augen, sie musste blinzeln und ein zweites Mal hinschauen.

Achtundzwanzig Anrufe.

Emma setzte sich stirnrunzelnd auf.

Noch während sie überlegte, klingelte das Handy erneut.

»Hallo?«

»Emma!«

Es war Rafe.

»Emma.« Sie wollte etwas sagen, aber er ignorierte sie einfach. »Emma, wo hast du gesteckt? Ich habe die ganze Nacht versucht, dich zu erreichen. Du warst wie vom Erdboden verschluckt. Ich habe bei der Polizei angerufen und sonst überall. Niemand wusste, wo du bist.«

Emma war verwundert. Er hatte die ganze Nacht versucht, sie anzurufen? Aus Peru oder Bolivien?

»Ich bin hier«, sagte sie. »Ich bin hier, alles ist in Ordnung. Ich habe nichts gemacht ...«

Wieder schnitt er ihr das Wort ab.

»Ich habe eine Nachricht für dich«, sagte er.

»Von wem?« Emma war überrascht.

»Von deinem Sohn.«

Kapitel 16

MONTAG, 2. OKTOBER SECHZEHNTER TAG

Der Zug aus Brighton erreichte die Victoria Station zweieinhalb Minuten zu früh. Emma hob zum ersten Mal seit einer Stunde den Kopf, weil die Durchsage des Zugführers sie aus ihrer Trance gerissen hatte. Südlondon war vorübergeflogen, ohne dass Emma es bemerkt hätte. Draußen vor dem Fenster flatterte eine Taube, einen Kartoffelchip im Schnabel, panisch umher, bis sie den Weg unter die schmutzige Glasdecke fand. Rafe wartete in der Bahnhofshalle auf sie. Er trug seine leuchtend blaue Regenjacke. Emma ging benommen auf ihn zu.

»Ich kann es nicht glauben«, erklärte sie. »Sag mir, dass ich nicht geträumt habe.«

»Du hast nicht geträumt.«

Rafe führte sie zum nächsten Café und deutete auf einen Stuhl an einem Fenstertisch. Bevor er zum Tresen ging, um die Bestellung aufzugeben, zog er einen Plastikbeutel mit einem kleinen Gegenstand aus seiner Reisetasche und drückte ihn Emma in die Hand.

Emma saß schweigend da, starrte in die Tüte, bewegte den Inhalt zwischen den Fingern hin und her.

»Ich bin am Verhungern«, meinte Rafe, als er mit einem voll beladenen Tablett an den Tisch zurückkam. »Der Rückflug ging zu früh, um vorher noch zu frühstücken.«

Er setzte sich Emma gegenüber, schob ihr einen Pappbecher mit Kaffee zu und machte sich daran, die Folie von einem riesigen Brötchen mit Salatfüllung abzureißen.

»Gib mir eine Minute für das hier«, sagte er, »dann besprechen wir den nächsten Schritt.«

Emma nahm sich vor, ihn in Ruhe essen zu lassen, aber es ging nicht. Tausend Fragen wollten heraus, so viele Lücken wollten geschlossen werden. Was käme als Nächstes? Was sollte sie tun? Bevor sie darüber nachdenken konnte, brauchte sie weitere Informationen.

»Woher hattest du ihre Telefonnummer?«, erkundigte sie sich. Sie fing mit der erstbesten Frage an, die ihr in den Sinn kam.

»Die stand ...« Rafe hielt inne und schüttelte die Hand. Er kaute, schluckte und redete dann weiter: »... die stand unter der Adresse, die mein Freund Mike mir geschickt hat.«

»Dort bist du also gewesen«, meinte Emma erstaunt. »Nicht in Bolivien.«

»Genau genommen habe ich nie gesagt, wohin ich fliege«, erinnerte Rafe sie. »Ich habe bloß gesagt, dass mir ein Job im Ausland angeboten wurde, den ich nicht ablehnen konnte.«

»Ein Garten, der in Ordnung gebracht werden musste«, sagte Emma verträumt, »der Garten eines Hauses, das ganz plötzlich zum Verkauf steht.«

»Genau«, sagte Rafe. »Wie für mich gemacht, dieser Job, hm?«

Er nahm einen großen Schluck Kaffee.

»Ich habe dir nicht erzählt, wohin ich fliege«, fügte er hinzu, »weil ich dir keine allzu großen Hoffnungen machen wollte. Ehrlich gesagt hatte ich keine Ahnung, wie ich vorgehen würde. Nach allem, was ich wusste, hätte es sich genauso gut als riesige Zeitverschwendung rausstellen können.«

»Wie hast du sie dazu gebracht, dich zu engagieren?«, fragte Emma.

»Ich habe David Hunt erzählt, ich sei ein ausgewanderter Gärtner, der die Grundstücke von Engländern instand setzt, die verkaufen wollen.«

»Und wenn er dich gefragt hätte, woher du seine Nummer hast?«

»Dann hätte ich gepokert und behauptet, der Makler hätte sie mir gegeben. Zum Glück hat er nicht nachgefragt.«

Wie Rafe berichtete, war David Hunt nicht sonderlich an einem gepflegten Garten interessiert gewesen.

»Man *könnte* was machen«, hatte er zögerlich eingeräumt, als Rafe fragte, ob sich der Garten in einem verkaufsfähigen Zustand befinde.

»Ein paar Tage würden ausreichen«, hatte Rafe vorgeschlagen, »Rasen mähen, Unkraut jäten, Hecken trimmen, solche Dinge eben. Sie werden sehen, dass die Interessentenzahl steigt, denn der Garten ist das Erste, was den Leuten bei der Besichtigung ins Auge sticht.«

»Da haben Sie Recht«, hatte David Hunt erwidert. »Ich muss Ihnen aber leider sagen, dass wir bereits einen Gärtner haben.«

»Ach so.« *Arschloch.*

»Ja, wir waren verreist, so dass der Garten verwildert ist, aber Sie haben schon Recht, wir werden unseren Gärtner anrufen müssen.«

»Ja.« Rafe suchte fieberhaft nach einem anderen Weg, ins Haus zu kommen. Ihm fiel nichts ein. »Ja. Also dann. Darf ich Ihnen trotzdem meine Telefonnummer geben? Nur für den Fall.«

»Selbstverständlich«, sagte David Hunt. Rafe nannte die Nummer, und Hunt wiederholte sie. Rafe konnte nicht einschätzen, ob er tatsächlich mitgeschrieben hatte.

»Vielen Dank für Ihren Anruf«, sagte David Hunt.

»Kein Problem.«

Klick. Die Leitung wurde unterbrochen.

Scheiße.

Doch eine Stunde später rief David Hunt zurück.

»Sie werden es nicht glauben«, begann er, »aber der Mann, den wir normalerweise beschäftigen, hat irgendeine Operation hinter sich und darf in den nächsten sechs Wochen nicht arbeiten. Nun, da Sie mich auf die Idee gebracht haben, können wir Ihre Dienste vielleicht doch in Anspruch nehmen.«

»Die Götter waren auf unserer Seite«, sagte Rafe. Er biss wieder in sein Salatbrötchen.

»Hattest du keinen Plan?«, fragte Emma. »Keine Vorstellung, was du tun würdest?«

»Himmel, nein. Nur eins wusste ich sicher – selbst wenn sie mich ins Haus ließen, würden sie Ritchie keine Sekunde aus den Augen lassen. Ich wusste ja nicht einmal, ob er überhaupt noch dort war.«

Emma schaute wieder auf die kleine Tüte in ihrer Hand. Sie strich das durchsichtige Plastik glatt. Kein Diamant wäre wertvoller gewesen.

»Ich dachte, du glaubst mir nicht, dass er mein Kind ist«, sagte sie.

»Ich *wollte* dir glauben.« Rafe beugte sich mit ernster Miene vor. »Ich wusste, dass *du* es geglaubt hast. Ich habe nur nicht verstanden, wie das mit dem DNA-Test zusammenpassen sollte. Ich dachte, vielleicht hast du dich nur in den Gedanken reingesteigert, dass er dein Sohn ist. Du weißt schon, weil die Trauer zu viel für dich war. Das war alles ein bisschen ...« Seine Stimme wurde brüchig.

»Ist schon gut«, kam Emma ihm zu Hilfe.

»Es tut mir leid«, sagte Rafe, »ich wollte nicht ...«

»Ist schon gut«, wiederholte sie.

Ein weiterer Blick auf die Tüte in ihrem Schoß. Später wäre noch genug Zeit. So dauerte es noch eine Weile, bis Emma endlich erfuhr, welche Gedanken Rafe gequält hatten, als er, den Rucksack zwischen den Füßen, am Flughafen stand. Die Polizei hatte ihn gewarnt: »Sie kennen diese Frau kaum. Brechen Sie ihretwegen nicht das Gesetz.« In Rafes Tasche steckten Flugtickets für zwei Länder.

Versuch es noch einmal. Gib nicht auf. Noch war es nicht zu spät.

Warum tat er das? Warum ließ er sich auf diese Sache ein?

Anfangs hatte Rafe sich schuldig gefühlt, und er hatte Mitleid mit Emma gehabt, weil sie ganz offensichtlich ein bemitleidenswertes Geschöpf war; aber inzwischen steckte er tiefer in der ganzen Sache drin, als ihm lieb war. Wie konnte der Junge in Frankreich identisch mit Ritchie sein? Alles sprach dagegen. Der DNA-Test, alles.

Und was, zum Teufel, hatte er sich eigentlich gedacht, als er Emma nach Südamerika lud? Er hatte mit einer bösen Abfuhr gerechnet und sie auch bekommen. Und zu seiner Verteidigung hatte er sie auf seine trottelige Art davon überzeugen wollen, dass sie eine gute Mutter sei, egal, wie sie selbst über sich dachte.

Es hatte an ihrer Art gelegen, von Ritchie zu sprechen! Sie kannte jedes einzelne Detail und war alles andere als eine unfähige, lieblose, gewalttätige Alleinerziehende. Und sie war nicht dumm. Weit gefehlt. Ihre Behauptungen konnten unmöglich aus der Luft gegriffen sein.

Dann war da noch diese Geschichte, die sie ihm erzählt hatte – dass sie bei ihrer Hausärztin gewesen sei und damit gedroht habe, Ritchie umzubringen. Harte Worte, das ließ sich nicht bestreiten. Aber Worte waren etwas anderes als Taten. Von einem Mord zu reden und ihn tatsächlich zu begehen, war nicht dasselbe. Und dann diese Ärztin, die zur Polizei gelaufen war und erzählt hatte, Emma sei überfordert. Blöde Kuh. Wenn sie das wirklich dachte, warum hatte sie Emma dann nicht geholfen, wie es ihre Aufgabe gewesen wäre? Außerdem, mussten Ärzte nicht den Eid des Hippokrates ablegen, der ihnen gebot, nicht über ihre Patienten zu sprechen? Oder verwechselte er das mit den Priestern?

Und die Polizei muss froh gewesen sein, die vermeintliche Lösung auf dem Silbertablett serviert zu bekommen. Man konnte ihr keinen Vorwurf machen. Es lag in der menschlichen Natur, immer den Weg des geringsten Widerstands zu gehen.

»Ian Hill ist ein Wichser«, hatte Rafe's Freund Mike gesagt. »Reißt seine Stunden herunter und fertig. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der einen Finger krumm macht, wenn es nicht unbedingt nötig ist. Deine Freundin hatte einfach Pech. Anscheinend hat sie nicht allzu viele Verbündete, was?«

»Nein«, hatte Rafe geantwortet, »hat sie nicht.«

»Warum hängst du dich da überhaupt rein?« Mike hatte neugierig geklungen. Rafe musste überlegen.

»Vielleicht wegen der Hühner«, hatte er gesagt.

Und das war nicht gelogen. Rafe hatte sich seit der Sache mit der Hühnerfarm immer schuldig gefühlt. Er hatte seine Probezeit verbockt, weil die anderen Polizisten unhinterfragt alle Gutachten akzeptierten, denenzufolge die Hühner artgerecht gehalten würden. Europäische Vorschrift, Anzahl der Quadratmeter pro

Tier, bla, bla, bla – und dann hatten sie die Tierschützer weggekarrt und sich geweigert, weiter zu ermitteln. Die Hühnerfarm wurde nicht geschlossen, und es dauerte ein weiteres Jahr, bis sich irgendjemand mit der Kamera reinschleichen und filmen konnte, wie die Arbeiter in der Mittagspause mit den Hühnern Fußball spielten, wie sie die panisch flatternden Tiere gegen die Wände knallten und gnadenlos über den Betonboden kickten.

Rafe hatte den Dienst quittiert, um ein Zeichen zu setzen. Wahrscheinlich hätte er mehr ausrichten können, wenn er geblieben wäre.

Verfluchter Mist. Vielleicht war der Junge nicht Ritchie, aber Rafe würde keine Ruhe finden, bis er es herausgefunden hatte. Außerdem war es ja nicht so, als hätte er im Moment Wichtigeres zu tun. Zurzeit bestand sein größtes Problem darin, der Flohbude über dem Kebabgrill zu entkommen, die er sich mit Neil, dem Dichter, teilte. Dichter und Kiffer. Rafes Tage zogen sich in die Länge. Er riss sich zusammen, weil er wusste, dass er sowieso bald auf Reisen ginge. Aber was sollte er in der Zwischenzeit tun? Eine Radtour machen. Ein Sudoku lösen. Sich mit einem Kumpel auf ein Bier treffen. Früher, als Heranwachsender, hatte er gedacht, dass er in diesem Alter etwas Besseres mit seinem Leben anzufangen wüsste.

Also flog er nach Frankreich. Er würde den Jungen noch einmal mit eigenen Augen sehen. Und falls sich herausstellte, dass der Kleine nicht Ritchie war, hätte Rafe alles getan, um zu helfen. Er wäre dann frei, nach vorn zu schauen und seiner eigenen Wege zu gehen.

Südamerika. Zelte unter einem Blätterdach. Auf dem Pferd durch die Wüste. Die Iguaçu-Wasserfälle. Füllstoff für die Leere in seinem Inneren. Rafe würde Regenwälder und Berglandschaften durchwandern und über das Leben nachdenken; und falls Langeweile aufkam, würde er die Großstädte bereisen und sich irgendeinem Laster hingeben. Sich das Hirn marinieren lassen. Es sollte der Trip seines Lebens werden.

Rafe kam nachmittags in St-Bourdain an. Er fuhr durch das hohe Eisentor, den Hügel hinauf und stieß einen leisen Pfiff aus, als er das Haus der Hunts sah. Er war schon hier gewesen, aber beim ersten Mal hatte er das Gebäude kaum beachtet. Jetzt – tja, das war schon ein ordentlicher Steinhaufen, man konnte es nicht anders sagen. Drei Stockwerke, der gleiche fahle Sandstein wie unten am Tor. Überall von blauen Fensterläden gerahmte Fenster, deren Scheiben ihn im Tageslicht als schwarze Löcher angähnten. Das Dach, eigentlich rostrot, schimmerte in der Sonne rosa.

Rafe parkte den Wagen direkt vor dem Haus. Über allem lag eine Stille, wie man sie nur mit viel Geld kaufen kann – frei von Stimmen, frei von Motorengeräuschen, nur gelegentlich durchbrochen vom Summen eines vorbeifliegenden Insekts. Rafe

hatte sich verspätet und hoffte, dass das kein böses Omen war. Er stieg aus dem Auto. Auf den drei breiten Steinstufen, die zur hölzernen Haustür hinaufführten, standen Orangenbäumchen in rechteckigen Holzkübeln. Die Klingel neben der Tür war unter Ranken halb versteckt. Rafe drückte darauf und hörte, wie ein recht gewöhnliches Ding-dong im Haus erklang. Dann wieder Stille. Rafe stand auf der Treppe und sah sich um. Er konnte außer seinem Mietwagen kein weiteres Auto entdecken. Neben dem Haus, im Schatten einer Trauerweide, lag eine geflieste Terrasse mit einem weißen, verschnörkelten Eisentisch und dazu passenden Stühlen.

Immer noch keine Antwort. Wo waren die Hunts? Einkaufen? Auf einem Ausflug? Mit dem Kind nach Australien verschwunden? Da hörte Rafe plötzlich Schritte im Haus, und eine große, schlanke, mit weißer Hose und blassgrünem Hemd sommerlich gekleidete Frau öffnete die Tür. Sie hielt die Klinke in der Hand und starrte Rafe an.

»Hallo.« Rafe setzte sein freundlichstes Gärtnerlächeln auf. »Ich bin Rafe Townsend. Ich habe neulich mit Mr Hunt telefoniert, es ging um Ihren Garten.«

»Mein Mann hat mir davon erzählt«, sagte die Frau. »Ich bin Mrs Hunt.«

Mrs Hunt – oder Philippa, wie Rafe wusste – sah gut aus für ihr Alter. Vermutlich war sie Anfang vierzig. Sehr gepflegt. Gezupfte Augenbrauen, das volle Programm. Sie wirkte viel misstrauischer als ihr Mann.

»Tut mir leid«, erklärte sie, »aber ich muss Ihnen sagen, dass wir normalerweise Referenzen verlangen, wenn wir jemanden neu einstellen. Wir hatten in letzter Zeit viel um die Ohren, so dass mein Mann erst heute Morgen dazu kam, mir von Ihrer Absprache zu erzählen.«

Also gut. Wenn das Ganze eine Zirkusvorstellung war, kam jetzt der Moment, in dem Rafe aufs Hochseil musste, und zwar raus bis zur Mitte.

»Das verstehe ich«, sagte er. »Heutzutage kann man nicht vorsichtig genug sein.« Er ließ den Blick über einen Brennnesselbusch schweifen, der aus den Steinen der untersten Treppenstufe wucherte. »Wenn Sie Referenzen brauchen, lasse ich Ihnen die natürlich sehr gerne zukommen.«

Mrs Hunts Blick war Raves Augen bis zu den Brennnesseln gefolgt und von dort hinunter zum Tor, wo sich das Holzschild des Maklers befand.

Sie schaute wieder zu Rafe.

»Wo wohnen Sie?«, fragte sie.

»In Domme«, log er. Er hatte irgendeinen Ortsnamen von der Landkarte gewählt. Das Dorf lag weit genug entfernt, um auszuschließen, dass die Hunts dort jemanden kannten oder ihn nach der genauen Adresse fragen würden. Zumindest hoffte er das.

»Domme«, überlegte Mrs Hunt. »Ist das nicht das Dorf auf dem Hügel, das mit dem traumhaften Wochenmarkt?«

»Ja, genau das«, antwortete Rafe strahlend. »Tolles Gemüse. Ich decke mich jeden Samstag damit ein.«

»Wirklich?« Mrs Hunt zog ein überraschtes Gesicht. »Ich dachte, der Markt wäre nur donnerstags geöffnet.«

»Nein ... die haben das geändert.«

»Oh. Außerordentlich interessant.«

Mrs Hunt inspizierte Raves Kleidung. Er trug die schweren braunen Arbeitsschuhe. Der Dreck seines letzten Gärtnerjobs klebte noch daran.

»Wenn ich Sie engagieren soll«, sagte sie, »brauche ich die Referenzen.«
Geschafft. Er hatte es geschafft! Sie hatte angebissen.

»Kein Problem«, entgegnete er.

Mrs Hunt überlegte wieder, dann öffnete sie die Tür ein Stückchen weiter. Rafe scannte die Räume ab, sobald er eingetreten war; nichts sollte ihm entgehen. Die Eingangshalle war zwei Stockwerke hoch und mit cremeweißen und blassblauen Bodenfliesen gekachelt. Über einem Marmortisch an der Wand hing ein riesiger Spiegel mit vergoldetem Rahmen, davor eine chinesische Vase von der Größe eines Kleinkindes. Ein schmiedeeiserner Kerzenleuchter mit Wachskerzen hing an einer Kette von der Decke, so niedrig, dass man ihn fast berühren konnte. Die restlichen Möbel bestanden aus dunklem Holz: ein Garderobenständer, eine Kommode und eine Art Kirchenbank, die eine ganze Wand einnahm.

»Wenn ich bitte eine Telefonnummer haben dürfte, um Ihre Referenzen zu überprüfen?« Philippa Hunt stand mit Block und Kugelschreiber vor ihm. Rafe gab ihr die Nummer der Landschaftsgärtnerei, für die er in England gearbeitet hatte. Er hoffte, dass sie damit zufrieden sein und nicht zusätzlich französische Referenzen verlangen würde.

Wie von ihm erwartet, rief Philippa Hunt sofort bei der Auskunft an, um sich zu vergewissern, dass die angegebene Telefonnummer tatsächlich zu einer Gärtnerei gehörte. Dann verschwand sie in irgendeinem Zimmer, um Raves alten Arbeitgeber zu kontaktieren. Rafe nutzte die Gelegenheit, um seine Umgebung weiter auszukundschaften. Fünf Türen gingen von der Eingangshalle ab, eingerechnet die Tür, durch die Philippa eben gegangen war. Eine polierte Steintreppe mit Eisengeländer. Die Treppe bog auf halber Höhe nach rechts ab, so dass man nicht bis zum oberen Ende sehen konnte. Nirgends war ein Kind zu hören oder zu sehen. Keine Fotos. Und dann, gerade als Philipphas Schritte wieder näher kamen, entdeckte Rafe zwei winzige, rote, schlammverschmierte Gummistiefel unter dem Marmortisch.

Philippa kam herein und klappte ihr Handy zu.

»Ihre Referenzen sind ausreichend«, sagte sie. »Wann können Sie anfangen?«

Ruhig antwortete Rafe: »Heute, wenn Sie möchten.«

»Wunderbar.« Philippa öffnete eine Schublade und nahm einen Schlüsselbund heraus. »Ich zeige Ihnen, wo die Gartengeräte stehen.«

Sie führte ihn zur Vordertür hinaus.

»Wie ich sehe, haben Sie Kinder«, sagte Rafe und deutete im Vorbeigehen auf die Gummistiefel.

»Ja.«

Philippa zog die Tür hinter ihnen ins Schloss. Rafe folgte ihr die Treppe hinunter. Ihm fiel keine Frage zum Thema Kinder mehr ein, die nicht zu neugierig geklungen hätte.

Sie gingen ums Haus herum und an einer abgeäunten Wiese vorbei, die wie eine Freilauffläche für Hunde aussah. Dahinter lag ein gepflasterter Weg, der zu einem niedrigen, weißen Häuschen führte.

»Hier bewahrt Frank« – Philippa sprach es »Froonk« aus – »die Gartengeräte auf.«

Sie schloss zwei separate Schlösser auf. Das Hausinnere bestand aus einem länglichen, weiß getünchten Raum, dessen eine Seite von Regalen bedeckt war. Anscheinend war Frank eher der penible Typ. Die Gartenschere, allesamt blitzsauber, hingen der Größe nach geordnet an Haken. An den Wänden lehnten Harken und Rechen. Dünger und Unkrautvernichter standen in Kisten verpackt auf den Regalen. Die Schläuche lagen darunter, Rafe konnte die dunkelgrünen Spiralen im Dämmerlicht gerade noch erkennen.

»Da drüben sind Küche und Badezimmer«, sagte Philippa und zeigte auf eine Tür. »Die Küche ist einfach ausgestattet, verfügt aber über eine Mikrowelle, falls Sie etwas aufwärmen möchten.«

Mit anderen Worten gab es keinen Grund, ins Haus zu gehen.

»Womit soll ich anfangen?«, fragte Rafe.

»Normalerweise hält Frank sich an einen Plan.« Philippa wies auf den Ausdruck an der Wand. »Er erledigt die Aufgaben reihum. Da er nun aber schon seit einer Weile nicht mehr hier war, werden Sie feststellen, dass mehr oder weniger alles gemacht werden muss.«

Die Liste war auf Französisch geschrieben. Rafe nickte, verschränkte die Arme vor der Brust und biss sich auf die Unterlippe. Er verstand kein einziges Wort.

»Wie Sie sehen«, sagte Antonia, »geht es hauptsächlich ums Mähen und Unkrautjäten, außerdem muss der Gemüsegarten hinter dem Haus gepflegt werden. Zwischen den Bäumen dahinten wohnen die Gänse, um den Teil kümmert

Frank sich natürlich nicht.« Sie sah Rafe an. »Mein Mann hat gesagt, dass Sie nur ein paar Tage brauchen werden?«

»Stimmt«, sagte Rafe. »Ich versuche, bis Montag fertig zu sein.«

»Das wäre schön.«

Philippa wandte sich um zum Gehen.

»Wann ziehen Sie um?«, fragte Rafe in der Hoffnung, sie in ein Gespräch verwickeln zu können.

Philippa blieb stehen.

»In ein paar Wochen.«

»Irgendwohin, wo es nett ist?«

Sie warf einen Blick auf die Regalwand.

»Die Rasenmäher befinden sich auf der Rückseite in einem separaten Schuppen«, erklärte sie. »Der Aufsitzmäher hat Probleme gemacht, aber ich glaube, Froonk hat ihn inzwischen repariert. Melden Sie sich, falls es Schwierigkeiten gibt.«

Sie klackerte über das Pflaster zum Haus zurück.

Ja, Misses, ich hab's verstanden.

Rafe sah sich im Geräteschuppen um. Er wusste nicht, wonach er suchen sollte. Kindermöbel vielleicht, ausrangierte Wiegen oder Kinderwagen. Kisten mit Fotos, die ihn weiterbringen würden. Aber Rafe konnte nichts entdecken außer Unkrautvernichter und Gießkannen.

Da gab es noch eine Tür, direkt neben Küche und Bad. Rafe öffnete sie. Dahinter lag ein weiteres großes Zimmer mit Regalen und einem Tresen an der Rückwand. Auf den Regalen reihten sich leere Gläser und Plastikbehälter, alle mit einer Staubschicht überzogen. Auf dem Tresen stand ein mit einer Plastikplane abgedeckter Gegenstand. Rafe hob eine Ecke an, um einen Blick darunterzuwerfen. Eine Registrierkasse. Offenbar diente der Raum manchmal als Laden. An manchen Behältern klebten Etiketten: »*Ferme des Chasseurs: Huile de Noix*«, »*Ferme des Chasseurs: Foie gras*«.

Foie gras. Das erklärte die Gänse. Die armen Dinger. Trotzdem warf so ein Hofladen nicht genug Geld ab, um so reich zu werden, wie die Hunts es offensichtlich waren. Möglicherweise ging David in London irgendeiner Arbeit nach, während Philippa sich um das Anwesen kümmerte.

Wie auch immer. Die Zeit verstrich. Besser, er tat so, als wäre er mit irgendetwas beschäftigt. Rafe holte den Rasenmäher aus dem Schuppen und beschloss, als Erstes die Grasflächen hinter dem Haus in Angriff zu nehmen. Hinter der Wiese lag ein Obstgarten mit Walnuss- und Apfelbäumen, dahinter erstreckten sich Maisfelder. Rafe konnte nirgends Kinderspielzeug entdecken. Keine Rutschen,

Schaukeln, Laster, Bälle, Bobbycars. Nichts. Es war, als hätte hier nie ein Kind gelebt. Vielleicht hatten sie auch schon alles eingepackt.

Nachdem er das Gras geschnitten hatte, holte Rafe sich eine Harke und ging in den Gemüsegarten, der von einer niedrigen Mauer umgeben war. Auch hier zeigte sich Fronks beeindruckendes Organisationstalent. Die Karotten standen in Reih und Glied, wie bei einer Parade. Die Tomaten hingegen fielen schon von den Ranken und lagen überreif und faulend am Boden. Die Kürbispflanzen sahen besser aus, mussten aber dennoch dringend hochgebunden oder abgeerntet werden. Rafes Plan sah keine großen Erntearbeiten vor; seine Aufgabe bestand in erster Linie darin, den Garten gut aussehen zu lassen. Er zupfte Unkraut und sortierte das angefaulte Gemüse aus, das er auf den Komposthaufen neben dem Gerätehaus warf. Jedes Mal, wenn er mit der Schubkarre am Haus vorbeikam, wählte er eine andere Route, um Einblick in so viele Fenster wie möglich zu bekommen. Zunächst riskierte er nur flüchtige Blicke und drehte im Vorbeigehen wie beiläufig den Kopf. Aber nachdem er festgestellt hatte, dass das Haus offenbar leer war, wagte er sich bis an die Fenster, um unverhohlen hineinzuschauen. Wo waren alle? Im Haus befand sich niemand. Dabei musste doch wenigstens Philippa irgendwo stecken. Im Obergeschoss vielleicht, oder in irgendeinem fensterlosen Raum. Oder sie hatte das Haus verlassen, ohne dass er es bemerkt hatte.

Am Abend räumte er so spät, wie es noch unverdächtig war, Harke und Schubkarre weg und klingelte an der Vordertür, um den Hunts Bescheid zu geben, dass er jetzt gehe. Keine Reaktion. Aber da Rafe die Gartengeräte bereits verstaut hatte, konnte er nicht länger auf dem Grundstück bleiben, egal, ob die Hunts sich nun versteckten oder einfach nur ausgegangen waren. Außerdem quälte ihn Hunger; er hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen.

Rafe verließ das Grundstück und fuhr zu einem Dorf, das dreißig Kilometer entfernt lag. Er mietete sich in einer Pension ein, die in einem alten Schloss untergebracht war. In der Pizzeria setzte er sich in eine Nische und verschlang zwei Portionen Knoblauchbrot und eine riesige Pizza mit extra viel Belag. Dann nahm er ein Bier mit auf die Terrasse hinaus, von der aus man die Felder überblicken konnte. Hinter den fernen Wäldern ging die Sonne unter; die letzten Strahlen tauchten die Schlossmauern in ein warmes Orangerot.

Was, zum Teufel, wollte er hier?

Selbst wenn Rafe den Jungen zu Gesicht bekam – wie sollte er entscheiden, ob er zu Emma oder zu den Hunts gehörte? Er hatte Fotos von Ritchie gesehen, aber keins dabei. Jetzt kam es ihm unglaublich dumm vor, kein Bild mitgenommen zu haben. Emma hatte einmal erwähnt, der Junge sehe ihrem Exfreund ähnlich, aber den hatte Rafe natürlich nie kennengelernt. Und entgegen seiner zugegeben-

ermaßen recht naiven Vorstellung sah es jetzt so aus, als bekäme er keine Gelegenheit, verdächtige Gespräche zwischen Philippa und ihrem Mann zu belauschen. Was hatte er sich bloß gedacht? Sie dabei zu erwischen, wie sie sich vor Lachen am Boden wälzen und rufen: »Ha-ha-ha, wir haben alle reingelegt!« Anscheinend blieben diese Leute lieber unter sich. Was natürlich angebracht war, wenn man gerade ein fremdes Kind entführt hatte; aber vielleicht lag es einfach an der natürlichen Zurückhaltung der gehobenen englischen Mittelschicht, wenn die Hunts den ganzen Tag mit verkniffener Miene durch die Gegend liefen, so als steckte ihnen ein Kleiderbügel im Arsch.

Rafe nahm einen großen Schluck Bier und dachte nach.

Emma. Emma Turner. Was war mit dieser Frau? Warum glaubte Rafe, dass sie es besser wusste als all diese Leute hier? Besser als die Hunts in ihrem stillen Steinhaus. Besser als die Familie und die Freunde der Hunts. Besser als die Polizei und die Leute vom Labor. Verdammt noch mal. Ausgerechnet Emma, die so abwehrend und misstrauisch war, so feindselig, empfindlich und verbittert. Rafe fiel erst jetzt auf, dass er ihr vielleicht keinen Gefallen damit getan hatte, als er sie herbrachte. Vielleicht war es voreilig gewesen, das Wort »Bergerac« dermaßen überzubewerten. Vielleicht hatte Emma sich verhöhrt. Vielleicht hatte die Frau im Café etwas völlig anderes gesagt. Vielleicht war es eine andere Frau gewesen.

Das Kronenbourg rann Rafes Kehle hinunter. Er legte den Kopf in den Nacken. Seine Schultern schmerzten nach dem langen Tag. Er starrte in den Himmel. Tintenblau und orange. Kein Mond heute.

Der Tag auf der Düne. Der Abend, als er Emma nach Bergerac zurückgefahren und vor ihrem Zimmer gestanden hatte. Die wenigen Sekunden, als ihre Feindseligkeit verschwunden war und er für einen ganz kurzen Moment etwas Neues in ihr gesehen hatte. Sie war so tapfer und so zart gewesen, so verletzlich und so süß, dass er ...

Rafe senkte den Kopf. Er nahm noch einen Schluck Bier.

Also schön. Wenn er unbedingt weitermachen wollte, sollte er wenigstens versuchen, irgendwie ins Haus zu kommen und sich ein bisschen umzusehen. Vielleicht konnte er herausfinden, wo die Hunts hinzogen. Er könnte behaupten, dass er ein Wasserrohr beschädigt hätte und überprüfen müsste, ob das Wasser im Haus noch lief. Oder dass er sich vom Rasenmäher einen Stromschlag eingefangen und Angst vor einem Herzinfarkt hätte.

Oder er könnte alles hinschmeißen und einfach nach Hause fliegen.

Noch ein Schluck Bier. Rafe betrachtete die Flasche. Wo wurde das Zeug gebraut? Er hatte es einmal in London getrunken, doch da schmeckte es ihm nicht annähernd so gut. Die Schlossmauern glühten inzwischen dunkelrot.

Nein. Er war hier noch nicht fertig. Er würde bleiben, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr stand er wieder vor dem Haus. Er machte sich daran, den Hang neben der Auffahrt mit dem Aufsitzmäher zu bearbeiten, wobei er das Haus ständig im Auge behielt. Immer noch kein Lebenszeichen. Lagen sie noch im Bett, befanden sie sich irgendwo im Haus, waren sie längst gegangen? Wer wusste das schon.

Rafe blieb nur noch ein Tag. Die Enttäuschung nagte an ihm. Es sah immer mehr danach aus, als wäre Ritchie – falls der Junge überhaupt Ritchie war – nicht mehr da. Wenn es so weiterging, bekäme Rafe selbst Philippa und David nicht mehr zu Gesicht. Okay, er würde sich mit einem von ihnen treffen, um seinen Lohn entgegenzunehmen, aber wahrscheinlich würde sich das auf eine knappe Geldübergabe und Verabschiedung beschränken. Es musste doch einen Weg geben, mit den beiden ins Gespräch zu kommen. Ihnen ein paar Informationen zu entlocken, ohne aufdringlich oder verdächtig zu wirken.

Es brachte nichts, in der Nähe des Hauses herumzulungern, wenn sich dort sowieso keiner aufhielt. Rafe holte die Heckenschere, ging hinunter zum Tor und fing an, die langen Äste abzuschneiden, die über die Gartenmauer ragten. Durch die Schutzbrille behielt er die Auffahrt im Blick, immer in Erwartung eines Autos. Während Rafe vor sich hin schnipselte, überschlugen sich seine Gedanken. Wer wäre einfacher zu knacken, Philippa oder David? Nach dem Telefonat hatte Rafe den Eindruck gehabt, David könnte der nachgiebigere, offenere Typ sein. Aber bislang hatte er nur Philippa persönlich kennengelernt.

Er könnte immer noch ins Haus einbrechen, aber was würde ihm das bringen? Außer von Gendarmen in den Garten geschleift und durchsucht zu werden.

Es war schon nach elf. Die Sonne brannte. Rafes Hals kratzte; durch die Luft wirbelten Staub und zerfetzte Blätter. Er stellte die Heckenschere ab und schlenderte zum Gartenhaus, um sich einen Schluck Wasser zu holen.

Rafe war gerade dabei, sich einen Splitter aus dem Daumen zu ziehen, als er das Haus erreichte. Er bog um die Ecke und hob den Kopf, dann riss er die Arme hoch, stieß einen Schrei aus und machte einen Satz rückwärts, als hätte er Damien aus *Das Omen* entdeckt.

Dort, auf der abgezaunten Grasfläche, saß Ritchie unter einem Baum, einen gelben Schnuller im Mund.

»Ich habe fast einen Herzinfarkt bekommen«, gestand Rafe Emma. »Ich hatte den ganzen Vormittag über Kinder nachgedacht und mich offenbar so hineingesteigert, dass ich einen Riesenschrecken bekam, als ich tatsächlich eins vor mir erblickte.«

»Wie sah er aus?«, flüsterte Emma.

Rafe hatte das Bild perfekt nachgezeichnet. Sie war dort, sie war nicht in einem Café in der Victoria Station, umgeben vom Geplapper der Touristen und dem Kreischen des Milchschaümers, nein, sie war dort, mitten in einem Garten in Frankreich.

Rafe sagte: »Er sah toll aus.«

Er sagte: »Er sah genau so aus wie du.«

Emma hatte behauptet, der Kleine ähnele ihrem Ex, aber in Wahrheit sah er aus wie sie. Wie eine winzige, männliche, blonde Emma. Die gleichen Augen, dunkelblau, mit leicht abwärts geneigten Augenwinkeln. Der gleiche Mund, dessen Unterlippe voller war als die Oberlippe.

Beim letzten Mal, als Rafe mit Emma am Haus gewesen war, hatte Philippas Arm den Kleinen verdeckt, so dass Rafe ihn nicht richtig erkennen konnte. Aber diesmal hatte er ihn direkt vor sich. Während Rafe beobachtete, wie das Kind im Gras saß und spielte, verflüchtigten sich alle Zweifel.

Er war es. Das war Emmas Kind.

Rafe hustete, weil der Staub in seinem Hals kratzte. Der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Wie seltsam, das Kind hier zu sehen. Von der monströsen Ungerechtigkeit zu wissen, die Emma widerfahren war, und dass sie alles tun würde, um hier zu stehen und Ritchie zu sehen. Rafe hustete wieder. Er spürte den Staub immer noch. Er brauchte eine Weile, um sich zu fangen. Und dann wurde ihm das Dilemma bewusst, in dem er steckte.

Was nun?

Ritchie spielte mit den Grashalmen, saß einfach nur da. Er hatte ein Bein ausgestreckt und hielt den Kopf gesenkt, so dass sein Kinn die Brust berührte. Er wirkte ernst und nachdenklich. Er krabbelte nicht glücklich herum, was man von einem Jungen seines Alters vielleicht erwartet hätte.

Sollte er sich das Kind einfach schnappen? Der Schweiß rann Rafe über den Rücken. Und dann? Wie würde er es nach London bringen?

Rafe bewegte sich vorwärts. Weit und breit war niemand zu sehen, aber die nur wenige Schritte entfernte Hintertür des Hauses stand offen. Rafe machte das Törchen auf und betrat die eingezäunte Grasfläche. Das Kind war immer noch mit irgendetwas im Gras beschäftigt. Rafe winkte, um Ritchies Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die Hintertür immer im Blick.

»Ritchie«, flüsterte er, »Ritchie!«

Ritchie hob sofort den Kopf, das Gesicht verwundert in Falten gelegt. Mann, schon wieder Emma, keine Frage. Die eine Augenbraue, die etwas tiefer hing als die andere, wenn sie angestrengt nachdachte.

»Hier drüben, Kumpel. Hier!«

Ritchies Gesicht hellte sich auf. Er lächelte, und die pummeligen Wangen bliesen sich auf wie bei einem Eichhörnchen. Er hob einen Finger und deutete, starrte in Rafe's Richtung, so als ginge hinter dessen Rücken etwas vor sich. Rafe warf einen kurzen Blick über die Schulter. Nichts zu sehen außer der offenen Holztür.

»Hey.« Er wandte sich wieder dem Kind zu. »Wohin schaust du?«

Rafe ging in die Knie, er wollte, dass Ritchie sich ganz auf ihn konzentrierte.

»Hier drüben, Kumpel. Hier ist niemand außer mir.«

Ritchie zeigte immer noch auf die Tür und lächelte. Dann wandte er seinen Blick ab und richtete ihn auf Rafe, gleichzeitig streckte er die andere Hand aus. Er hielt irgendwas in der kleinen Faust. Rafe konnte nicht erkennen, was es war. Er beugte sich langsam vor, durfte jetzt nicht aufhören zu lächeln, denn er fürchtete, der Kleine könnte ihn plötzlich unsympathisch finden und zu weinen beginnen. Dann quietschte die Hintertür, und Philippa Hunt trat aus dem Haus.

Eilig täuschte Rafe eine kniende Haltung vor, klopfte aufs Gras – machte er sich ein Bild von der Beschaffenheit des Erdbodens? – und nickte Philippa freundlich zu. Sie streifte ihn mit einem kurzen Blick und kam rasch auf Ritchie zu, hob ihn auf und setzte ihn sich auf die Hüfte.

»Komm«, sagte sie.

Rafe beobachtete, wie der Saum ihres Hemds flatterte, während sie Richtung Haus marschierte.

Noch zwei Sekunden. Noch zwei Sekunden, und dann? Er hätte ... er hätte irgendwelches Material für einen neuen DNA-Test sichern müssen. Ein Haar, irgendetwas. Mist, warum hatte er nicht früher daran gedacht? Eine solche Gelegenheit würde er kein zweites Mal bekommen. Im Leben nicht.

Philippa war am Törchen stehen geblieben.

»Was ist das?«, hörte Rafe sie fragen. »Was hast du da?«

Sie nahm dem Jungen etwas aus der Hand, es war das Ding, das Ritchie Rafe hatte zeigen wollen. Sie machte ein missbilligendes Geräusch.

»Pfui«, sagte sie zu Ritchie und rümpfte die Nase. »Pfui.«

Sie warf das Ding ins Gras. Dann ging sie mit Ritchie durchs Törchen und verschwand im Haus. Sie knallte die Tür hinter sich zu, und Rafe hörte das scharrende Geräusch eines Riegels.

Rafe trat gegen ein Grasbüschel. Was für ein verdammter Idiot er doch war! Er hatte sich aufgeführt wie das Kaninchen vor der Schlange. Er hätte Ritchie mitnehmen müssen, als er die Gelegenheit dazu hatte. Rafe trat noch einmal zu. Und jetzt? Weiter im Garten arbeiten? Eigentlich hatte er vorgehabt, das Gras unter dem Wal-

nussbaum mit dem Kantenschneider zu kürzen. Die grünen, noch unreifen Früchte hingen von den Zweigen wie kleine, dunkle Birnen.

Rafe starrte in den Baum.

Er liebt Saures.

Rafe ging wieder in die Knie und begann, den Boden am Törchen abzusuchen, dort, wo Philippa Ritchies Spielzeug ins Gras geworfen hatte. Er fand, wonach er suchte. Vorsichtig hob er das Ding vom Gras.

Eine dunkelgrüne Walnuss mit Zahnabdrücken.

Rafe hob den Kopf. Die Hintertür war immer noch geschlossen.

Rafe stand auf, die grüne Frucht in der Hand.

Sie war voller Spucke.

Kapitel 17

Emma traten Tränen in die Augen. Sie hatte immer noch so viele Fragen. Was hatte Antonia sonst noch zu Ritchie gesagt? War sie böse auf ihn gewesen? Wie hatte er ausgesehen, als er lächelte?

Aber dann betrachtete sie die Walnuss mit dem erstaunlich großen Zahnabdruck, die im Plastikbeutel lag, und sagte nur: »Wir müssen mit der Polizei reden.« Lindsay ging nach dem zweiten Klingeln ans Telefon.

»Emma!«, rief sie. »Wo sind Sie gewesen? Wir haben uns solche Sorgen um Sie gemacht! Sie waren nicht zu Hause, und Ihr Handy ...«

»Mir geht es gut«, fiel Emma ihr ins Wort. »Ich muss Ihnen etwas erzählen.«

»Wirklich?«

»Wir haben den Beweis.«

»Beweis?«

»Dass Ritchie mein Kind ist.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Dann fragte Lindsay vorsichtig: »Emma, was haben Sie getan?«

»Hören Sie«, erklärte Emma, »hören Sie zu, dann werde ich es Ihnen sagen.«

Sie versuchte die Geschichte so klar und einfach wie möglich zusammenzufassen, aber plötzlich hatte irgendwer die Kaffeemühle auf dem Tresen auf »Presslufthammer« gestellt, und die Frauen am Nebentisch lachten laut und kreischten. Der Lärm setzte Emma unter Druck. Sie sprach schneller statt lauter, bis die Worte völlig wirr aus ihrem Mund purzelten. Lindsay musste sie unterbrechen und bitten, langsamer zu reden.

»Emma. Emma, beruhigen Sie sich«, sagte sie. »Ich verstehe nicht alles, was Sie sagen. Wie war der letzte Satz? Haben Sie gesagt, Sie hätten eine DNA-Probe von Ritchie?«

»Ja.« Emma holte tief Luft. »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass er es ist. Ich wusste, dass diese Frau den DNA-Test manipuliert hat. Ich *wusste* es.«

»Aber wie ...«

»Sie müssen die neue Probe mit meiner DNA vergleichen, dann werden Sie sehen, dass er mein Kind ist, dass er wirklich Ritchie ist.«

»Und die Speichelprobe klebt an einer Frucht?«, wollte Lindsay wissen.

»Ja, an einer Walnuss.«

Eine kurze Pause. Dann seufzte Lindsay. »Emma.«

»Was könnte es denn schaden?«, fragte Emma. »Sie sagen dauernd, dass Sie mir helfen wollen. Wenn das wirklich so ist, haben Sie jetzt die Gelegenheit dazu.«

»Ich möchte Ihnen wirklich helfen«, entgegnete Lindsay.

»Wo liegt dann das Problem?«

»Kommen Sie her«, sagte Lindsay, »kommen Sie zu mir auf die Wache, dann können wir alles besprechen.«

»Und Sie werden den Test durchführen?«

»Zunächst muss ich mit dem Detective Inspector sprechen«, sagte Lindsay zögernd. »Vorher darf ich nichts dergleichen anordnen.«

Sie schlug eine Uhrzeit vor, zu der Emma auf der Wache an der Fulham Palace Road erscheinen sollte. Emma beendete das Gespräch enttäuscht und sagte zu Rafe: »Ich glaube nicht, dass Detective Hill sehr glücklich sein wird.«

»Ich hatte schon fast damit gerechnet.« Rafe saß vornübergebeugt und rührte mit einem Löffel in seiner Kaffeetasse. »Ich weiß nicht viel über DNA-Tests, aber ich weiß ganz sicher, dass wir nicht beweisen können, woher diese Walnuss stammt oder wer reingebissen hat. Außerdem ist das Material kontaminiert. Ich habe es berührt, und diese Frau auch, obwohl ich nicht glaube, dass sie oder ich den klebrigen Teil mit Ritchies Spucke angefasst haben, aber trotzdem. Es könnte schwierig werden, die Polizei zu überzeugen.«

»Dann sollten wir nicht darauf warten, dass die zu irgendeiner Entscheidung kommen. Am besten organisieren wir den Test selbst«, erklärte Emma weinend.

»Vielleicht«, sagte Rafe. Er lehnte sich zurück, spielte mit dem Kaffeelöffel. »Ich glaube, an dieser Stelle könnten wir ein bisschen Unterstützung gebrauchen. Vielleicht sollte ich Mike noch einmal anrufen.«

»Mike? Deinen Freund, der uns die Adresse besorgt hat?«

»Ja. Mike ist so eine Art Sonntagskind. Seit Januar ist er Detective Sergeant beim Drogendezernat, ein netter Kerl. Er würde mindestens für uns bürgen, ein paar Anrufe für uns erledigen.«

»Dann ruf ihn an«, drängte Emma.

Rafe zog sein Handy aus der Gesäßtasche seiner Jeans. Inzwischen war es Mittag, und die Schlange am Tresen reichte bis zur Tür. Die Gäste mussten ihre Bestellung brüllen, um verstanden zu werden. Rafe ging nach draußen, um in Ruhe zu telefonieren. Beim Warten streichelte Emma die Plastiktüte, wieder und wieder fuhren ihre Finger über die angekaute, verformte Frucht.

Komm, kleine Walnuss, jetzt hängt alles von dir ab. Lass uns nicht im Stich.

Emma war davon ausgegangen, in der Wache allein mit Lindsay verabredet zu sein. Aber zu ihrer Überraschung befand sich auch Detective Hill im Raum. Außerdem waren da noch ein paar andere Leute, die Emma nicht kannte. Einer von

ihnen, ein großer, ungepflegt wirkender Mann mit auffällig hellen Haaren und Augenbrauen, nickte Rafe freundlich zu.

»Mike!« Rafe war angenehm überrascht.

Detective Hill hingegen sah kein bisschen freundlicher aus als sonst. Er lehnte mit verschränkten Armen an einer Tischkante, und seine blauen Glupschaugen wirkten kälter denn je.

»Ich habe DI Hill erzählt, was passiert ist«, begann Lindsay.

Emma fühlte, wie fünf Augenpaare sie durchbohrten. Sie hatte keine Zeit zu verlieren.

»Das hier«, sagte sie und hielt den Plastikbeutel mit der Walnuss in die Höhe, »trägt Ritchies Speichel. Wir haben es aus Frankreich mitgebracht. Wenn Sie die DNA mit meiner vergleichen, werden Sie feststellen, dass ich seine Mutter bin.«

Emmas Hand zitterte. Die Tüte knisterte. Emma streckte den Arm in Detective Hills Richtung aus. Er blieb an der Tischkante lehnen und strich sich über den Schnurrbart.

»Also schön«, sagte er. »Schön. Ohne mich weiter mit der Frage beschäftigen zu wollen, *wie* Sie an dieses Objekt gekommen sind« – an dieser Stelle warf er Rafe einen Blick zu –, »möchte ich Folgendes wissen: Sollen wir den DNA-Test an diesem französischen Kind so oft wiederholen, bis das Ergebnis Ihren Vorstellungen entspricht?«

Lindsay warf Emma einen mitleidigen Blick zu.

»Ich möchte nur, dass er einmal wiederholt wird«, sagte Emma. »Der andere Test war falsch. Es schadet Ihnen doch nicht, mir den Gefallen zu tun, oder? Sie werden sehen, dass Ritchie mein Kind ist!«

»Das mag sein«, erwiderte Detective Hill, »aber wir haben bereits einen Test durchführen lassen, und der hat bewiesen, dass er das Kind einer anderen Frau ist. Wir bräuchten einen hieb- und stichfesten Grund, um eine Wiederholung anzuordnen. Ich möchte Ihnen ja nicht zu nahe treten, aber woher soll ich wissen, dass diese ... Walnuss? ... von dem Kind in Frankreich stammt? Dass nicht Ritchie sie hier in London im Mund hatte, bevor er verschwand?«

»In Großbritannien wachsen keine Walnussbäume«, warf Rafe ein.

Schweigen.

Ein zweiter Detective, ein Mann mit ziemlich großer Nase, bemerkte: »Doch. Meine Tante hat einen Obstgarten in ...«

»Dass Ritchie in letzter Zeit den Obstgarten Ihrer Tante besucht hat, bezweifle ich stark«, ging Rafe dazwischen.

Emma platzte heraus: »Dann wachsen Walnüsse eben auch in Großbritannien, na und? Meinetwegen kann ganz London voller Walnussbäume sein. Aber wie

viele stehen vor meinem Haus? Und selbst wenn Ritchie vor seiner Entführung irgendwo eine gefunden und reingebissen hat – wozu sollte ich ein angeknabbertes, unreifes Stück Obst in meiner Wohnung aufbewahren, anstatt es wegzuschmeißen?»

Sie schüttelte die Plastiktüte, damit alle den Inhalt sehen konnten.

»Schauen Sie«, sagte sie, »man kann genau erkennen, dass die Nuss gerade reif wird. Ritchie ist vor mehr als zwei Wochen verschwunden. Meinen Sie nicht, dass diese Walnuss längst verschimmelt wäre, wenn sie so lange in meiner Wohnung rumgelegen hätte?»

Sie wartete darauf, dass Mister Obstgarten jetzt entgegnete, Walnüsse verfaulen nie oder sonst irgendetwas in der Art. Doch er schwieg. Alle schwiegen.

Dann sagte Detective Hill zu Mike und Rafe: »Könnte ich kurz mit Ihnen sprechen?»

»Natürlich.«

Detective Hill stieß sich vom Tisch ab. Sein Trenchcoat raschelte, als er aus dem Zimmer marschierte. Rafe bemerkte Emmas Blick und verzog das Gesicht blitzschnell zu einer komischen Grimasse. Dann folgte er Detective Hill und Mike auf den Flur. Lindsay und der Mann mit der Tante, die Walnüsse anbaute, tauschten einen Blick und verließen ebenfalls den Raum.

Emma blieb allein zurück. Das Zimmer roch widerlich nach Chips und chemisch nach Markierstiften. Neben dem Tisch stand eine weiße, beschriebene Tafel, so als hätte hier kürzlich jemand einen Vortrag gehalten. Der Ausdruck »Öffentliche Wahrnehmung des Stadtteilbeamten« war mit einem Kreis versehen, von dem viele Pfeile ausgingen. Einer wies auf ein Strichmännchen, das die Muskeln spielen ließ und mit einem Revolver wedelte. Irgendjemand hatte das Wort »Rambo« daruntergekritzelt.

Die Polizisten und Rafe blieben ziemlich lange weg. Was hatten sie zu besprechen? Eigentlich ging es doch bloß um »ja« oder »nein«. Dann fiel Emma ein, dass Rafe sich mit der Aktion, sich als Gärtner auszugeben, womöglich strafbar gemacht hatte. Na toll. Wunderbar. Würden sie ihn jetzt verhaften, ihrwegen? Das hätte gerade noch gefehlt.

Die Tür ging auf, und Lindsay kam wieder herein. Sie schloss die Tür hinter sich.

»Wir sind zu einer Entscheidung gekommen«, sagte sie.

Emma wartete.

Lindsay schaute zu Boden, bevor sie vorsichtig die Fingerspitzen auf die Tischplatte legte und dann wieder den Kopf hob. »Zuerst«, begann sie, »muss ich Sie über etwas informieren. Wir sind immer noch dabei, andere Spuren zu verfolgen.

Da wäre zum einen das Kind in Manchester, von dem ich Ihnen erzählt habe. Wir haben ein Autokennzeichen, wir haben ...«

»Wenn Sie dieser Spur nachgehen«, unterbrach Emma sie schroff, »vergeuden Sie Ihre Zeit.«

Lindsay seufzte.

»Emma«, sagte sie, »wir werden den Test anordnen.«

Gott sei Dank.

»DI Hill ist alles andere als glücklich darüber«, sagte Lindsay. »Sie hätten nicht noch einmal zu diesem Haus fahren dürfen. Mr Townsend ebensowenig. Außerdem sollten Sie wissen, dass DI Hill das Ganze mit einem unserer Kollegen besprochen hat, einem Experten auf diesem Gebiet. Er meinte, dass auf der Walnuss aller Wahrscheinlichkeit nach keine Spuren zu finden sind. Vermutlich hat die Fruchtsäure alle DNA-Spuren zersetzt, die sich irgendwann darauf befunden haben. Außerdem ist die Nuss relativ alt und mit verschiedenen Personen in Kontakt gekommen, deswegen wird der Test schwierig werden. Zu einem Ergebnis zu kommen, kann Tage dauern, möglicherweise Wochen.«

»Aber ich ...«

Lindsay hob die Hand. »Aber Detective Sergeant Evans«, fuhr sie fort, »hat uns glaubhaft versichert, dass Ihr Freund Rafe sich niemals zu der Tat entschlossen hätte, wenn er nicht aufrichtig von Ihrer Ehrlichkeit überzeugt wäre. Deswegen haben wir so entschieden. Wir werden den Test durchführen lassen.«

Emma konnte wieder atmen. »Danke«, sagte sie, »vielen, vielen Dank.«

»Da gibt es noch etwas«, meinte Lindsay. »Falls wir Ritchies DNA auf der Nuss finden, bietet das lediglich die Möglichkeit für eine Wiederholung des offiziellen DNA-Tests. Die Walnuss allein ist keine Grundlage, einfach hinzugehen und den Jungen zurückzuholen. Haben Sie das verstanden?«

»Ja.«

»Das ist gut.«

Lindsay nickte.

»Wissen Sie«, sagte sie, »wir haben die ganze Zeit nach ihm gesucht, auch wenn Sie anderer Meinung waren.«

Lindsay klang für ihre Verhältnisse sehr emotional.

»Ich wäre überglücklich, wenn der Test beweist, dass der Junge Ritchie ist.«

»Ich auch«, bemerkte Emma knapp.

Sie wollte keine Zeit mehr mit Reden vergeuden. Sie wollte etwas in Gang bringen, den nächsten Schritt machen.

»Und jetzt?«, fragte sie. Für den DNA-Test würde sie überallhin gehen. In ein Labor, in eine Klinik, in ein Krankenhaus. Was immer von ihr verlangt wurde.

»Wir werden die Walnuss mit Ritchies DNA-Proben aus Ihrer Wohnung vergleichen. Von Ihnen benötigen wir ebenfalls einen Abstrich, und von Mr Townsend, damit das Labor seine Spuren auf der Nuss identifizieren kann. Wir werden gleich heute damit anfangen, der Sachverständige ist bereits unterwegs«, antwortete Lindsay.

Nachdem er angekommen war, nahm der DNA-Experte Emmas Daten auf: Name, Geburtsdatum, Adresse. Er trug alles in ein Formular ein. Dann nahm er ein Hölzchen, an dessen oberem Ende ein weißer Wattebausch hing.

»Bitte öffnen Sie den Mund«, sagte er.

Emma kam sich vor wie beim Zahnarzt. Sie saß auf einem der grauen Plastikstühle und machte den Mund weit auf. Sie spürte ein unangenehmes Kitzeln, als das Wattestäbchen über die Innenseite ihrer Wange glitt. So also hatte Ritchie sich gefühlt. Emma vermutete, dass er versucht hatte, in das Stäbchen zu beißen.

Als der Wattebausch aus ihrem Mund verschwand, fühlten sich Emmas Lippen und Gaumen trocken an. Der Experte rieb den Wattekopf des Stäbchens über eine quadratische Pappkarte. Dann bedeckte er sie mit Folie und versiegelte das Ganze. Er steckte die Karte und das Formular mit Emmas Angaben in einen Plastikbeutel.

»Das war's«, erklärte er. »Sie können gehen.«

Erleichtert verließ Emma den Raum. Endlich. Endlich war Ritchies Walnuss auf dem Weg. Wie hatte Rafe das bloß geschafft? Wenn er nicht gewesen wäre, hätten die anderen der Testwiederholung niemals zugestimmt. Sie besäße nicht einmal eine DNA-Probe. Es war der endgültige Beweis. Emma konnte es kaum erwarten, alles mit Rafe zu besprechen.

Draußen vor der Polizeistation wippte Rafes Freund Mike, die Hände in den Hosentaschen, auf den Fersen vor und zurück und starrte auf den Autoverkehr. Er war ebenso groß und stämmig wie Detective Hill, hatte jedoch ein freundliches Gesicht und Lachfältchen um die Augen. Er drehte sich sofort um, als er hörte, dass sich die Tür öffnete.

»Emma«, sagte er, kam auf sie zu und gab ihr die Hand. »Mike Evans. Schön, dich kennenzulernen.«

»Danke, dass du gekommen bist«, sagte Emma. Bei dem Gedanken, einen Freund von Rafe vor sich zu haben, wurde sie plötzlich schüchtern. Sie bedankte sich nicht für die Adresse in Frankreich, weil ihr nicht klar war, ob sie wissen durfte, woher Rafe sie bekommen hatte.

»Kein Problem«, erklärte Mike. »Ich war Rafe was schuldig. Wir waren zusammen in der Ausbildung, in Brixton, da hat er mir ein paarmal aus der Klemme geholfen. Ein echter Freund in der Not.«

»Wo ist er?«, fragte Emma.

»Wurde zu einem kleinen Plausch beim Polizeipräsidenten bestellt. Wahrscheinlich kriegt er für seine letzte Aktion eins auf die Finger.«

»Auf die Finger?«, fragte Emma unglücklich.

»Keine Sorge. Unserem Townsie wird schon nichts passieren. Wenigstens nicht, solange er vor seinem Abflug nach Südamerika nichts mehr anstellt. Ansonsten wird Juliet sauer werden.«

»Juliet?«

»Seine Freundin.«

Emma erschrak. Rafe hatte eine Freundin namens Juliet?

»Tut mir leid.« Mike schlug sich mit komischer Geste die Hand an die Stirn. »Ich habe vergessen, dass ihr euch ja gar nicht so gut kennt. Ehrlich gesagt habe ich Juliet schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen, aber die beiden sind schon seit – wie lange eigentlich? Seit zwei Jahren? – zusammen. Das Letzte, was ich gehört habe, war, dass sie ein Jahr unbezahlten Urlaub nehmen wollte, um Townsie auf seiner Reise zu begleiten.«

»Oh. Ich verstehe.« Rafe hatte seine Freundin niemals erwähnt. Wozu auch?

Die Tür zur Polizeiwache öffnete sich mit einem Scheppern, und Rafe kam heraus.

»Brrr«, sagte er und rieb sich theatralisch die Hände, »ich muss schon sagen, ich bin ganz froh, mit diesem ganzen Mist nichts mehr am Hut zu haben.«

Mike sagte: »Weißt du, Kumpel, du hättest nicht aufhören dürfen.«

»Doch, hätte ich wohl. Es war die weiseste Entscheidung meines ganzen Lebens.«

»Ich sehe das anders.« Mike schaute ihn an. »Du hast eine Lücke hinterlassen.«

Rafe reagierte nicht. Zu Emma gewandt sagte er: »Wir wollten was essen gehen. Kommst du mit? Unten am Fluss gibt es ein paar sehr nette Restaurants ...«

Emma schüttelte den Kopf.

»Macht es euch etwas aus, wenn ich euch einen Korb gebe?«, fragte sie. »Ich bin euch sehr dankbar, ganz ehrlich. Aber im Moment möchte ich ein bisschen allein sein und einen klaren Kopf bekommen.«

Sobald Mike und Rafe sich verabschiedet hatten, machte Emma sich auf den Nachhauseweg. Sie holte ihren Führerschein und die Kreditkarte für Notfälle aus der Kiste auf dem Kleiderschrank und wischte die Staubschicht auf dem Führerschein mit dem Ärmel ab. Sie hatte keinen Pkw mehr gesteuert, seit sie mit achtzehn Jahren ihre Führerscheinprüfung in Bristol gemacht und auf Anhieb bestanden hatte. Der Reisepass befand sich immer noch im Rucksack, genauso wie die

mit Rafe gekaufte Frankreichkarte. Sie steckte ein paar Sachen dazu und verließ die Wohnung, ohne sich noch einmal umzudrehen.

In der Liverpool Street Station hob sie so viel Bargeld am Geldautomaten ab, wie auf einmal möglich war. Der nächste Zug nach London-Stansted fuhr in zwei Minuten. Emma beeilte sich, ihn nicht zu verpassen.

Nachdem sie einen Fensterplatz gefunden hatte, schickte sie Rafe eine SMS.

»Müde. Gehe früh schlafen. Ruf nicht an.«

Dann verstaute sie das Handy wieder im Rucksack.

Es war nicht richtig, Rafe anzulügen, nach allem, was er für sie getan hatte. Aber Emma wollte ihre Kraft nicht mit Diskussionen vergeuden. Oder Rafe weitere Schwierigkeiten bereiten.

Sie ließ sich auf den Sitz sinken und strich sich die Haare aus dem Gesicht.

Ihr wurde bewusst, dass sie Rafe inzwischen als Teil von sich und Ritchie wahrnahm. Rafe war fast im selben Moment in ihr Leben getreten, als Ritchie daraus verschwand. Ritchie war das einzige Gesprächsthema gewesen, Ritchie war alles, woran sie – und, das glaubte sie wenigstens, auch Rafe – denken konnte. Rafe hatte sogar seine Südamerikareise verschoben, um ihr zu helfen.

Aber Rafe hatte ein eigenes Leben. Natürlich. Wie dumm von ihr, sich das nicht früher klargemacht zu haben. Jetzt, da Mike aufgetaucht war und auch noch diese Juliet, stellte sich plötzlich heraus, dass Rafe in einer anderen Welt lebte, in einer Welt voller Menschen und Interessen, über die und von denen Emma nichts wusste.

Juliet. Was für ein wunderschöner, romantischer Name. Er hatte Klasse. Wahrscheinlich war sie sehr hübsch. Sicher würde Rafe sich mit weniger nicht zufriedengeben. Na ja, er hatte es verdient. Trotzdem seltsam, dass er seine Freundin niemals erwähnt hatte. Dann wiederum ... warum hätte er das tun sollen? Sie hatten nie über dieses Thema gesprochen. Außerdem war es ja nicht so, als hätte Rafe sich zu irgendeinem Zeitpunkt unangemessen verhalten. Er war ihr und Ritchie lediglich ein guter Freund gewesen, als sie dringend einen brauchten.

Emma sah aus dem Zugfenster. Sie hatten London jetzt hinter sich gelassen. Neben den Gleisen lagen Stoppelfelder, dahinter ragten Bäume in den Himmel. Der Flughafen war weniger als fünfzehn Minuten entfernt. Letzter Halt vor Frankreich.

Emma verspürte eine wilde Entschlossenheit.

Sie war schon einmal dort gewesen und ohne ihn zurückgekommen.

Es würde kein zweites Mal passieren.

Als Emma am Flughafen ankam, lagen ihre Nerven blank.

»Den nächsten Flug nach Bergerac, bitte«, keuchte sie und hielt der jungen Frau am Buchungsschalter ihren Reisepass hin. Emma wartete und wippte mit dem Fuß, während die Frau etwas in den Computer eintippte.

»Tut mir leid.« Sie zog bedauernd eine Schnute. »Sie haben gerade einen verpasst.«

Emma nickte. »Na schön, dann nehme ich den nächsten.«

»Heute Abend gibt es keine Flüge mehr nach Bergerac«, entgegnete die junge Frau.

Emma ließ die Hand auf den Schalter sinken. Auch das noch. Was sollte sie jetzt tun?

Die Frau tippte weiter.

»Morgen früh geht einer«, sagte sie. »Um zwanzig nach sieben. Wäre das zu früh?«

»Nein. Nein, überhaupt nicht. Vielen Dank.«

Es war besser als nichts. Emma reichte ihre Kreditkarte hinüber und nahm das kostbare Flugticket in Empfang. Sie legte es in ihren Pass und verstaute beides sorgfältig in der Reißverschluss tasche ihres Rucksacks. Dann schaute sie sich in der Abflughalle um. Und nun? Sie konnte wohl kaum die ganze Nacht hierbleiben, aber sie hatte auch keine Lust, den ganzen Weg zu ihrer Wohnung zurückzufahren.

Emma holte sich bei einer der zahlreichen Kaffee filialen ein Sandwich und setzte sich zum Essen an das Ende einer leeren Sitzreihe. Hier war es ruhig und warm. Sie musste unter einer Heizdüse oder etwas Ähnlichem sitzen. Während sie das Sandwich aß und das Papier zusammenknüllte, setzte sich niemand zu ihr, es kam nicht einmal jemand vorbei. Emma stand auf und stopfte das Papier in den nächsten Mülleimer. In der Ferne lief ein einsamer Fluggast vorbei; seine Schritte hallten auf dem gefliesten Boden. Der Flughafen schien sich auf eine ruhige Nacht vorzubereiten.

Irgendjemand hatte eine Ausgabe des *Evening Standard* zusammengeklappt auf einem Mülleimer liegen lassen. Emma nahm sie und ging damit wieder zu ihrem Platz. Sie breitete die Zeitung auf den Sitzen aus, um sie nicht mit ihren Schuhen zu verschmutzen. Dann streckte sie sich seitlich über drei Plätze aus und benutzte den Rucksack als Kopfkissen.

So lag sie eine ganze Weile da und wartete darauf, dass jemand kommen und ihr sagen würde, dass sie hier nicht schlafen dürfe. Aber niemand kam. Das einzige Geräusch war das gedämpfte Ding-dong vor den Durchsagen, gefolgt von unverständlichem Gemurmel in jenem sanften Tonfall, den alle Flughafensprecher der Welt zu beherrschen schienen. Es klang tröstlich. Beruhigend. Es war angenehm, hier zu liegen. Auf gewisse Weise fühlte sie sich Frankreich hier näher als London.

Emma schloss die Augen.

Am nächsten Morgen war sie die erste Passagierin an Bord. Nach ihr stiegen Paare und Familien ein. Die Kinder trugen kurze Hosen und Sandalen und dicke Pullover, weil sie sich noch in England befanden.

Das Flugzeug startete fünf Minuten früher. Emma war, als hätte sie alles unter Kontrolle. Diesmal saß sie auf einem Gangplatz. Die Stewardess rammte Emma im Vorbeigehen mehrfach mit dem Metallwagen. Die Frau auf der anderen Gangseite beugte sich herüber, um sich Emmas Flugmagazin auszuleihen. Der Mann auf dem Nebensitz stieß mit seinem Laptop einen Papierstapel um, so dass die Blätter vom Klappstisch auf den Boden flatterten. Emma half ihm beim Einsammeln der Seiten. Wenn man am Gang saß, hatte man keine Wahl und wurde viel eher Teil dessen, was ringsum geschah, ganz anders als am Fenster.

All diese Menschen, in einem Flugzeug zusammengepfercht und ihrer alltäglichen Aufgaben entbunden.

Und Emma, eine von ihnen.

Ich weiß jetzt, was ich tue.

Am Schalter der Autovermietung in Bergerac hielt sie Kreditkarte und Führerschein bereit, noch bevor der Mann danach fragen konnte.

Das Auto sah so ähnlich aus wie jenes, das sie und Rafe beim letzten Mal gemietet hatten. Aus reiner Gewohnheit ging Emma zur Beifahrertür. Sie nahm Platz und wunderte sich schon, wo das Lenkrad war, bis ihr einfiel, dass sie auf der falschen Seite saß. Sie stieg aus, ging ums Auto herum, stieg wieder ein und verbrachte mehrere Minuten damit, alle Spiegel richtig einzustellen und sich einen Überblick über das Armaturenbrett zu verschaffen. Sie schlug die Karte an der richtigen Stelle auf und suchte nach der grünen Schlangenlinie, die die Straße nach St-Bourdain anzeigte. Dann schnallte sie sich an und ließ den Motor an.

»Halt die Kiste rechts auf der Piste«, sagte sie nervös zu sich, während sie vom Parkplatz rollte. Sie ließ den Flughafen hinter sich und fuhr Richtung Bergerac und weiter nach St-Bourdain.

Das Wetter war wechselhafter als bei ihrem ersten Besuch, und dicht über den Feldern hingen graue Wolken. Endlich war sie hier, und so nah, dass sie hoffte, bald schon das Haus zu sehen. Emma verdrängte den Gedanken, die Hunts könnten bereits abgereist sein. Antonia hatte Rafe erzählt, sie würden erst in etwa einer Woche umziehen, aber wahrscheinlich war das eine Lüge. Selbst wenn der DNA-Test für sie entschieden hatte, lief der Familie Hunt die Zeit davon. Sicherlich ahnten sie, dass Emma nicht aufgeben, dass sie zurückkommen würde. Komm

schon, Haus, wo bleibst du? Die grünen und gelben Felder flogen vorbei. Emmas Handy im Rucksack auf dem Beifahrersitz begann zu klingeln.

Emma wühlte mit einer Hand im Rucksack, die Augen immer auf die Straße gerichtet. Es klingelte mal lauter, mal leiser, je nachdem, wo das Gerät gerade lag. Emma schaffte es, das Handy rechtzeitig herauszufischen; sie nahm es in die linke Hand, damit sie mit der rechten das Lenkrad halten konnte.

»Hallo?«

»Emma?«

Es war Rafe.

»Was ist los?« Plötzlich war Emma nervös. »Sind die Testergebnisse da?«

»Falls ja, habe ich nichts gehört«, antwortete Rafe ruhig. »Die Polizei hätte dich sicher informiert.«

»Oh.«

»Nicht dass es denen gelungen wäre, dich zu erreichen«, fügte Rafe hinzu. »Ich habe es vorhin schon probiert. »Der gewünschte Teilnehmer ist im Moment nicht zu erreichen.««

»Äh ... wirklich?«

Kurze Pause.

»Du bist dort, stimmt's?«, fragte Rafe. »In Frankreich.«

»Woher weißt du das?« Emma lächelte ins Telefon.

Rafe sagte irgendetwas, fluchte oder schimpfte, so genau wusste sie das nicht. Emma hatte gehofft, dass er vielleicht auch lächelte, aber als er weitersprach, klang seine Stimme sehr ernst.

»Emma, was tust du da?«

Emma konzentrierte sich auf eine enge Kurve.

»Ich weiß nur eins«, erwiderte sie, als es wieder geradeaus ging, »ich muss in seiner Nähe sein. Nicht Hunderte Kilometer entfernt in einem anderen Land.«

»Bring sie nicht gegen dich auf, Emma! Du musst das Ergebnis des DNA-Tests abwarten. Dann spricht die Beweislage für dich, und die Polizei wird auf deiner Seite sein. Liefere ihnen keinen Vorwand, schon vorher zu verschwinden.«

»Und wenn sie das längst getan haben?«

Das brachte Rafe aus dem Konzept, so viel konnte Emma hören.

Er sagte: »Als ich dort war, schienen sie nicht in Eile zu sein.«

»Tja, ich bezweifle, dass sie dich in ihre Pläne eingeweiht haben.«

Sie war angekommen. Da stand das Ortsschild von St-Bourdain, seitlich an eine Hecke gelehnt. Dahinter die Bäume auf dem Hügel. Ganz oben konnte man das rote Hausdach gerade noch erkennen. Emma hielt ein Stück vor dem Tor. Sie len-

kte den Wagen in eine Haltebucht und ließ ihn fast bis hinter die Heck e rollen. Waren die Hunts noch da? Das Hausdach verriet natürlich nichts.

»Wo bist du jetzt?«, fragte Rafe.

»Vor dem Haus.«

»Mann!« Rafe fluchte.

Emma zog die Handbremse. Der Motor brummte im Leerlauf weiter, bis Emma den Zündschlüssel umdrehte.

»Ich muss ihn sehen«, sagte sie. »Ich will da sein, wo er ist.«

»Es wird mir nicht gelingen, es dir auszure den, oder?«

Emma fragte: »Was soll ich sonst tun?«

Rafe überlegte.

»Nichts«, antwortete er und seufzte laut. »Überhaupt nichts. Ehrlich gesagt kann ich dich verstehen. Also dann – viel Glück beim Wachehalten. Aber darf ich dich bitte daran erinnern, unsichtbar zu bleiben, wenn du schon dort sein musst? Du darfst ihnen auf keinen Fall allein gegen übertreten.«

»Ich weiß.«

Emma beendete das Gespräch und blieb sitzen, um zu warten. Die Wolken rissen auf, und das Sonnenlicht fiel in schrägen, hellen Bahnen auf die Felder.

Falls die Hunts noch da waren, würden sie irgendwann auftauchen. Emma konnte warten. Nur noch ein einziger Blick auf Ritchie. Und dann, wenn sie ihn gesehen hatte, würde sie ... Was würde sie tun? Sie würde den Wagen anlassen und losfahren. Von hier wegfahren. In irgendeiner Pension herumsitzen, Däumchen drehen und warten, bis die Polizei es der Mühe wert fand, sie anzurufen.

Rafe hatte ihr geraten, sich an die Spielregeln zu halten. Obwohl er in seinem Leben ganz offenbar noch in keiner vergleichbaren Situation gewesen war, hatte er sie daran erinnert, dass sie keine andere Wahl hätte. Also hatte sie getan, was er verlangte, hatte mitgespielt und nichts damit erreicht. Rafe hatte sich geirrt.

Die Sonne war inzwischen ganz durchgebrochen. Im Auto wurde es warm. Emma begann zu schwitzen. Sie öffnete das Fenster und stellte den Sitz zurück, um mehr Bewegungsfreiheit zu haben.

Falls die Hunts unterwegs waren, würden sie irgendwann zurückkommen. Befanden sie sich im Haus, würden sie es irgendwann einmal verlassen. Fuhren sie im Auto vorbei, würde es möglicherweise schwierig sein, Ritchie richtig zu sehen. Aber vielleicht gingen sie mit ihm spazieren. Wann immer auf der Straße ein Motorengeräusch zu hören war, drehte Emma sich auf dem Autositz danach um, aber meist handelte es sich nur um einen Traktor oder einen Reisebus voll mit Kindern.

Emma wartete.

Scheinbar nach einer Ewigkeit bewegte sich am oberen Ende der Auffahrt irgendetwas. Emma setzte sich auf. Ein Mann lief umher, er hielt etwas auf dem Arm und war durch eine Schneise in den Bäumen zu sehen. Antonias Mann? Emma lehnte sich vor und kniff die Augen zusammen. Sie war zu weit entfernt, um sein Gesicht zu erkennen. Aber er trug eine Art Kiste. Sie wirkte schwer und er brauchte beide Arme. Er ging zum Auto, drehte sich zur Seite und stieß mit dem Ellbogen gegen die Heckklappe. Sie sprang auf, und der Mann lud die Kiste ein.

Emma dachte angestrengt nach. Wenn das Antonias Mann war, wozu packte er dann das Auto? Sie beobachtete ihn, als er wieder zwischen den Bäumen hindurchging. Emmas Blick blieb an genau dem Ast hängen, hinter dem der Mann verschwunden war; sie wollte es nicht verpassen, falls weitere Personen herauskamen. Aber nichts geschah.

Im Auto war es inzwischen ziemlich heiß. Die Jeans klebte an Emmas Beinen und juckte. Grasduft kam durchs Fenster hereingeweht. Im Feld saß eine Taube und gurrte vor sich hin.

Da tauchte wieder der Mann auf. Emmas Körper verkrampfte sich. Er lief auf das Auto zu. Diesmal trug er einen Koffer.

Und dann erschien eine Frau – mit einem Kind im Arm.

Emma schnappte nach Luft. Es war tatsächlich ein Kind. Ritchie! Er musste es sein. Gott sei Dank. Gott sei Dank, er war noch da. Sie hatten ihn nicht weggebracht. Aber was taten sie gerade? Verdammt, sie bräuchte wirklich ein Fernglas. Emma lehnte sich wieder vor. Der Mann hievte den Koffer in den Kofferraum, die Frau ging um das Auto herum. Sie öffnete die Beifahrertür und beugte sich vor, das Kind immer noch im Arm. Sie kramte eine Weile herum, und als sie sich schließlich wieder aufrichtete, war das Kind verschwunden.

Ritchie saß jetzt in diesem Auto. Keine Frage.

In diesem mit Kisten und Koffern beladenen Auto.

Emma beschlich ein ungutes Gefühl. Auf der Straße hinter ihr knirschte der Schotter. Ein Auto näherte sich, wurde langsamer. Emma drehte sich um. Ein schwarzer Jeep blinkte, fuhr an ihr vorbei, beschleunigte dann wieder und sauste über den Hügel davon. Verdammter Mist. Selbst wenn sie das Ergebnis des DNA-Tests in diesem Moment erfuhr, würde es ewig dauern, bis die Polizei hier wäre. Vorher müsste es Telefonate zwischen England und Frankreich geben, alle würden in fremden Sprachen radebrechen. Es könnte Stunden dauern. Und würde die französische Polizei sie ernst genug nehmen, um eine ausreichende Zahl von Streifenwagen und Beamten herzuschicken? Oder würde lediglich der Dorfpolizist vorbeikommen, nachdem er in Ruhe sein Frühstückscroissant verspeist hatte, um ein paar Fragen zu stellen?

Noch ein Auto. Wieder keine Polizei.

Ritchie befand sich dort drüben, aber nicht mehr lange, wenn Emma nicht bald etwas unternahm.

Sie stieß die Fahrertür auf und stieg aus. Die frische Luft draußen half Emmas Gedanken auf die Sprünge. Sie schloss die Autotür, ohne sie zuzudrücken. Dann schlich sie über die Straße und bis ans Tor. Sie ging die Auffahrt hinauf und vermied es, auf Stellen mit lockerem Schotter zu treten. Und dann war es ihr plötzlich egal. Sollten die sie ruhig hören. Es war an der Zeit, dem ganzen Spuk ein Ende zu bereiten.

Das Handy in ihrer Tasche begann zu klingeln. Emma schaltete es aus und ging weiter.

Oben in der Einfahrt beugte sich Antonia wieder ins Auto und fummelte an irgendetwas herum. Sie hatte Emma den Rücken zugekehrt, ihr beige gekleideter Hintern bewegte sich hin und her. Um das Auto standen weitere Kisten herum. Der Mann war nirgends zu sehen. Irgendwo zwitscherte ein Vogel, *ack-ack-ack*, und die Sonne funkelte hinter den Baumkronen. Ritchie saß im Auto, in einem Kindersitz. Er schaute in die andere Richtung. Emma konnte seinen Scheitel sehen.

»Hallo«, sagte sie.

Antonia versuchte sich umzudrehen und gleichzeitig einen Satz nach hinten zu machen. Sie stieß sich den Kopf am Wagendach. Als sie begriff, wer sie angesprochen hatte, öffnete sie vor Schreck den Mund. Sie taumelte nach hinten, während alle Farbe aus ihrem Gesicht wich.

»Ich hätte jetzt gern mein Kind zurück«, sagte Emma.

Antonia war kreidebleich.

»David«, rief sie mit schriller Stimme, »David!«

Dann keifte sie in Emmas Richtung: »Was wollen Sie hier? Das geht zu weit. Wir werden wieder die Polizei rufen.«

»Tun Sie das«, entgegnete Emma. Sie versuchte, an Antonia vorbeizuschauen und Ritchie im Auto zu sehen. Schritte eilten über den Kies. Emma wirbelte herum. Ein großer Mann in Shorts, der um die Hausecke gelaufen kam. Emma erkannte ihn sofort wieder. Es war der Mann, der sich bei ihr entschuldigt und ihr dann die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte.

»Pip?«, fragte er, »Pip, alles in ...«

Dann entdeckte er Emma und verlangsamte seinen Schritt.

»Oh«, machte er, »oh!«

Sein Gesicht war ausdruckslos. Er blieb ein paar Meter vom Auto entfernt stehen.

Emma drehte sich wieder zu Antonia um.

»Ich werde ihn jetzt mitnehmen«, sagte sie.

Sie machte einen Schritt nach vorn. Antonia reagierte blitzschnell. Sie schlug die Autotür zu und stellte sich davor.

»Warten Sie«, sagte sie. »Warten Sie einen Moment. Lassen Sie die Finger von meinem Sohn.«

»Er ist nicht Ihr Sohn«, erklärte Emma. Sie behielt das Auto im Blick. Das Kind auf der Rückbank saß mit dem Rücken zu ihr. Die Scheiben waren getönt. Emma konnte nichts erkennen als seine Haare. Sie sehnte sich danach, ihn zu rufen, zu sehen, wie er sich umdrehte, sie erkannte und mit seinem breiten Grinsen begrüßte. Aber sie wollte Ritchie keinen Schrecken einjagen, bevor sie nicht zu ihm konnte.

Zuerst würde sie an Antonia vorbei müssen.

Zum ersten Mal überhaupt zwang sie sich, Antonia genau in Augenschein zu nehmen. Eins musste man der Schlampe schon lassen, sie war so makellos gepflegt wie immer. Das Haar frisch gewaschen und gekämmt. Bluse und Hose ordentlich gebügelt und farblich aufeinander abgestimmt. Cremeweiß selbstverständlich. Blassrosa, sorgfältig aufgetragener Lippenstift.

»Ich verstehe.« Emma zwang sich, so ruhig wie möglich zu sprechen. »Ich verstehe, warum Sie ihn wollen. Ich möchte Ihnen Ritchie nicht wegnehmen. Sie werden ihn sehen dürfen. Wir werden eine Lösung finden.«

»Sie sind ja verrückt«, stammelte Antonia. »Sie brauchen Hilfe. Warum stellen Sie unserer Familie auf diese Weise nach? Ich weiß, dass Ihr Sohn verschwunden ist, aber warum suchen Sie ihn nicht woanders? Warum diese Fixierung auf *unser* Kind?«

»Wie können Sie nur dermaßen lügen?« Emma war verblüfft. »Sie wissen ganz genau, dass er nicht Ihr Sohn ist. Sie haben ihn entführt, aus der U-Bahn.«

»Ich bin seit Jahren nicht mehr U-Bahn gefahren.« Antonia klang verzweifelt. »Der einzige Fehler, den David und ich begangen haben, war schlicht und einfach, nach dem Urlaub über London zurück nach Hause zu fliegen. Und jetzt finden wir uns plötzlich in solch einer Lage wieder. Um Gottes willen!« Ihre Stimme zitterte. »Wir haben wirklich mit Ihnen gefühlt und sogar diesem DNA-Test zugestimmt, was mit großen Unannehmlichkeiten verbunden war, wenn ich das mal so sagen darf. Und alles nur, um Ihnen zu helfen. *Ihnen!* Aber jetzt reicht es. Bitte. Es reicht. Gehen Sie endlich weg, und lassen Sie uns in Ruhe.«

Emma war verwundert. Was ging hier vor sich? Antonia benahm sich, als würde jedes ihrer Worte von einem Mikrofon aufgenommen. Was nützte es ihr, die Entführung auf so lächerliche Art abzustreiten? Sie musste doch begreifen, dass Emma im Bilde war und sehr wohl wusste, was sie getan hatte. Sie log nicht nur Emma an, sondern auch sich selbst.

Emma schaute genau hin. Sie bildete sich das nicht ein. Diese Frau war tatsächlich Antonia. Oder nicht? Die Frau, die an jenem Abend im Mr Bap's gewesen und dann mit Ritchie verschwunden war. Ihr Haar hatte damals blonder gewirkt, der Rest war gleich. Wenn man es ganz genau nahm, sah die Augenpartie vielleicht ein kleines bisschen anders aus, die Haut darunter älter und die Partien um Mund und Nase gelblich.

Rafes Stimme: *Ich habe gesehen, wie solche Tests durchgeführt werden. Der Ablauf ist genauestens geregelt.*

Es war verrückt. Einfach verrückt. Das musste doch Ritchie sein, dort im Auto. Na schön, Emma konnte ihn im Augenblick nicht genau erkennen, aber sie hatte ihn auf dem Flughafenvideo gesehen und bei ihrem letzten Besuch hier, dort auf der Auffahrt. Die Autoscheiben waren getönt, und Ritchie schaute in die andere Richtung, aber das waren doch seine Haare! Sie mochten dunkler sein, aber Antonia hatte sie *gefärbt*. Das waren seine Ohren. Sie *kannte* ihn. Sie müsste nichts weiter tun, als Antonia beiseitestreten, dann könnte sie zu ihm und ...

Emma hörte wieder Schritte hinter sich. Sie fuhr herum und stand direkt vor David Hunt. Aber der ignorierte sie.

»Pippa«, sagte er. »Pip.«

»Ruf die Polizei«, fuhr Antonia ihn an.

»Pip«, wiederholte David. Er streckte eine Hand nach ihr aus. »Pip, gib es auf«, flehte er.

»Wovon redest du?«, fauchte Antonia.

»Es hätte niemals funktioniert. Meine Mutter hat tausend Fragen gestellt, seit wir mit ihm hergekommen sind, und sie ist nicht die Einzige, die ...«

»Sei still!«, schrie Antonia ihn an. »Sei still, du Idiot! Willst du, dass sie uns Xavier wegnehmen?«

Davids Augenbrauen senkten sich.

»Xavier ist tot«, sagte er.

»Was sagst du da?« Antonias Stimme wurde zu einem Krächzen.

»Er ist tot!«, rief David. Er biss die Zähne zusammen. Die Adern an seinem Hals traten hervor. »Hast du gehört? Er ist tot, und er kommt nicht zurück.«

Emma schlug sich die Hände vor den Mund. Ihr Handy klingelte, aber sie beachtete es nicht. Aus dem Auto drang Kindergeschrei.

»Sei still. Sei still!« Antonia wich zurück. Auch sie hatte sich die Hände vors Gesicht geschlagen.

»Unser Sohn«, David sah Emma an, er konnte die Worte nur mit Mühe aussprechen, »unser Sohn ist gestorben. Vor vier Monaten, in Indien.«

»Nein, das stimmt nicht«, kreischte Antonia, »das stimmt nicht!«

»Doch, es stimmt.«

Ritchies verzweifelter Geheul zerrte an Emmas Nerven. Sie trat einen weiteren Schritt vor, aber Antonia versperrte ihr immer noch den Weg zum Auto.

»Ich durfte mit niemandem darüber reden.« David war bleich, er spielte nervös mit dem Ehering an seinem Finger. »Sie sagte, dass es nicht wirklich passiert ist, so lange wir niemandem davon erzählen. Ich habe mitgespielt. Sie war so ... Ich konnte sie nicht überreden, nach Hause zu kommen. Sie wollte ihn nicht in Indien zurücklassen. Dann endlich schaffte ich es, sie dazu zu bewegen, nach London zu reisen, und dort ist sie dann Ihnen begegnet. Sie sagte, Sie seien nicht in der Lage, sich um Ihr Kind zu kümmern. Sie hat mich angebettelt, damit wir ihn mitnehmen, und ich ... Gott helfe mir, ich ...«

Antonia zischte Emma zu: »Du *warst* nicht in der Lage, dich um ihn zu kümmern. Verflucht noch mal, du hast zugelassen, dass er in der U-Bahn eingesperrt wird! Du warst die reinste Katastrophe. Dreckige Klamotten, kaum in der Lage, ein Wort rauszubringen. Du hast ausgesehen, als gehörtest du in eine Klinik. Ich musste ihn vor dir beschützen.«

»Die Entscheidung darüber liegt nicht bei Ihnen«, rief Emma. Sie hatte ganz vergessen, dass sie leise sein wollte, um Ritchie nicht aufzuregen. Das Geheul aus dem Wageninneren hörte abrupt auf, so als hätte jemand einen Knopf gedrückt. Dann stieß Ritchie einen gellenden Schrei aus.

»Muh«, quiekte er, »Muh!«

Emma konnte sich nicht länger beherrschen.

»Ritchie! Oh, Ritchie, Schätzchen, ich bin hier!«

Sie stürzte auf das Auto zu. Ritchie wand und drehte sich, er zappelte und versuchte, sich aus dem Sitz zu befreien.

»Zurück!«, schrie Antonia.

Emma bekam nicht ganz mit, was als Nächstes geschah. Antonia griff irgendwo hinein – in eine Kiste, in eine Tasche vielleicht –, und im nächsten Moment stand sie mit ausgestrecktem Arm da und hielt einen länglichen, spitzen, funkelnden Gegenstand in der Hand.

»Zurück!«, rief sie.

Emma war instinktiv zurückgewichen, noch bevor sie erkannt hatte, was da so funkelte. Dann begriff sie, und entsetzliche Angst stieg in ihr auf. Ein Messer! Antonia hatte ein Messer, und sie bedrohte Emma damit.

»Pippa!« David klang panisch. »Pippa, was tust du da?«

»Fass mich nicht an!«, brüllte Antonia. David hatte genau das vorgehabt, wich nun aber erschrocken zurück. »Ich werde auch dich erstechen«, warnte sie ihn, »glaub nicht, ich wäre dazu nicht fähig. Ich wollte schon vor Tagen weg von hier,

aber nein, *du* wolltest noch warten. Was ist denn los mit dir? Wenn ich nicht darauf bestanden hätte, wären wir überhaupt nicht abgereist. Man könnte fast meinen, du wünschst dir, dass sie uns Xavier wegnehmen! – Zurück, habe ich gesagt!«

Der letzte Satz galt Emma, die wieder versucht hatte, sich dem Auto zu nähern. Antonia stach mit dem Messer nach ihr. Ihre Frisur, durch die sie sich ein paarmal mit der Hand gefahren war, saß jetzt nicht mehr ganz so perfekt. Tatsächlich sah sie aus, als hätten Fledermäuse darin gehaust. Antonias Augen wirkten blutunterlaufen. Emma blieb, wo sie war. Kein Messer könnte sie jetzt noch aufhalten. Kein Messer, keine Pistole, nicht einmal eine Herde wilder Elefanten.

»Philippa«, sagte sie. Fast hätte sie die Frau mit »Antonia« angesprochen. »Philippa, bitte. Können wir nicht darüber reden?«

»Mit dir habe ich nichts zu bereden«, herrschte Antonia sie an. Emma konnte das Messer jetzt deutlich erkennen. Eine lange, breite Klinge, zum Schneiden von Fleisch und Gemüse gedacht. »Halte dich von meinem Sohn fern. Ich warne dich.«

»Muh«, quäkte Ritchie, der immer noch wie wild mit den Füßen strampelte.

»Sie haben mir geholfen, damals.« Emma nahm all ihre Kräfte zusammen, um sanft zu klingen. »In der U-Bahn, wissen Sie noch? Sie haben Ritchie davor gerettet, verloren zu gehen. Wenn Sie nicht gewesen wären, hätte ihm sonst was passieren können. Denken Sie bitte nicht, ich wäre Ihnen nicht dankbar dafür.«

Antonia hielt das Messer immer noch vor sich ausgestreckt, während sie langsam um das Auto zum Fahrersitz ging. Aber das war in Ordnung. Wenn sie sich entfernte, wurde der Weg zu Ritchie frei. Antonia machte einen weiteren Schritt, und Emma nutzte die Gelegenheit und sprang aufs Auto zu. Als sie an Antonia vorbeikam, schlug etwas gegen ihren Arm. Der Hieb traf sie über dem Ellbogen und riss sie herum. Antonia schien an Emmas Arm zu haften, sie folgte der Bewegung, als hinge ihre Hand fest. Emma packte das Autodach mit der freien Hand und riss sich los. Sie spürte ein heftiges, brennendes Kribbeln, als hätte sie ein Stromkabel berührt. Dann war es vorbei.

Aus der Ferne schrie David: »Philippa! Philippa! Aufhören!« Emma hatte nur noch Augen für die Tür, hinter der Ritchie saß. Sie strebte wieder darauf zu, hielt aber plötzlich inne.

Antonia. Immer noch mit dem Messer. Lehnte sich über die Vordersitze auf die Rückbank. Hielt das Messer direkt vor Ritchies Gesicht.

»Muss ich auch ihn verletzen?«, fragte sie.

Emma fuhr zurück. Die Messerspitze so dicht an Ritchies kleinem, wehrlosem Gesicht. Emma fühlte Übelkeit aufsteigen, wollte sich übergeben.

Panisch rief sie: »Nein ...«

»Dann geh vom Auto weg!«

»Mache ich. Make ich.« Emma taumelte zurück. »Bitte. Nehmen Sie das Messer von ihm weg. Bitte nehmen Sie es weg.«

Antonia musterte sie.

»Du bekommst Xavier nicht«, sagte sie. »Du bekommst meinen Sohn nicht. Egal, was passiert. Das kann ich dir versprechen.«

Sie hob das Messer. Dann wirbelte sie herum und setzte sich hinters Steuer. Sobald Antonia Ritchie den Rücken zugekehrt hatte, hechtete Emma zur Seitentür, um ihn herauszuholen. Sie zerrte am Türgriff, aber aus irgendeinem Grund versagten ihre Finger. Sie sahen seltsam krumm aus und wollten sich partout nicht strecken lassen. Was, zum Teufel, ging hier vor? Ihre Hand war nutzlos, sie ließ sich nicht bewegen.

»Ritchie!«, schrie Emma.

David stand auf der anderen Seite des Wagens und schrie ebenfalls. Emma erhaschte einen kurzen Blick auf Ritchies erschrockenes Gesicht hinter der Scheibe, dann heulte der Motor auf. Das Auto fuhr mit einem Ruck an und raste davon, so dass Kies aufspritzte. Es schoss röhrend die Auffahrt hinunter und auf die Straße zu. David rannte hinterher. Das Auto und der Mann verschwanden hinter den Bäumen.

Mist, Mist, Mist. Emma kramte mit zitternden Händen nach ihrem Handy. Es steckte in der rechten Tasche ihrer Jeans. Sie versuchte vergeblich, es herauszuziehen. Dann fiel Emma ein, dass ihre Hand verletzt war. Das Blut tropfte von ihren Fingerspitzen und bildete dunkle Klümpchen auf dem staubigen Boden. Das Motorengeräusch entfernte sich über die Straße.

»Scheiße!«, schrie Emma. Sie nahm die linke Hand, verdrehte dabei Schulter und Ellbogen, um an das Handy in der rechten Hosentasche zu gelangen.

David tauchte keuchend und schwitzend zwischen den Bäumen auf. Dann sah er Emmas Arm und blieb stehen. Seine Lippen wurden fahl. Er sagte: »O Gott. Sie hat es getan. Sie hat Sie tatsächlich verletzt.«

»Helfen Sie mir«, bat Emma. »Ich komme nicht an mein Handy ran.«

»Meine Frau ist nicht zurechnungsfähig«, flüsterte David. »Sie ist krank.«

»Na ja, mein Sohn sitzt bei ihr im Auto.«

Endlich war das Handy draußen. Emma klappte es auf.

»Wie lautet der Notruf in Frankreich?«, fragte sie.

»Die Nummer ist ...«

In dem Moment begann das Handy zu klingeln, so dass beide erschranken. Auf dem Display stand Rifes Nummer. Emma nahm den Anruf an.

»Sie hat ihn entführt!«, sagte sie.

»Was ...«

»Sie hat ein Messer. Sie hat Ritchie bei sich im Auto, und sie hat ein Messer!«

»Scheiße.« Rafes Stimme entfernte sich. Emma hörte, wie er mit jemandem im Hintergrund sprach. Dann war er wieder da. »Warte, Emma. Bleib einfach da. Die Polizei ist unterwegs.«

»Sie sollen sich beeilen, bitte!«

Sie beendete das Gespräch und bemerkte, dass David sie betrübt anstarrte. Sie hatte ihn beinahe vergessen. Tiefe Furchen hatten sich in sein Gesicht eingegraben. Die letzten Wochen mussten auch für ihn nicht einfach gewesen sein.

»Wir hätten Hilfe holen sollen«, sagte er. »Dann wäre das alles nicht passiert.«

»Warum haben Sie ihn mir weggenommen?«, fragte Emma weinend. »Haben Sie sich gut um ihn gekümmert? Waren Sie böse zu ihm?«

»Ich schwöre Ihnen«, David legte beide Hände an die Brust, »wir haben ihn geliebt wie unser eigenes Kind und uns um ihn gekümmert, so gut es ging.«

»Wie konnten Sie das tun? Wie konnte Ihre Familie diese Lüge auch noch mittragen? Die müssen doch gesehen haben, dass er nicht Ihr Kind ist!«

»Sie hatten ihn monatelang nicht zu Gesicht bekommen.« David war aschfahl. »Wir haben gesagt: Wenn er anders aussieht, dann nur, weil er jetzt ein gesundes Kind ist. Das Kind, das er immer schon hätte sein sollen.«

Emma hatte so lange darauf gewartet, diese Leute zur Rede zu stellen. Sie hatte sich den Moment tausendmal vorgestellt und sich eine Million Fragen zurechtgelegt. Die Fragen waren immer noch in ihrem Kopf, aber nun, da Emma endlich hier war und vor David Hunt stand, konnte sie keine Fragen mehr stellen. Sie wollte sich umdrehen und gehen, aber David war noch nicht fertig.

»Es hätte ihm an nichts gefehlt!«, rief er ihr nach. »An nichts! Er wäre so glücklich geworden.«

Emma drehte sich noch einmal um.

»Sie hätte ihn erstochen«, sagte sie. »Das wissen Sie doch.«

»Nein, das hätte sie nie getan.«

»Doch, hätte sie.« Emma zeigte David ihren Arm.

»Sie haben sie nicht gekannt.« Jetzt weinte David. »Die alte Philippa hätte so was nie getan ... meine alte Philippa ... sie ...«

Dann brach er zusammen. Er schlug sich eine Hand vors Gesicht und tastete blind nach der Wand, um sich abzustützen. »Mein Sohn«, schluchzte er, »mein Sohn!«, und Emma konnte nicht sagen, um welches Kind er trauerte, um Ritchie oder um seinen kleinen Jungen, der irgendwo in Indien begraben lag.

Emma wandte sich ab. Unten, am Ende der Auffahrt, teilte die Straße sich, und hinter den Feldern teilte sie sich noch einmal. Welcher Weg war der richtige? Bestimmt konnte man noch die Staubwolke erkennen, die Antonia bei ihrer Flucht

aufgewirbelt hatte? Emma versuchte, sie zu erspähen, damit sie der Polizei später den Weg weisen könnte, doch die tief hängenden Wolken verschluckten alles. Emmas Blut tropfte in den Staub zu ihren Füßen.

Kapitel 18

»Lieutenant Eric Perrine«, stellte sich der Mann mit dem braunen Cordjackett vor, »von der französischen Polizei.«

Er streckte ihr die Hand hin, bis er merkte, dass Emma, die umgeben von Krankenhauspersonal im Bett lag, sie nicht schütteln konnte. Ein Mann im weißen Kittel schnitt ihren Ärmel mit einer Schere ab.

»Haben Sie sie gesehen?« Emma versuchte, den Kopf zu heben. »Haben Sie sie gefunden?«

»Nein, Madame. Aber wir werden sie finden.«

»Sie wissen, dass sie ein Messer hat? Verfolgen Sie sie? Haben Sie die Straßen gesperrt?«

»Wir tun alles, was in unserer Macht steht«, erklärte Lieutenant Perrine. Er hatte kurzes, dunkles, an den Schläfen graues Haar und sprach mit sanfter, höflicher Stimme. »Vertrauen Sie mir, Madame. Wir haben die Fahrzeugbeschreibung und viele Beamte, die nach ihnen fahnden. Wir werden sie finden.«

Ein Mann mit blauer Papierhaube trat an Emmas Bett und piekte in ihren Arm.

»Können Sie das fühlen?«, fragte er. »Oder das?«

Emma spürte nichts. Der Arm hing zwar an ihrer Schulter, aber er kam ihr fremd vor, schien nicht zu ihrem Körper zu gehören. Der Mann mit der Haube sagte etwas zu Lieutenant Perrine, der mit dem Kopf nickte.

»Ich lasse Sie jetzt allein«, erklärte er, »damit die Ärzte sich um Sie kümmern können. Ihr Arm wurde schwer verletzt. Der Chirurg hier meint, dass Sie operiert werden müssen.«

»Operiert?«

»Ja, so schnell wie möglich.«

Emma war schockiert. »Das geht nicht. Ich kann mich jetzt nicht operieren lassen, nicht wenn Ritchie noch irgendwo da draußen ist.«

Lieutenant Perrine sprach wieder mit dem Chirurgen und übersetzte dann. »In Ihrem Arm sind Blutgefäße und Nervenbahnen durchtrennt worden«, sagte er. »Wenn wir das nicht sofort operieren, bleibt der Arm möglicherweise gelähmt.«

»Das ist mir egal.«

»Es ist ernst. Bitte, Madame, denken Sie an Ihren Sohn.« Lieutenant Perrines dunkelbraune Augen erinnerten Emma an irgendjemanden. »Die Lage ist im Moment kompliziert genug. Machen Sie es nicht noch schlimmer.«

Die Freundlichkeit in seiner Stimme ließ Emma verstummen.

Er fuhr fort: »Sie haben Ihrem Sohn sehr geholfen, Madame Turner. Mr Hunt berichtete uns, dass sie heute nach Italien abreisen wollten. Wenn Sie nicht eingegriffen hätten, wären sie jetzt weg.«

Eine Krankenschwester bedeckte Emmas Arm mit einem Verband.

»Ich werde jetzt gehen«, meinte Lieutenant Perrine. »Sobald es Neuigkeiten gibt, melde ich mich bei Ihnen.«

»Werden Sie auch wirklich alles tun?«, fragte Emma schluchzend. »Alles?«

»Das werde ich.« Lieutenant Perrine machte ein ernstes Gesicht. »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Madame. Ich werde mein Bestes tun.«

Er ging, und auch der Chirurg mit der Haube und die weiß gekleideten Leute schienen zu verschwinden. Emma bemerkte es kaum. Das Licht war zu hell. Sie drehte sich zitternd auf die Seite und starrte an die Wand. Diese Frau hatte ein *Messer*. Sie hatte Ritchie damit bedroht. Sie hatte ohne mit der Wimper zu zucken auf Emma eingestochen; sie war eine Psychopathin. Und Ritchie saß jetzt irgendwo mit ihr im Auto. Emma umklammerte eine Ecke des Bettlakens. Sie durfte nicht hier liegen. Sie müsste jetzt in einem Streifenwagen sitzen und mit den anderen die Straßen nach Ritchie absuchen. Sie müsste dabei sein, wenn er gefunden wurde, sie sollte die erste Person sein, die er zu Gesicht bekam.

Er hatte nach ihr gerufen: »Muh! Muh!« Emma presste sich die Hand an die Brust. Er hatte gewusst, dass sie da war. Nun würde er sich wundern, warum sie nicht zu ihm gekommen, warum sie wieder verschwunden war und ihn allein gelassen hatte.

»Ich wollte nicht ...« Sie musste es ihm sagen. »Ich wollte nicht ...«

Emma rappelte sich auf. Auf gar keinen Fall würde sie hier bleiben. Sie könnte sich ein andermal operieren lassen. Jetzt würde sie sich auf die Suche nach Lieutenant Perrine machen und ihn davon überzeugen, sie im Streifenwagen mitzunehmen. Emma versuchte, gerade zu sitzen, aber ihr rechter Arm baumelte herab wie der gebrochene Flügel eines Vogels. Der Verband klebte an der Wunde über dem Ellbogen fest, und nun hatte sie sie erneut aufgerissen und konnte die rosafarbene Wunde im Fleisch darunter erkennen. Rote Linien zogen sich bis zum Handgelenk hinunter. Sie fühlte sich schwach und schaute weg.

Plötzlich stand eine weiß gekleidete Krankenschwester am Bett.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Mir geht es gut.« Emma sah sich nach einem Handtuch oder einem Laken um. »Ich muss nur ...«

Dann betrachtete sie wieder ihren Arm und sackte kraftlos zusammen. Trotz ihrer Verwirrtheit begriff sie, in welcher Lage sie sich befand. Mit diesem Arm

konnte sie nichts tun und nirgendwo hingehen. Die Krankenschwester runzelte die Stirn.

»Haben Sie sich entschieden?«, fragte sie. »Sie willigen in die Operation ein?«

Emma überlegte rasch. »Wenn ja, wann kann ich das Krankenhaus frühestens verlassen? Darf ich direkt raus?«

»Ja, unter Umständen, falls die OP ohne Komplikationen verläuft.« Die Krankenschwester zog erneut die Stirn in Falten. »Aber wir sollten nicht länger warten, Madame. Das Messer hat großen Schaden angerichtet. Ihre Hand wird nicht ausreichend mit Blut versorgt. Deswegen können Sie sie nicht mehr fühlen.«

»Wird es nicht zu lange dauern?«, fragte Emma. »Wissen Sie, ich habe nicht viel Zeit. Ich muss wach bleiben. Ich ... mein Sohn ...«

»Ich verstehe«, erwiderte die Krankenschwester. Sie beugte sich vor und legte eine Hand auf Emmas Schulter. »Natürlich verstehe ich das. Wir werden uns beeilen.«

Nachdem die Krankenschwester weitergegeben hatte, dass Emma mit der Operation einverstanden sei, füllte sich der Raum erneut mit Personal. Emma suchte nach Lieutenant Perrine. Sie wollte ihm das Versprechen abnehmen, dass die Polizei weiter nach Ritchie fahndete, während sie auf dem OP-Tisch lag.

»Verzeihung«, sagte sie immer wieder. »Verzeihung. Ich muss noch mal mit dem Polizisten sprechen. Das ist derjenige, der eben ... hört mir überhaupt jemand zu?«

Der Chirurg mit der blauen Mütze war zurück und rief den anderen Anweisungen zu.

»*Tout de suite*«, keifte er.

Emma erinnerte sich an den Ausdruck, er bedeutete: sofort. Sekunden später schoben Pfleger Emmas Bett über den Flur in einen anderen, mit vielen Apparaten vollgestellten Raum. Ein chemischer, seltsam vertrauter Geruch hing in der Luft. Nagellackentferner? Noch mehr Leute mit Kitteln, diesmal in Blau. Jeder war mit irgendetwas beschäftigt. Schranktüren gingen auf und zu. Instrumente wurden bereitgelegt.

Eine Frau stellte Emma Fragen. Sie machte Häkchen auf das Formular, das an einem Schreibbrett klemmte.

»Wann haben Sie zum letzten Mal gegessen? Hatten Sie jemals eine Vollnarkose?«

Je schneller Emma antwortete, desto schneller würde die Operation beginnen. Sie beantwortete alle Fragen. Ein Mann mit Papiermütze und Mundschutz band Emma etwas um den gesunden Arm.

»Ich suche eine Vene«, erklärte er und klopfte auf Emmas Handrücken. »Bewegen Sie bitte die Hand.«

Emma verstand nicht, was er meinte. Die Hand bewegen? Sie drehte sie hin und her. Die Frau mit dem Schreibbrett bemerkte, dass Emma nicht verstanden hatte. Sie kam ans Bett zurück.

»Sie müssen die Faust öffnen und schließen.« Sie machte es vor. »Genau so.«

Emma hatte verstanden. Sie öffnete und schloss die linke Hand. Plötzlich fuhr ein scharfer Gegenstand in ihren Handrücken. Sekunden später fing der Raum an, sich zu drehen. Emma wollte sich an der Matratze festklammern, aber ihre linke Hand wurde festgehalten, und die rechte war völlig leblos.

»Bitte«, flüsterte sie, ohne zu wissen, worum sie eigentlich bat. »Bitte.«

Stimmen im Hintergrund. Antonia tauchte neben dem Bett auf; sie trug eine blaue Haube und eine Maske. Emma konnte nur ihre Augen erkennen. Antonia hielt ein Messer in der Hand und tippte mit dem Finger an die Spitze.

»Kennst du Salomo?«, fragte Antonia. Ihre Stimme klang tief, nüchtern und kalt. »Salomo war der König, der das Kind zerteilen lassen wollte.«

Emma versuchte, ihre Hand loszureißen.

»Lasst mich los«, rief sie, »ich habe es mir anders überlegt!«

Aber allem Anschein nach hatte sie ihre Stimme nur in ihrem Kopf gehört, denn die Stimmen mit dem weichen Akzent murmelten im Hintergrund weiter. In Todesangst verdrehte Emma die Hand, bis sie den Druck fremder Finger spürte.

»Ist schon gut«, sagte eine andere Stimme, »ich bin hier.«

»Schlafen Sie jetzt«, meinte der Arzt.

Emmas Hand war frei. Sie schwebte neben ihrem Körper, wie auf Wasser. Emma spürte etwas in ihrem Gesicht, es drückte auf die Augen und verdunkelte alles. Ein kühler Luftstrom in ihrer Nase. Der Geruch nach Nagellackentferner wurde immer stärker.

Aus der Ferne hörte sie eine Frau sagen: »Sie können jetzt loslassen.«

Emma stellte fest, dass sie ihre Hand wieder bewegen konnte. Auf und zu.

Unerreichbar.

Ich bin hier.

Erschrocken öffnete Emma die Augen. Irgendetwas blockierte ihre Hand. Sie stieß es weg und versuchte, wieder zuzugreifen. Dann wurde es dunkel. Ihre Hand fiel aufs Laken. Ihre Finger krümmten sich zum letzten Mal, und als ihre Faust sich schloss, war sie leer.

Alles drehte sich. Lichtstrahlen bohrten sich durch Emmas Augenlider. Ihr Magen verkrampfte sich.

»Guten Morgen«, sagte eine Stimme.

Emma öffnete die Augen. Die Drehbewegung legte sich. Ein weiß gekleidetes Mädchen zog die Vorhänge auf.

Emma blinzelte, während sie sich an das Licht gewöhnte. Sie sah sich um. Die Kulisse hatte sich verändert. Sie lag im Bett, in einem gewöhnlichen Zimmer mit weißem Schrank und weißer Kommode, und in einer Ecke hing ein Fernseher an der Wand. Emmas rechter Arm war in dicke Bandagen gewickelt und ruhte auf einem Kissen.

»Ist es vorbei?«, fragte sie bestürzt. »Ist die Operation schon vorbei?«

»Ja.«

Emma war verwundert. Das Letzte, woran sie sich erinnern konnte, war, wie die Frau mit dem Schreibbrett ihr gezeigt hatte, wie sie die Hand bewegen musste.

»Der Eingriff hat länger gedauert«, erklärte die Schwester. »Sieben Stunden. Wir können noch nicht sagen, ob ...«

Sieben Stunden?

Emma fuhr im Bett hoch.

»Wie spät ist es?«, fragte sie.

»Fast acht Uhr morgens.«

»Acht Uhr *morgens*?« Was hatte sie alles verpasst? Hätte sie gewusst, dass die Operation so lange dauerte, hätte sie niemals ihre Einwilligung gegeben. »Haben sie ihn gefunden? Haben sie Ritchie gefunden?«

»Es tut mir leid, Madame.« Die Krankenschwester schlug die Augen nieder.

Emma war entsetzt. »Warum nicht?« Im Sitzen wurde die Übelkeit schlimmer. »Warum nicht? Man hat mir gesagt, sie würden nicht weit kommen. Man hat gesagt ...«

Die Krankenschwester hob die Hände.

»Draußen«, unterbrach sie Emma, »wartet eine Dame vom britischen Konsulat. Sie hat gefragt, ob sie mit Ihnen sprechen kann, wenn Sie aufgewacht sind?«

»Ja. Ja, bitte.«

Die Krankenschwester verließ das Zimmer, um wenige Sekunden später in Begleitung einer Frau mit kurzen blonden Haaren und knielangem Rock zurückzukommen.

»Tamsin Wagstaff«, stellte die Frau sich vor. »Vom Konsulat.«

»Was ist los?«, fragte Emma in flehentlichem Ton. »Warum haben Sie Ritchie noch nicht gefunden?«

»Leider ist das nicht so einfach. St-Bourdain liegt in einer ziemlich einsamen Gegend. Keine Überwachungskameras, wenig Autoverkehr. Obwohl die Polizei so rasch reagiert hat, ist es schwer zu sagen, in welche Richtung die Frau geflohen ist. Die Polizei tut ihr Bestes.«

»Was wird jetzt passieren? Was haben die vor?«

»Philippa Hunt wurde landesweit zur Fahndung ausgeschrieben«, erklärte Tamsin. »Die Grenzbeamten sind ebenfalls informiert. Alle suchen nach ihr. Laut Aussage ihres Ehemanns hat sie nur wenig Bargeld dabei. Wenn sie etwas kaufen will, wird sie ihre Kreditkarten benutzen müssen, und dann wissen wir, wo sie sich aufhält.«

»Und wenn sie nichts kauft?«

»Früher oder später wird sie das müssen«, erwiderte Tamsin. »Zum Beispiel muss sie irgendwann tanken.«

Tanken! Wie viel Benzin passte in einen Tank? Wie lange konnte man fahren, wenn er voll war? Stunden? Tage? Und was, wenn Antonia beschlossen hatte, ein fremdes Auto zu stehlen?

»Die Polizisten hier sind sehr zuversichtlich«, sagte Tamsin. »Sie werden sie finden. Ganz sicher. Bitte wenden Sie sich an mich, wenn Sie in der Zwischenzeit irgendetwas brauchen.«

Sobald die Frau vom Konsulat gegangen war, wollte die Krankenschwester Emma dazu überreden, etwas zu frühstücken.

»Nach der Narkose brauchen Sie das«, drängte sie. »Sie haben zu wenig Flüssigkeit im Körper.«

Artig griff Emma nach einem rechteckigen, in Goldfolie abgepackten Stückchen Butter. Es gab dem Druck ihrer Finger nach. Es war viel zu heiß im Zimmer. Die Sonne schien durch die Fensterscheibe, und der Heizkörper war voll aufgedreht. Emma roch die geschmolzene Butter und musste würgen. Eine Wespe flog verzweifelt immer wieder gegen die Scheibe.

Eine ganze Nacht war vergangen, und sie hatten Ritchie nicht gefunden. Was passierte mit ihm? Wo, in Gottes Namen, steckte er?

Das Messer vor seinem Gesicht.

Emma ließ die Butter fallen.

Du bekommst ihn nicht.

Rafe rief aus London an.

»Die Testergebnisse von der Walnuss sind da«, teilte er ihr mit. »Natürlich ist er dein Sohn. Es ist Ritchie.«

Emma konnte nichts sehen. Das Sonnenlicht brach sich in der Fensterscheibe und blendete sie.

»Ich weiß«, sagte sie.

Die Sonne schien Emma direkt in die Augen. Sie drehte den Kopf zur Seite.

Rafe sagte: »Ich habe dich gestern immer wieder angerufen, und als du nicht rangegangen bist, wusste ich gleich, dass irgendwas passiert ist. Mike hat jeden angerufen, den er kennt, und sie haben massiven Druck auf das Labor gemacht, damit das Ergebnis schneller vorliegt. Es tut mir so leid, dass wir nicht rechtzeitig bei dir sein konnten.«

»Sie war so wütend«, erzählte Emma weinend, »sie ist komplett ausgerastet. Und sie hatte ein Messer. Sie hat ihn damit bedroht und es ihm ins Gesicht gehalten.«

»Pscht!«

»Was, wenn er verletzt ist, wenn er ...«

»Ich komme zu dir«, sagte Rafe. »Ich werde sofort einen Flug buchen.«

Emma schniefte. Dann seufzte sie laut und drückte den Telefonhörer an die Wange. Es wäre so schön, Rafe hier zu haben. Er würde genau wissen, was zu tun sei.

Seine freundlichen Augen, seine Kraft. Dieses Gefühl, sich bei ihm anlehnen zu können. Er würde dafür sorgen, dass alles gut endete.

»Nein.«

»Das ist wirklich kein Problem. Ich komme gern.«

»Du darfst deinen Flug nicht noch mal verpassen«, sagte sie.

»Das macht nichts.«

»Warum tust du das?«, fragte Emma. »Warum vernachlässigst du dein eigenes Leben? Das ist verrückt. Warum versuchst du immer wieder, dich einzumischen?«

Sie klang so vehement, dass Rafe verstummte.

Sie beantwortete die Frage selbst, in sanfterem Tonfall.

»Weil du dich schuldig fühlst, deswegen. Weil du Ritchie nicht gerettet hast. Aber das ist unnötig. Du hast damals getan, was du konntest. Und seither auch. Endlich hören die Leute mir zu, und das habe ich allein dir zu verdanken.«

»Emma, du musst das nicht allein durchstehen. Ob du es glaubst oder nicht, es gibt da ein paar Menschen, denen du nicht egal bist.«

»Weil sie dafür bezahlt werden. Es ist ihr Job.«

»Es ist nicht *mein* Job.«

Emma wusste nicht, was sie darauf antworten sollte.

»Ich will da sein«, sagte er. »Ich will mit dir zusammen sein.«

Emma antwortete mit kühler Stimme: »Meinst du, du hilfst mir damit weiter? Meinst du wirklich, wir sollten dieses Gespräch jetzt führen?«

»Ich ...« Rafe klang erschrocken. »So habe ich das nicht gemeint.«

»Auf Wiederhören«, sagte Emma leise.

Sie legte auf. Der Hörer war warm. Sie hielt ihn fest, als wäre er Rafes Hand.

Rafe hatte Besseres verdient. Nach allem, was er für sie und Ritchie getan hatte, hatte er Besseres verdient. Aber er besaß ein eigenes Leben. Wenn Emma davon ausgegangen wäre, dass er Ritchie noch in irgendeiner Form hätte helfen können, wäre sie ohne zu zögern auf Rafes Angebot eingegangen. Aber er konnte nichts mehr tun. Die Polizei hatte die Sache endlich in die Hand genommen. Und wenn Ritchie zurückkam, würde sie alle Kraft für ihn brauchen. Sie durfte sich nicht von einem Mann abhängig machen, der offiziell mit einer anderen zusammen war.

Wenn Ritchie zurückkam.

Wenn er zurückkam, würden sie ein ganz anderes Leben führen als bisher. Emma würde nie wieder zulassen, dass sie so vereinsamten, dass sie sich an niemanden wenden konnten, wenn etwas schiefging. Sie konnte jetzt deutlich erkennen, wie sie und Ritchie dahinvegetiert hatten. Sie kam allein zurecht, sie brauchte niemanden. Ritchie schon. Ritchie brauchte Menschen um sich. Seinetwegen würde sie sich aus der Selbstmitleidsfalle befreien und sich endlich der Welt öffnen. Da draußen gab es gute Menschen, Leute, die sich um Ritchie kümmern und nett zu ihm sein würden. Leute wie ... na ja, wie Rafe. Aber es gab auch noch andere. Rosina Alcares. Mrs Cornes. Sie waren da, Emma musste nur auf sie zugehen.

Und wenn Ritchie nicht zurückkam?

Mit einem unguten Gefühl wehrte Emma diesen Gedanken ab. Sie war noch nicht bereit, sich dem zu stellen. Aber sie würde es tun, wenn es sein musste. Falls ihr nichts anderes mehr blieb.

Tamsin Wagstaff sah sehr französisch aus mit dem engen Rock und dem Bob. Aber wie sich herausstellte, stammte sie aus Taunton in Somerset.

»Wir sind praktisch Nachbarinnen«, meinte sie lächelnd, als sie erfuhr, dass Emma aus Bath stammte.

Aber Emma hatte keine Lust auf Smalltalk, und Tamsin nahm darauf Rücksicht und versuchte es nicht weiter. Sie machte sich nützlich, indem sie als Dolmetscherin fungierte, wenn die Ärzte oder Krankenschwestern nur Französisch sprachen. Sie schaffte es sogar, eine der Schwestern dazu zu bewegen, das Fenster zu öffnen, damit die stickige Luft entweichen konnte.

Die Polizisten hatten Emma versichert, sie würden sich melden, sobald es Neuigkeiten gebe, aber Tamsin ignorierte das und rief etwa stündlich an, um sich über den neuesten Stand zu informieren.

Ritchie war zu einer Berühmtheit geworden. Sein Foto wurde in einem dieser 24-Stunden-Nachrichtensender, die dieselben Storys wieder und wieder bringen, gezeigt. Er war die Topnachricht. Alle zwanzig Minuten tauchte er auf dem Bild-

schirm auf. Sie zeigten die Aufnahme mit dem roten Bobbycar; er trug das Surfer-T-Shirt und lächelte in die Kamera.

»Er ist so niedlich«, meinte Tamsin mit einem Blick auf den Fernseher. Die Finger ihrer Hand ruhten auf der kleinen Grube zwischen ihren Schlüsselbeinen. »Wirklich ein hübsches Kind. Sie können stolz auf ihn sein.«

»Danke.« Der Anblick tat so weh. Emma konnte nicht mehr hinsehen, aber genauso wenig den Blick abwenden.

Tamsin sagte: »Mich würde mal interessieren, wie es Philippa Hunt gelungen ist, das Labor beim DNA-Test zu überlisten. Wie sich herausgestellt hat, wurden die Abstriche vom Hausarzt der Familie vorgenommen. Die Polizei hat ihn verhört. Seiner Aussage nach ist alles vorschriftsmäßig abgelaufen, nur dass Philippa sich währenddessen plötzlich unwohl fühlte und zur Toilette musste. Als sie zurückkam, hatte sie das Wattestäbchen mit ihrem Speichel schon dabei, fix und fertig in der Tüte versiegelt. Dr. Ridgeway hätte das niemals zulassen dürfen. Hat er aber. Er war sich so sicher, die Familie gut zu kennen. Ganz offensichtlich hat sie an dem Stäbchen irgendwie herummanipuliert, als sie auf der Toilette war, aber ...«

Emma sagte verbittert: »Wenn sie seinetwegen so weit gegangen ist, wird sie ihn nicht so einfach aufgeben.«

Du bekommst ihn nicht.

Falls sie Ritchie nie widersah, wäre das eins der letzten Bilder, die er von ihr hatte – wie sie ihn anbrüllte und wegstieß. Er war so ein süßes Kind gewesen. So ein lieber, fröhlicher, gutmütiger kleiner Junge. Er hatte so wenig von ihr verlangt, nur gewollt, dass sie bei ihm war und ihn liebte. Und was hatte er bekommen? Sie hatte ihn, nur einen Tag, nachdem sie ihn so böse angeschrien hatte, zu Dr. Stanford mitgenommen.

Oh, dieser unselige Besuch. Emma rutschte im Bett herum. Was hatte sie an jenem Tag über ihn gesagt! Es war abscheulich gewesen. Hatte er sie gehört? Hatte er es verstanden?

»Manchmal sagen Leute Sachen, die sie nicht so meinen«, hatte Rafe gesagt.

Aber er war nicht dabei gewesen, oder? Er hatte ja keine Ahnung.

Emma fühlte sich immer noch benommen von der Narkose. Sie wusste, sie befand sich in Frankreich, aber manchmal wunderte sie sich, warum das Zimmer, in dem sie lag, weiß war und nicht rosa und braun wie in der Pension. Die Leute riefen von überall her an, weil sie angeblich Antonia und Ritchie gesehen hatten. Tamsin erkundigte sich regelmäßig bei der Polizei nach dem Stand der Fahndung. Emma versuchte, sich alle Telefonate zu merken, aber manche vergaß sie. Sie stellte Tamsin Fragen, nur um bei der Antwort zu merken, dass sie sie längst gehört hatte.

»Jemand hat Philippas Auto gesehen«, sagte Tamsin nach einem Gespräch aufgeregt. »Vor fünfzehn Minuten. Auf der A 20, nördlich von Limoges.«

Aber eine halbe Stunde später rief die Polizei zurück, um ihnen mitzuteilen, das fragliche Auto gehöre einem Franzosen mittleren Alters und habe ein anderes Nummernschild als das von Antonia.

Dann, später am Nachmittag, berichtete Tamsin: »Jemand hat eine Frau mit einem Kleinkind gesehen. An einer Tankstelle unweit der italienischen Grenze. Anscheinend wollte das Kind nicht bei der Frau sein. Es hat geweint und versucht, aus dem Auto zu kommen. Sie haben gleich jemanden hingeschickt.« Tamsin drückte sich den Hörer an die Brust. »Das könnte es sein, Emma. Das könnte es wirklich sein. Ich habe so ein Gefühl.«

Aber kurze Zeit später klingelte das Telefon erneut.

»Ich verstehe«, sagte Tamsin. »Eine Schweizerin und ihre Tochter. Ein rothaariges Mädchen. Fünf Jahre alt. Trotzdem, vielen Dank.«

Sie knallte den Hörer auf.

»Ich weiß ja, dass die Leute nur helfen wollen – wenigstens gehe ich davon aus –, aber warum, zum Teufel, tun sie so etwas? Warum denkt jeder aufmerksamkeits-süchtige Wichtigtuer in diesem Land, er müsste wegen jeder lächerlichen Beobachtung die Polizei anrufen? Das ist die reinste Zeitverschwendung für die Beamten. Ganz zu schweigen davon, wie sehr es Sie belastet.«

Am Abend erschien ein Ärzteteam, um Emmas Arm zu begutachten. Die Männer drängten sich um ihr Bett.

»Der Eingriff war äußerst komplex«, begann einer von ihnen. »Wir werden abwarten müssen, ob der Arm es übersteht. Die Achselarterie wurde im Bereich der Unterschlüsselbeinarterie ...«

Emmas Gedanken begannen zu wandern. Sie schaute über den Kopf des Chirurgen hinweg zum Fernseher. Ritchie war wieder da, er lächelte von seinem Bobbycar auf sie herunter.

Irgendjemand tippte dem Chirurgen auf die Schulter, und er verstummte sofort. Schweigend verließen die Ärzte den Raum.

Die Nacht brach an, und endlich kühlte die Luft im Zimmer sich ab. Immer noch keine Nachricht. Und dann fing es an zu regnen. Die Krankenschwester zog die Vorhänge zu und schaltete das Licht ein. Emma konnte das beständige Prasseln gegen die Fensterscheibe hören.

Als sie um drei Uhr morgens immer noch wach war, kletterte sie samt ihrem bandagierten Arm aus dem Bett und schleppte sich ans Fenster. Obwohl die Heizung lief, fror Emma jetzt. Der Regen war stärker geworden.

Die Tür ging auf. Eine verschlafene Tamsin kam herein.

»Sie haben es gefunden«, sagte sie. »Sie haben das Auto gefunden.«

Emma drehte sich um.

»Diesmal stimmt es wirklich«, fügte Tamsin hinzu, »es ist kein falscher Alarm.«

Emma wurde schwindlig, sie stand taumelnd am Fenster. Tamsin eilte zu ihr und nahm sie beim Arm. »War ...«, stammelte Emma mit trockenen Lippen, »war ...?«

»Emma, es tut mir leid, aber Ritchie und Philippa befanden sich nicht mehr im Auto. Sie hat es stehen lassen. Der Tank war fast leer, wahrscheinlich deswegen.«

Emma hielt sich am Fensterbrett fest und richtete sich auf. Ihr bandagierter Arm rutschte in die Schlinge zurück.

»Wo?«, fragte sie.

»Hinter einem leerstehenden Haus, an einer abgelegenen Straße im Elsass. In der Nähe der schweizerischen Grenze.«

»Wie lange ist es her? Wann hat sie den Wagen abgestellt?«

»Vermutlich vor vierundzwanzig Stunden.«

»Vierund...« Emma starrte Tamsin an. Sie hatte gedacht, der Wagen sei erst vor Kurzem abgestellt worden. »Aber das ist ja Ewigkeiten her. Inzwischen könnten sie sonst wo sein.«

»Könnten sie«, sagte Tamsin. »Aber die Polizei hält das für unwahrscheinlich. Nicht wenn sie zu Fuß unterwegs sind. Das engt Philipppas Spielraum erheblich ein.«

»Aber vielleicht haben sie sich mitnehmen lassen.«

»Ja, aber dann wäre Ritchie erkannt worden. Er war in allen Nachrichtensendungen.«

»Vielleicht haben nicht alle die Nachrichten gesehen.«

»Das ist eine Riesenstory.« Tamsin versuchte, Emma von ihrer Sichtweise zu überzeugen. »Wahrscheinlich hat inzwischen jeder irgendwie von Ritchie gehört. Meiner Einschätzung nach ist Philippa zu intelligent, um ein solches Risiko einzugehen. Höchstwahrscheinlich haben sie sich noch nicht allzu weit vom Auto entfernt. Die Polizei ist inzwischen mit Spürhunden unterwegs. Sie suchen das gesamte Gebiet ab.«

Tamsin versuchte in geradezu flehentlichem Ton, Emma davon zu überzeugen, dass dies eine *gute* Nachricht, dass es *gut* war, wenn eine kranke Frau und ein Kleinkind ohne Auto, ohne Essen und ohne ein Dach über dem Kopf seit zwei Tagen auf der Flucht waren, mitten in einer verregneten Nacht und ohne Ziel.

Die schweizerische Grenze! Fingen da nicht die Alpen an? Wenn das Wetter hier schon schlecht war, wie musste es dann erst in den Bergen sein?

Draußen prasselte der Regen an das Fenster. Die Klinik war in einem alten Gebäude untergebracht. Die Fensterrahmen waren verzogen, die Scheiben altmodisch und einfach verglast. Ein eisiger Luftzug kam durch die Ritzen hereingeweht.

Zwei Tage.

Eine traurige Gewissheit überkam Emma. Es war zu spät, und Ritchie war zu klein. So viel war passiert, und bald wäre es vorbei. Sie würden ihn nicht rechtzeitig finden.

Emma warf einen Blick auf ihr Handy.

»Mein Akku ist fast leer«, sagte sie. »Ich habe kein Aufladegerät dabei.«

»Keine Sorge«, versuchte Tamsin sie zu beruhigen. »Wenn Ihr Handy leer ist, haben die noch zahlreiche andere Möglichkeiten, uns hier zu erreichen.«

Aber Emma hatte Angst. Sie hielt das Handy fest umklammert. Sie hatte ein ungutes Gefühl.

»Hör bitte auf«, sagte Emma zum Regen, »hör doch bitte, bitte auf.«

Ihre Stimme versagte. Tamsin, die neben ihr stand, war so voller Hoffnung. Emma brauchte dringend etwas davon, ihre eigenen Vorräte waren aufgebraucht.

Sie hielt sich an ihr fest und spürte, wie neue Hoffnung in sie hineinströmte. Sie weinte und weinte und weinte.

Im Morgengrauen hörte es zu regnen auf.

»Sie brauchen frische Luft. Ich werde mal sehen, ob wir Sie für eine Weile aus diesem Zimmer herauskriegen«, sagte Tamsin.

Sie ging los, um mit der Schwester zu sprechen.

»Alles klar«, verkündete sie, als sie zurückkam. »Der Verband muss erst morgen gewechselt werden. Es gibt also keinen Grund, den ganzen Tag in diesem Zimmer zu bleiben.«

Die Krankenschwestern waren dabei, die anderen Patienten zu wecken und fürs Frühstück fertig zu machen. Sechs Uhr morgens, und der Mann im Nebenzimmer wurde schon rasiert. Die Krankenschwester ließ den Rasurpatienten allein und kam zu Emma, um ihr beim Anziehen und Anlegen der Schlinge zu helfen. Emma nahm das Handy aus dem Nachttisch. Der Akku war jetzt so leer, dass es alle paar Minuten piepte.

Ritchie kam wieder im Fernsehen, diesmal über dem Empfangstresen im Flur. Eine Gruppe von weiß gekleideten Menschen hatte sich davor versammelt. Als Emma ihr Zimmer verließ, drehten die Leute sich um und fingen zu tuscheln an.

»Freunde von mir besitzen ein Weingut«, erklärte Tamsin, als sie über das Klinikgelände zum Parkplatz liefen. »Im Moment sind sie auf Reisen. Wir könnten dort in Ruhe spazieren gehen, niemand würde uns stören.«

»Sie machen wohl viele Überstunden?«, fragte Emma. Ihr war eingefallen, dass Tamsin die halbe Nacht bei ihr im Krankenhaus verbracht hatte – und jetzt wollte sie nicht nach Hause, sondern mit Emma herumfahren?

»Heute ist mein freier Tag. Ich bin trotzdem gekommen. Ich wollte nicht, dass Sie allein sind.«

Sie hielten vor einem Bungalow mit geschlossenen Fensterläden. Drumherum erstreckten sich Weingärten. Emma und Tamsin liefen zwischen den Rebenreihen bis zu einer Steinmauer. Dahinter breitete sich eine weite Ebene aus, nur hier und da von einer Ansammlung weißer oder gelber Häuser unterbrochen, die sich ganz natürlich in die Landschaft einfügten.

Die Sonne strahlte vom Himmel. Das feuchte Gras strich um Emmas Knöchel.

Ritchie, wie er irgendwo in einem Feld lag. Bitte, lieber Gott.

Alle paar Minuten piepte das Handy.

Emma hatte dieses komische Gefühl. Was, wenn sie nicht rechtzeitig anriefen, wenn der Akku leer war und Emma die Nachricht nicht bekam?

Und dann klingelte Emmas Handy. Sie schaute aufs Display.

»Eine französische Nummer«, sagte sie, und ihr Herz fing zu hämmern an.

Bis zu diesem Moment hatte die Polizei immer nur auf Tamsins Handy angerufen. Sie verfügte über eine französische Nummer, sie sprach perfekt Französisch und konnte übersetzen; es war nur logisch. Emma und Tamsin starrten erst das Handy, dann einander an, und sogar Tamsin wurde bleich.

Emma drehte sich um, entfernte sich mit dem klingelnden Handy, bis sie allein war. Sie konnte alles überdeutlich erkennen: das Gras und den fahlgelben Himmel; den Baum vor ihren Augen, auch die Äste und kleinen Zweige, an denen die Blätter zitterten.

Sie drückte auf den Knopf.

»Hallo«, sagte sie.

Piep. Der Akku meldete sich sofort mit einem Warnton.

»Madame Turner?«

»Ja.«

»Hier spricht Eric Perrine.«

Piep.

»Ich rufe an, um Ihnen zu sagen, dass Mrs Philippa Hunt vor fünfzehn Minuten ...«

Piep-piep.

»... bei dem Versuch, die Grenze bei ...«

Emma konnte nicht mehr warten.

»Ritchie«, sagte sie. Es war, als hätte ihr jemand eine Tüte über den Kopf gestülpt. Ihr Kopf steckte darin, sie sah kein Licht mehr, konnte nicht mehr atmen. »Was ist mit Ritchie?«

Piep-piep-piep.

Lieutenant Perrines Stimme veränderte sich nicht. Sie klang sanft. Tröstlich. Sehr freundlich. Emma wusste nicht, woran es lag, an seinen Worten oder am Tonfall, aber sie atmete in einem Vakuum, und der Warnton verwandelte sich in einen langen Einzelton – und dann platzte die Tüte auf und sie konnte den Himmel sehen. Obwohl das Handy längst aus war, hallte die freundliche Stimme durch ihren Kopf: »Er ist in Sicherheit, Madame. Das Kind ist in Sicherheit. Unsere Beamten haben ihn.«

Kapitel 19

MITTWOCH, 4. OKTOBER
ACHTZEHNTER TAG

Emma wartete in einem Konsulatszimmer, mit spitzendeckchenverzierten Sesseln an der Wand und einer Glasvitrine mit Tellern sowie einer Pendeluhr.

Tamsin Wagstaff kam herein und strich sich die glatten, glänzenden Haare hinter die Ohren.

»Höchstens noch ein paar Stunden«, sagte sie. »Sie sind in Clermont-Ferrand.«

»Wie geht es ihm?«, fragte Emma nun schon zum hundertsten Mal. »Geht es ihm gut?« Sie stellte sich Ritchie in einem Streifenwagen vor, der durch Frankreich rasste.

»Es könnte ihm nicht besser gehen«, erwiderte Tamsin. »Er hat gegessen, er ist warm eingepackt. Ein kleiner Stoiker, meinten die Polizisten. Sie hoffen, ihn eines Tages rekrutieren zu können.«

Emma lächelte.

Lieutenant Perrines Stimme: »Das Kind ist in Sicherheit, Madame. Das – Kind – ist – in – Sicherheit.« Emma kniete wieder unter den Bäumen im Weinberg; sie weinte und schrie unzusammenhängendes Zeug, so dass die verschreckte Tamsin einige Minuten brauchte, um zu verstehen, was Emma da sagte. Es war ein Traum, ein schöner Traum. Solange sie Ritchie nicht sehen und berühren konnte, würde sie nicht glauben, dass er wahr sei.

»Philippa ist am Ende, wie Sie sich bestimmt vorstellen können«, erklärte Tamsin. »Sie ist zusammengebrochen, als sie festgenommen wurde. Sie war davon ausgegangen, dass man aller Wahrscheinlichkeit nach in der Schweiz nach ihr fahnden würde, deswegen beschloss sie, in Richtung Norden zu fliehen, nach Deutschland. Sie ist fast fünfzig Kilometer zu Fuß gelaufen, ausschließlich über Nebenstraßen und Feldwege, und hat Ritchie die ganze Zeit getragen.«

Emma stellte sich vor, wie die beiden durch die Kälte und den Regen marschiert waren und Ritchie nichts zu essen hatte. Wahrscheinlich konnte Antonia ihm über Stunden, ja sogar über Tage die Windeln nicht wechseln.

»Sie ist fast die ganze Nacht gelaufen«, sagte Tamsin. »Es wird also noch eine Weile dauern, bis die Polizei sie vernehmen kann. Mich interessiert immer noch, wie sie beim DNA-Test schummeln konnte. Irgendjemand hatte die Idee, dass sie

ihre DNA-Probe im Badezimmer vielleicht mit Ihrer vertauscht haben könnte, aber das ist natürlich lächerlich. Wie hätte sie an Ihre DNA kommen sollen?»

»Sie besaß eine Probe«, sagte Emma plötzlich. Sie hatte genug Zeit gehabt, darüber nachzudenken.

»Woher?«

»Sie hatte ein Taschentuch. Mit meinem Blut drin.«

»Wirklich?«

Der Tag in der U-Bahn. Antonia, die so hilfsbereit und umsichtig gewesen war. *Möchten Sie ein frisches Taschentuch? Geben Sie mir das alte zurück.* Hatte sie das Taschentuch mit Emmas Blut absichtlich eingesteckt? Hatte sie damals schon vorausschauend gedacht und geplant? Hatte es überhaupt einen Moment gegeben, in dem sie ohne Hintergedanken gewesen war und lediglich einer anderen Mutter helfen wollte, die so offensichtlich in Schwierigkeiten steckte?

»Na, so was«, sagte Tamsin. »Ich kann es nicht glauben. Die Polizei wird das natürlich überprüfen und die Frau auf jeden Fall verhören. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Es wäre nur eine Möglichkeit«, meinte Emma achselzuckend. »Vielleicht hat sie es auf andere Weise geschafft. Das spielt jetzt auch keine Rolle mehr.«

Tamsin warf ihr einen irritierten Blick zu.

»Sie müssen sie hassen«, sagte sie.

Antonia im Café, wie sie den Blick abwendet.

Ja, haben wir. Wir haben einen kleinen Sohn.

Alles, was Emma durchgemacht hatte, war auch Antonia widerfahren. Die entsetzlichen Schmerzen bei der Geburt. Der Verlust ihrer Jugend und Freiheit und der eigenen Identität. Man war jetzt die Erde und nicht mehr die Blume. Und dort konnte es sehr dunkel und einsam sein. Man war ständig in Sorge, und es gab kein Zurück, die Welt zog einen weiter; und die Belohnung war eine Ahnung von Zukunft, ein winziges Gesicht, das man an seinem spürte.

Tamsins Blick war immer noch auf sie gerichtet. Emma schüttelte den Kopf.

»Ich hasse sie nicht«, antwortete sie. »Ich kann sie verstehen.«

»Privater Anruf für Sie«, teilte die junge Frau mit, die den Kopf zur Tür hereingestreckt hatte.

Tamsin stand auf und strich sich den hellgrauen Rock glatt.

»Ich bin in meinem Büro, falls Sie mich brauchen«, sagte sie.

Sie verließ das Zimmer. Das einzige Geräusch war jetzt das Ticken der Pendeluhr in der Ecke: tick-tack-tick-tack.

Plötzlich waren Emmas Handflächen feucht. Sie hoffte, Tamsin würde bald zurückkommen und bis zu Ritchies Ankunft bei ihr bleiben. Sie wünschte es sich

sogar, dass Tamsin dabei wäre, wenn man ihn brachte. Wie sie wohl ausschaute, so abgemagert und bleich und mit diesem vergipsten Arm? Vielleicht bekam Ritchie einen Schreck, wenn er sie so sah.

Tick-tack-tick-tack.

Sie konnte hier nicht sitzen bleiben. Tamsin hatte die Tür offen gelassen. Emma band sich die Armschlinge neu, stand auf und ging in die Eingangshalle hinaus. Beim letzten Mal war sie mit Rafe hier gewesen, nachts. Jetzt fiel das Sonnenlicht durch das runde, hohe Fenster unter der Decke. Emma hatte das Gefühl, auf Zehenspitzen zu gehen, schwerelos zu sein, zu schweben. Ihr ganzer Körper kribbelte, alle Nerven vibrierten, so, als hätte sie bereits Kontakt aufgenommen. Aber es war noch nicht so weit, noch nicht.

Du warst nicht in der Lage, dich um ihn zu kümmern.

Was, wenn Ritchie sie vergessen hatte? Oder nicht mehr bei ihr sein wollte? Was, wenn er zu Antonia wollte? Sie war gut zu ihm gewesen. Im U-Bahnhof hatte er sie gleich gemocht; sie war mit ihm umgegangen, als würde sie ihn längst kennen. Sie hatte ihm schöne Kleider angezogen und ihn im Garten so liebevoll im Arm gehalten. Sie hatte ihn die ganze Nacht durch den Regen getragen.

Emma hingegen ...

Du warst nicht in der Lage.

Als Emma die Tür zu Dr. Stanfords Praxis aufstieß, trug sie die Nässe von der Straße mit herein. Im überfüllten Wartezimmer stank es nach Krankheit.

»Es ist ein Notfall«, sagte Emma.

Die Arzthelferin musterte sie von oben bis unten. Ritchie saß im Buggy und verlangte lautstark nach einer Mahlzeit.

Die Arzthelferin erklärte: »Sie haben keinen Termin. Kommen Sie morgen wieder, dann ist eine Vertretung da.«

Emma schüttelte den Kopf.

»Ich muss mit jemandem reden«, sagte sie. »Heute noch.«

Denk nicht daran. Warum musst du ausgerechnet jetzt daran denken?

Dr. Stanford lächelte gezwungen.

»Emma, da sind Sie ja wieder. Was führt Sie heute zu mir?« Sie überflog die Karte auf ihrem Schreibtisch. »Wie ich sehe, haben Sie übernächste Woche einen Termin? Um Ritchies Ohr noch einmal kontrollieren zu lassen?«

»Ja.«

»Was ist es also, was nicht bis dahin warten kann?«

Emma dachte, sie sei gut vorbereitet. Sie hatte sich genau überlegt, was sie sagen würde. Aber sie saß nur da, sah Dr. Stanford an und brachte kein Wort heraus.

Dr. Stanfords Lächeln wurde immer verkrampfter.

»Sie haben gesagt, es sei ein Notfall«, erklärte sie. »Ich werde heute Abend für eine Woche verreisen. Sie sehen doch, wie voll das Wartezimmer ist.«

Dieser Tag soll ein ganz besonderer sein, verdirb ihn nicht! Emma stand im Sonnenkegel unter dem hohen, runden Fenster und gab sich große Mühe, die Gedanken an Dr. Stanfords Praxis zu verscheuchen. Aber die Bilder kamen immer wieder, quälten sie wie ein Kind, das spielen will.

»Sehen Sie«, sagte Emma zu Dr. Stanford, »ich kann ihn keine Minute allein lassen.«

»Natürlich nicht.«

Ritchie saß im Buggy und heulte, aus seiner Kehle kam nur noch Krächzen.

»Manchmal ist es ziemlich anstrengend, nicht?«, fragte Dr. Stanford. »So ein Kleinkind. Und in den letzten Tagen war das Wetter einfach furchtbar. Schrecklich, wenn man nicht nach draußen kann.«

Ritchie plärrte weiter.

»Hören Sie.« Dr. Stanford warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. »Das ist jetzt nicht der geeignete Moment für eine Unterhaltung. Ich könnte Alison von der Mütterberatung bitten, Sie im Lauf der nächsten Tage zu besuchen. Kennen Sie Alison? Sie hat für eine ganze Weile ausgesetzt, aber nächste Woche müsste sie eigentlich wieder da sein. Sie ist wirklich nett. Sehr zugänglich. Mit ihr können Sie in Ruhe alles besprechen. In Ordnung?«

Dr. Stanford machte sich eine Notiz. Dann schaute sie wieder Emma an.

»In Ordnung?«, wiederholte sie. Sie klang ein wenig ungeduldig.

Das Weinen Ritchies war wie ein Stechen in Emmas Kopf. Er hatte schon so lange geheult, dass seine heisere Stimme kaum noch zu hören war und das Kinn ihm vor Erschöpfung auf die Brust sank; aber er gab nicht auf. Emma hatte ihn noch nie so erlebt. Und sie konnte nichts tun, um ihm zu helfen, denn sie war selbst mit ihrer Kraft am Ende.

Dr. Stanford fragte: »Sonst noch was?«

In der Eingangshalle des Konsulats stand eine riesige Marmorstatue, an die Emma sich nicht erinnern konnte. Trotzdem kam sie ihr seltsam bekannt vor. Eine blasse Frau mit Robe beugte sich über das Kind auf ihrem Schoß. Die Enden der Robe schimmerten weiß in der Sonne. Das Kind lächelte und hatte die pummeligen Arme in die Höhe gestreckt. Die Frau hielt eine Hand halb erhoben, als liebteste

sie die Luft über dem Kind, beschützte und bewachte es. In ihrer Miene lag Zärtlichkeit und Staunen.

Es müsste schnell gehen. Emma hatte oft darüber nachgedacht. Er sollte nicht leiden. Denn sie liebte ihn mehr als alles auf der Welt. Sie hätte nie im Leben gedacht, dass ein Mensch so viel Liebe für einen anderen empfinden könne. Aber jetzt musste sie schnell eine Lösung finden, denn sie schrumpfte. Sie war wie ein Wurm, der sich in der Dunkelheit krümmte.

Sie wusste nur, dass sie ihm nicht wehtun wollte.

Sie sagte zu Dr. Stanford: »Ich werde Ritchie vor einen Zug werfen.«

Als er kam, war es schon nach fünf.

Emma und Tamsin saßen in dem Zimmer mit der Pendeluhr. Irgendjemand hatte ein Tablett mit einer Kaffeekanne und Tassen gebracht.

»Nachricht für Sie, Tamsin«, meinte das Mädchen an der Tür.

Tamsin stand auf. »Schon wieder?«, sagte sie zu Emma. »Heute scheine ich sehr begehrt zu sein. Fangen Sie ruhig ohne mich an, trinken Sie den Kaffee, bevor er kalt wird.«

Die Kanne war schwer und mit einer Hand nicht gut zu handhaben. Während sich Emma ganz auf den Kaffee konzentrierte, glaubte sie, etwas gehört zu haben: ein hohes Stimmchen, das irgendwo in der Ferne vor sich hin brabbelte. Emma stellte stirnrunzelnd die Kanne ab und lauschte. Nichts. Sie hob sie wieder an, um sich einzuschenken. Dann hörte sie Schritte vor der Tür, tipp-tapptipp-tapp, und stellte die Kanne erneut ab, um sie nicht fallen zu lassen. Alles passierte auf einmal: die Schritte, das Quietschen des Türgriffs, das gleißend helle Rechteck aus Licht. Und Tamsins Stimme: »Emma, Emma, er ist hier.«

Emma stand verwirrt auf. Gestalten im Türrahmen, von Licht umflutet. Eine Sekunde lang war sie wie geblendet. Dann, als sie wieder sehen konnte, schaute sie zur Tür – und da stand er.

Als Emma ihn vor sich sah, platzte etwas in ihr auf. Er trug einen dunkelblauen Pullover und Turnschuhe mit echten Schnürsenkeln und Streifen an den Seiten. Seine Augen waren riesig und glänzten; er hielt die Hand einer Frau fest und brabbelte vor sich hin, so wie immer, wenn er müde und kurz davor war zu weinen. Dann entdeckte er Emma und verstummte sofort.

Er starrte seine Mutter fassungslos an, so als traue er seinen Augen nicht. Emmas Brustkorb schnürte sich zusammen, sie atmete tief und keuchend ein, so als wäre sie eben aus dem Wasser aufgetaucht.

»Muh«, sagte Ritchie. Er deutete auf Emma und schaute verunsichert zu der Frau, die ihn an der Hand führte.

Die Frau sagte: »Ja, Ritchie. Das ist deine Mum.«

Ritchie wandte sich wieder Emma zu und staunte. Die Frau löste seine Hand sanft aus ihrer und trat einen Schritt zurück. Ritchie blieb stehen und starrte Emma weiter an.

Wie winzig und seltsam er doch aussah, als er so allein da stand. Wie klein und verwirrt und überwältigt. Emma bekam kaum noch Luft. Sie war auf die Knie gesunken, ohne es zu merken. »Hallo«, flüsterte sie. Ritchies Gesicht war gerötet. Seine Unterlippe zitterte. Seine Augen sahen aus wie die einer Zeichentrickfigur. Emma hatte Angst, ihn zu berühren. Sie streckte den Arm aus und fuhr mit den Fingern über seinen Ärmel. Oh, wie still es hier war, wie fremd. Wo waren die vielen Leute geblieben? Jetzt befanden sie sich ganz allein im Raum – Emma und ihr Baby. Emma streichelte weiter seinen Ärmel, und als er nicht zurückzuckte, ließ sie die Hand langsam, ganz langsam, an seinem Arm hochwandern, an seiner Schulter, bis sie schließlich ...

... bis sie schließlich ...

Ritchie kam näher.

»Muh«, sagte er. Er war irritiert, das konnte sie sehen. Er starrte sie an, und sie las die Fragen von seinen müden Augen ab: Mum, warum sagst du nichts? Was ist das für ein weißes Ding an deinem Arm? Warum siehst du so seltsam aus?

Warum zitterst du?

Dann umarmte er sie. Er drückte sich an sie mit seinem warmen, weichen, ungestümen kleinen Körper, mit seinen Pausbacken, mit seinem Duft. »Muh«, sagte er noch einmal, und sie spürte seinen Atem an ihrem Gesicht. Sie wollte etwas sagen, aber was sie zu sagen hatte, war zu groß, es schwoll in ihr an, bis ihre Körper sich berührten, und drängte dann nach außen. *Ich bin hier*, sagte sie, und die Nachricht ging von ihrem Herz direkt in seins. *Wir sind beide hier*.

Epilog

AUGUST CORNWALL

Vier Uhr nachmittags. Emma stand im Eingang des Pie and Lobster in Polbraith und atmete den Duft von warmem Bier und Meer ein.

»Schluss für heute?«, fragte Seema, das Mädchen hinter der Bar.

»Ja.«

»Dann bis morgen, Emma.«

»Bis morgen, Seema.«

Emma lief durch die kleine Hauptstraße. Vor dem Spar standen die Drahtgestelle mit Eimern und Schaufeln und Ansichtskarten von Cornwall: Pferde bei Sonnenuntergang, Fischer mit Wollmützen, die am Hafen ihre Netze flicken. Neben dem Spar lag der Eingang zu Dr. Rudds Praxis mit dem Messingschild an der Tür. Daran schloss sich eine Häuserzeile an, dann ein Laden für Neoprenanzüge und Surfbretter. Am Ende der Straße stand ein weiß getünchtes Cottage mit einem Holzschild an der Tür: »Delfinkindergarten. 0 bis 5 Jahre«. Unter dem Schriftzug das Bild eines fröhlichen blauen Delfins, der aus einer Welle springt.

Jess, die kleine, freundliche Leiterin des Kindergartens, öffnete Emma die Tür.

»Hallo, Emma«, sagte sie lächelnd. »Komm rein. Er ist im Garten.«

Sie durchquerten den engen Flur. Jess räumte den Weg frei, indem sie die winzigen Stühle an die Wand schob. Die Wände waren mit abgepausten Bildern von Winnie the Puuh und einem Poster mit einem breit lächelnden Mund und der Aufschrift »Sei nett zu deinen Zähnen« geschmückt.

»War er lieb?«, fragte Emma.

»Er ist immer lieb«, versicherte Jess ihr. »Er hat den ganzen Nachmittag von Gespenstern erzählt. Ich musste mir ein Handtuch über den Kopf legen und ›huhu« machen.«

»Du Ärmste«, meinte Emma lachend. »Er liebt Gespenster. Er hat vor ein paar Wochen eins im Fernsehen gesehen, seitdem spricht er von nichts anderem mehr.«

Sie standen jetzt in der Küche. Die Tür zum Garten stand offen.

»Da ist er ja«, sagte Jess.

Aber Emma hatte ihn längst entdeckt. Er kauerte neben dem Sandkasten, und sein blondes Haar leuchtete in der Sonne. Mit der Zunge zwischen den Lippen räumte er Bauklötze aus einem Sandeimer. Neben ihm war ein anderer Junge damit

beschäftigt, einen Plastiklasten im Sand zu vergraben. Dann hob Ritchie den Kopf und entdeckte Emma. Er ließ den Eimer fallen und rannte auf sie zu. Emma kniete sich hin, um ihn zu begrüßen.

»Ein Kuss?«, fragte sie.

Ritchies feuchter Mund stieß ungestüm gegen ihre Wange. »Mm-ah!«

»Was hast du heute im Kindergarten gemacht?«

»Nein.« Ritchie schüttelte heftig den Kopf.

»Ach, komm. Du musst doch irgendwas gemacht haben.«

»Nein, nein.« Wieder schüttelte er den Kopf, er konnte es gar nicht abwarten zu gehen. Er rannte durch den Flur zur Tür und hängte sich an die Klinke.

»Als ich so klein war, wurde mehr von den Kindern verlangt«, sagte Emma zu Jess.

Sie lachten und verabschiedeten sich.

Juliet ist nur eine gute Freundin. So ist es schon seit längerem. Eigentlich wollten wir uns in Südamerika treffen, aber bis jetzt ist sie noch nicht gekommen. Inzwischen glaube ich auch nicht mehr daran.

Ritchie war überglücklich, nach Hause in das kleine Cottage auf den Klippen zu kommen. Er lief zu seinem roten Bobbycar, das mitten im Wohnzimmer parkte, und versuchte, damit in die Küche zu fahren; aber Bob der Baumeister hing unter einem der Vorderräder fest.

Emma sah zu, wie Ritchie versuchte, über Bob hinwegzufahren.

»Erinnerst du dich an Rafe?«, fragte sie.

Ritchie hatte Bobs leblose Gestalt entdeckt.

»Uh-oh«, machte er.

Er stieg ab, um Bob herauszuziehen.

»Rafe ist ein Jahr lang durch Südamerika gereist«, erklärte Emma. »Morgen kommt er uns besuchen. Übers Wochenende.«

Ritchie schaute kurz auf; Bob hatte sich gründlich in der Achse eingeklemmt. Ihn herauszubekommen, würde keine leichte Aufgabe sein. Ritchie seufzte und machte sich an die Arbeit.

Später, als Ritchie in seinem kleinen Zimmer neben der Küche an Gribbit gekuschelt eingeschlafen war, setzte Emma sich auf die Treppe vor dem Haus und lauschte den Wellen. Sie streckte den rechten Arm aus und ballte die Hand immer wieder zur Faust, so, wie die Physiotherapeutin es ihr gezeigt hatte. Sie hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Zusammen mit Seema und einigen anderen hatte sie das Büro im Pub ausgeräumt. Sie hatten jedes einzelne Möbelstück heraus-

getragen, dazu noch Hunderte von alten Kisten, Büchern und Papierstapel, und die Böden, Fenster, Wände und sogar die Zimmerdecken geschrubbt und sich dabei köstlich amüsiert. Es hatte sie mit großer Befriedigung erfüllt zu sehen, wie die einstmals düstere Kammer sich in einen einladenden, hellen Raum verwandelte, der nur noch gestrichen werden musste.

Es war Dr. Rudd aus dem Ärztehaus gewesen, die Emma geraten hatte, den Job im Pie and Lobster anzunehmen.

»Freunde von mir haben den Laden übernommen«, sagte sie. »Sie wollen ihn vergrößern und renovieren und um ein Restaurant erweitern, während nebenan der Barbetrieb weiterläuft. Wenn Sie in den nächsten Wochen einen Job suchen – meine Freunde brauchen zusätzliches Personal.«

Dr. Rudd hatte Emma und Ritchie sehr unterstützt, seit sie nach Polbraith gekommen waren. Sie wollten nur einen Sommer bleiben, aber Emma hatte sich wegen Ritchie eine Hausärztin suchen müssen, außerdem ging sie wegen ihres Arms immer noch zur Physiotherapie.

Sie waren nach der Gerichtsverhandlung im Mai hergekommen. Emma hatte nur einen Tag vor Gericht erscheinen und eine Aussage machen müssen, aber zuvor hatte sie sich unzählige Male mit Lindsay und Detective Hill getroffen, um zu Protokoll zu geben, in welcher Weise die Entführung ihr und Ritchies Leben verändert hatte. Detective Hill, wie immer im beigefarbenen Trenchcoat, hatte es vermieden, ihr in die Augen zu sehen. Emma hatte ausgesagt, wie schrecklich sie sich nach Ritchies Verschwinden gefühlt habe, wie unerträglich der Schmerz und die Angst gewesen seien. Sie hatte von ihrem verletzten Arm berichtet, der sich auch nach drei Operationen und vielen Monaten Physiotherapie nur langsam erholte. Trotzdem war sie ehrlich genug zuzugeben, wie schlimm ihr Zustand vor Ritchies Entführung gewesen war und dass sie sich deshalb noch in Behandlung befinde. Doch sie war überzeugt davon, dass sie sich, dank all der Dinge, die die Hunts ihr angetan hatten, nie wieder so schlecht werde fühlen müssen.

Am Ende wurde David Hunt zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, Philippa zu vier. Sie hatte die Haftstrafe noch nicht angetreten; nach der Verhandlung im Old Bailey war sie direkt ins Krankenhaus zurückgebracht worden, und soweit Emma wusste, befand sie sich immer noch dort.

Damals im Old Bailey hatte sie die Hunts wiedergesehen, die in Begleitung einiger anderer Leute ganz hinten saßen. David, im grauen Anzug, starrte geradeaus; Philippa, ganz in Schwarz, ließ den Kopf hängen und bewegte sich kein einziges Mal. Die Frau neben ihr hielt sie im Arm. Emma konnte nur einen kurzen Blick auf sie werfen, bevor der Staatsanwalt mit seinen Fragen begann und sie sich ganz auf ihn konzentrierte. Später an dem Tag war sie David Hunt noch einmal begegnet,

als sie ihn auf dem Weg nach draußen mit einer Gruppe von Männern auf dem Flur stehen sah.

Ihn aus der Nähe zu betrachten, war ein Schock für Emma. Lindsay, die sie begleitete, schlug vor, wieder hineinzugehen und zu warten, bis David Hunt das Gebäude verließ. Aber da drehte er sich schon um und entdeckte sie. Er wirkte gealtert und sehr müde. Er hatte alles verloren. Seinen Job. Das wunderschöne Haus in Frankreich, in gewisser Hinsicht auch seine Frau, selbst wenn sie am Ende zusammenblieben. Und seinen Sohn.

Emmas und seine Blicke kreuzten sich. Sie nahmen einander zur Kenntnis, ohne eine Miene zu verziehen. Kein Lächeln, aber auch kein Ausdruck von Wut oder Hass. Nicht von ihm, nicht von ihr. Wäre es Emma erlaubt gewesen, mit ihm zu sprechen, hätte sie es vielleicht getan, auch wenn sie nach den richtigen Worten hätte suchen müssen. Dann legte Lindsay ihr eine Hand auf den Arm, und zusammen gingen sie nach draußen.

Am Eingang zur U-Bahn-Station St. Paul's umarmte Lindsay Emma fest.

»Meine Glückwünsche, Emma«, sagte sie.

»Dir auch«, lächelte Emma. An Lindsays Ringfinger funkelte ein strahlender Diamant.

»Ich kann dich nach Hause bringen«, bot Lindsay an. »Wenn du mit mir zum Auto laufen willst.«

Emma schüttelte den Kopf. »Mit der U-Bahn bin ich schneller«, erwiderte sie. »Meine Nachbarin passt auf Ritchie auf, ich möchte mich nicht verspäten.«

»Also dann ...«

Lindsay umarmte Emma erneut, und beide wünschten sich viel Glück. Dann tauchte Lindsay in der Menge unter, und Emma nahm die Rolltreppe zur U-Bahn-Station. Sie empfand Ruhe und Erleichterung. Es war vorbei. Sie würde keinen dieser Menschen jemals wiedersehen.

Mrs Cornes hatte eine Freundin, die Feriencottages an der Küste von Cornwall vermietete.

»Nach dieser Verhandlung musst du dich erholen«, hatte Mrs Cornes gesagt. »Als Kind verbrachte deine Mutter ihre Ferien immer in Polbraith. Es hat ihr dort sehr gut gefallen. Das Haus ist nur ein Zweizimmercottage in einer kleinen Anlage, aber meine Freundin, Mrs Castle, würde es dir zu einem sehr niedrigen Preis überlassen, so lange du möchtest.«

Emma sagte: »Wir nehmen das Angebot gern an, aber nur, wenn Sie versprechen, uns dort zu besuchen.«

Alle waren so nett gewesen. Rosina hatte freudestrahlend vorbeigeschaut, um Emma zu berichten, dass sie für drei Monate nach Hause fliege, und um sie zu

fragen, ob sie mit Ritchie eine Weile bei Rosinas Familie in einem Dorf am Meer wohnen wolle. Emma war der Meinung, der Flug sei für Ritchie zu lang, aber Rosina meinte, die Einladung gelte auch für später, wenn Ritchie älter sei. Selbst Fremde wie Dr. Rudd hatten Emma geholfen. Und von Mary und Tom, den Besitzern des Pie and Lobster, hatte sie einen Job bekommen. Emma und Ritchie waren wochenlang in den Zeitungen gewesen. Wohin man auch blickte, ihre Fotos schauten von allen Kiosken und Verkaufsständen herunter. Eine Zeitlang hatte Emma den Eindruck, alle würden sie kennen und ihr beistehen wollen, aber inzwischen wurde sie immer seltener erkannt. Die Fotos in der Zeitung waren veraltet und Ritchie und sie nicht mehr dieselben Menschen wie damals. Ritchie war dem Babyalter entwachsen.

Ihr Leben schien perfekt. Emma wusste immer noch nicht, was sie und Ritchie tun würden, wenn der Sommer zu Ende ging. Würden sie wieder in der Wohnung in Hammersmith leben? Sollte Emma sich für eine größere bewerben, jetzt, wo Ritchie ein eigenes Zimmer brauchte?

In London hatte sie sich ein paarmal mit Joanne getroffen. Joanne und Barry hatten sich kurz nach Weihnachten getrennt. Joanne war eines Nachmittags früher von der Arbeit nach Hause gekommen und hatte Barry im Bett mit einer Kollegin erwischt.

»Ich habe die Schnauze wirklich voll von ihm«, schimpfte Joanne beim Kaffeetrinken in Emmas Wohnung. »Er hatte einen Kontrollzwang. Er wollte sich immer nur mit *seinen* Freunden treffen, nie mit meinen.« Zaghaft legte sie Emma die Hand auf den Arm. »Ems, es tut mir so leid, dass wir uns aus den Augen verloren haben. Wir sollten uns öfter treffen. Das darf nicht noch mal passieren.«

Aber war es das, was Emma wollte? Wollte sie wirklich weiter in einem Sozialbau wohnen, selbst wenn sie mehr Platz und Ritchie ein eigenes Zimmer besaß? Wollte sie sich wirklich mit Joanne treffen und so tun, als könnte sie so mit ihr befreundet sein wie früher? Außerdem hatte sie immer noch Geldprobleme. Emma genoss es sehr, mit netten Kollegen im Pie and Lobster zu arbeiten, aber mit dem Sommer würde auch ihre Zeit dort enden und sie wieder von ihren Ersparnissen leben müssen.

Manchmal lag sie nachts wach und machte sich Sorgen um die Zukunft.

Aber an einem Tag, als sie und Ritchie vom Strand zurückkamen, wo sie im Meer gebadet hatten und Ritchie sich vor einem Krebs gefürchtet hatte – an diesem Nachmittag war sie guter Dinge gewesen und hatte fröhlich ein zuvor im Radio gehörtes Lied gesummt.

Wieder vernahm sie, wie sich eine große Welle brach. Sie streckte den Arm aus, ballte die Hand zur Faust.

Morgen Abend würde Rafe hier sein. Wie würde es zwischen ihnen laufen? Würden sie sich gut verstehen? Würde ihnen der Gesprächsstoff ausgehen? Emma hatte Rafe seit fast einem Jahr nicht gesehen. Während dieser Zeit war er durch Südamerika gereist. Er hatte Fotos gemailt – von der Bar in Rio de Janeiro, in der er gejobbt hatte, von einem Zeltplatz neben einem chilenischen Gletscher, von dem Kanu, in dem er sich einen Wasserfall hinuntergestürzt hatte: »Ich habe mich gefühlt wie Indiana Jones.« Das Leben von Emma und Ritchie musste ihm vergleichsweise langweilig erscheinen. Na ja, sie konnte nur hoffen, dass er hier trotzdem ein nettes Wochenende verbringen würde. Sie wollte Rafe die Klippen zeigen und die Surferstrände und wie todesmutig Ritchie sich in die Wellen stürzte. Es wäre schön, wenn sie und Rafe Freunde sein könnten.

Falls du dich wirklich wieder bei der Polizei bewerben willst, hatte sie ihm geschrieben, *kannst du mich und Ritchie unter der Rubrik »besondere Leistungen« angeben.*

Drei Monate waren vergangen, und sie befand sich immer noch in Polbraith. Emma hatte nie vorgehabt, so lange zu bleiben. Sie verstand jetzt, warum ihre Mutter den Ort so geliebt hatte. Die Leute hier kümmerten sich umeinander. Es wäre der richtige Ort, um ein Kind aufzuziehen.

Ein paar Abende zuvor war Ritchie in die Küche gerannt gekommen, um Emma etwas zu zeigen.

»Muh.« Er zerrte an ihrem Ärmel und deutete ins Wohnzimmer. »Muh.«

»Was ist denn? Was ist los?«

»Oh. Oh.« Er war ganz aufgeregt und außer Atem.

Er zog sie in Mrs Castles kitschig eingerichtetes Wohnzimmer und kletterte auf die Fensterbank. Draußen dämmerte es. Die Blüten am Busch unter dem Fenster leuchteten rosa, so wie der Horizont.

»Hu«, machte Ritchie, »hu-huu.«

»Gespenster?«, fragte Emma. »Wo?«

Ritchie zeigte mit energischer Geste in den Garten, aber allem Anschein nach wusste er die exakte Stelle nicht mehr. Sein Blick suchte die Gegend ab, bis er etwas entdeckte und aufgeregt nach Luft schnappte.

Emma sagte: »Ah, *jetzt* sehe ich, was du meinst!«

Sie sah es wirklich. Zwei weiße Schleiereulen schwebten über den dunklen Büschen. Ritchies Augen, die verückt die Tiere verfolgten, reflektierten den Schimmer des Abendrots am Horizont.

»Das sind wunderschöne Gespenster«, sagte Emma.

Sie beobachtete ihn, sein rundes Gesicht, die breite Stirn, und dachte sich zum tausendsten Mal, wie dankbar sie für ihn war.

Die Eulen flogen vorüber. Ihr Bild spiegelte sich für einen Moment im Glas des Fotorahmens, der auf dem Fensterbrett stand. Die Aufnahme zeigte Emma mit ihrer Mutter und Großmutter; sie war an deren Geburtstag gemacht worden. Die drei Frauen lächelten in die Kamera. Zwei weiße Eulen huschten über ihre Gesichter und schwebten davon. Ritchie deutete auf den Fotorahmen.

»Hu«, sagte er. »Hu-huu.«

Am Freitag sagte Seema während der Arbeit zu Emma: »Was ist los? Du siehst so schick aus.«

»Das bildest du dir ein.«

»Nein, bestimmt nicht.« Seema kam hinter der Bar hervor, stemmte die Hände in die Hüften und musterte Emma von Kopf bis Fuß. »Neues Oberteil?«

»Kennst du das noch nicht?«

»Nein.«

»Na, so was.« Emma fuhr mit dem Finger über eine Rille im Tresen. Sie wollte locker wirken, aber aus irgendeinem Grund wurde sie plötzlich verlegen. »Heute kommt ein Freund zu Besuch. Nach der Arbeit.«

»Ein Freund, hm?« Seema lächelte vielsagend. »Tja, du siehst toll aus.«

Nach der Arbeit holte Emma Ritchie vom Delfinkindergarten ab. Er kam ihr gemessenen Schrittes aus dem Garten entgegen. Er hatte die Zunge wieder zwischen den Zähnen und konzentrierte sich auf eine halb zerdrückte gelbe Blume, die er Emma feierlich überreichte. Emma nahm sie entgegen, was gar nicht so einfach war, weil die Blütenblätter an Ritchies Hand klebten.

»Oh!« Jess legte den Kopf schief. »Ist das nicht süß?«

»Sie ist wunderschön. Vielen Dank.« Emma wollte ihn küssen, aber Ritchie war dabei, sich die Hände am T-Shirt abzuwischen.

»Smutzig«, sagte er.

Emma legte die zerdrückte Blume in ihre Handtasche und sagte zu Ritchie: »Heute gehen wir auf dem Klippenpfad nach Hause.«

Meine letzte Woche hier. Am Mittwoch geht der Flug von Lima nach London. Zurzeit bin ich in den Anden unterwegs. Wir sind seit dem Morgengrauen gewandert und erst vor einer Stunde im Dorf angekommen. Ich schwitze, alle Knochen tun mir weh, und in dieser Höhenluft schmilzt mir das Hirn weg.

Und ausgerechnet hier, auf diesem winzigen Dorfplatz am Ende der Welt, erreicht mich Deine Mail.

Wie schön, von Dir zu hören, Emma. Ich freue mich wirklich sehr darauf, Euch beide zu sehen.

Der Weg vom Delfinkindergarten bis nach Hause führte bergauf. Von ganz oben sah man nur noch das Meer, glitzernd in der Ferne, in Strandnähe tiefblau. Wuuusch, machten die Wellen beim Hereinkommen, und ein klackerndes Geräusch beim Zurückweichen. Emma und Ritchie standen auf dem Klippenpfad an einem Zaun, hinter dem eine gewundene Steintreppe zum breiten Sandstrand hinunterführte. Weiter vorne auf den Klippen ragte der von Kletterpflanzen überwucherte Turm einer stillgelegten Kupfermine in den Himmel. Ritchie lief voraus, eine große Schneckenmuschel in der Hand. Plötzlich blieb er stehen und deutete den Pfad entlang.

»Mann!«, rief er.

Da stand tatsächlich ein Mann, ein ganzes Stück weit weg. Er lehnte am Zaun, genau vor ihrem Cottage, und trug ein leuchtend blaues T-Shirt, das die gleiche Farbe aufwies wie das Meer. Neben ihm am Boden lag ein schwarzer Rucksack. Der Mann hatte sie auch gesehen. Er straffte sich und hielt sich eine Hand über die Augen. Dann hob er den Arm zur Begrüßung. Emma winkte zurück. Sie spürte, wie sich ihr Lächeln von den Augen über den Mund über ihr ganzes Gesicht ausbreitete. Sie winkte noch einmal und stellte sich auf die Zehenspitzen, damit er sie auch wirklich sehen konnte. Der Mann kam ihnen entgegen. Emmas Herz schlug schneller. Sicher lag es nur daran, dass der Weg vom Dorf so steil war. Und heute Abend war es besonders warm.

»Komm, Rich«, sagte sie.

Aber zuerst musste Ritchie sich um die Muschel kümmern. Er hockte sich hin und legte sie vorsichtig neben einen Kieselstein ins Gras. Dann stand er wieder auf und nahm Emmas Hand. Zusammen gingen sie den Pfad entlang.